Siegfried Akkermann

JENSEITS VON RIGA

Familien - und Kindheitserinneungen eines Deutschbalten - von Schaulen nach Kühlungsborn -

INHALT

	Seite
EINLEITUNG	3
FRÜHE ERINNERUNGSBILDER	5
DAS BALTIKUM UND DIE DEUTSCHEN	14
BÄCKERTRADITION UND THEATERLEBEN	17
JAHRE IN RUSSLAND	25
ZURÜCK IN RIGA	34
GRENZBAUERN, DORFHANDWERKER UND SCHANKWIRTE	47
LYZEUM, INTERNAT UND GUTSBETRIEB.	64
NOCH EINMAL 1. WELTKRIEG UND REVOLUTION IN RUSSLAND	68
ZURÜCK IN LITAUEN	76
SCHAULEN	83
"HEIM INS REICH"	93
LITZMANNSTADT - HEINZELSHOF, GINSTERGASSE. 22	106
EVAKUIERT NACH KÜHLUNGSBORN	162
IN DER HAND DER SOWJETARMEE	204
SCHWERER NEUBEGINN	250
SCHLUSSWORT	293

EINLEITUNG

Einen ordentlichen Lebenslauf beginnt man mit der Nennung seines Geburtsdatums und Geburtsortes. Somit wurden die von mir im Laufe der Zeit in erheblicher Anzahl erstellten Aussagen dieser Art meist mit dem folgenden Satz eröffnet:

"Am 19. Februar 1935 wurde ich in der litauischen Stadt Schaulen geboren, als Sohn des damaligen Maschinenklöppelmeisters und späteren Lehrers Eduard Akkermann und seiner Ehefrau, der Lehrerin Erna Akkermann, geb. Jessulat."

Ich bin also gebürtiger Balte. In jener Zeit bezeichnete man Deutsche aus dem Baltikum als Deutschbalten, später wurde zeitweise die Bezeichnung "Baltendeutsche" üblich.

Auf jeden Fall betrachtete sich meine Familie nicht nur als Deutsche, sondern wir waren es wirklich voll und ganz - auf ihr Deutschtum sehr stolze, zu Hause nur deutsch sprechende, in deutscher Kultur und deutschem Schrifttum tief verwurzelte Deutsche. Das ganze war teilweise so ausgeprägt, daß mit ihrer Nationalität viel unbefangener umgehende Deutsche, die hin und wieder aus Deutschland - wir sagten "aus dem Reich" - zu uns kamen, ihre Schwierigkeiten hatten, einen unbelasteten Kontakt zu uns zu finden. Wir waren eben damals schon Deutsche, die in verschiedenen Welten aufgewachsen waren - wobei natürlich jeder sich für den eigentlichen, autentischen Deutschen hielt.

In unserer Familie hatte der Problemkomplex von Nationalität und Staatsangehörigkeit noch einen zusätzlichen, besonderen Akzent dadurch erhalten, daß wir lettische Staatsangehörige deutscher Nationalität in Litauen waren.

Mein Vater war anfangs der 30er Jahre von seinem Rigaer Betrieb als Werkmeister einer neu gegründeten Filiale nach Schaulen geschickt worden, was zur Folge hatte, daß meine Mutter nach der Eheschließung von der litauischen in die lettische Staatsangehörigkeit wechselte und ich - als ihrer beider eheliches Kind - von Geburt an diese lettische Staatsangehörigkeit besaß.

Im Alltagsleben spielte das alles so gut wie keine Rolle, aber wenn irgendein Amt bemüht werden mußte - und Deutsche in Litauen wurden vom litauischen Staat der 30er Jahre öfters angehalten, mit Ämtern offiziell zu kommunizieren - , in diesen Fällen also konnte eine derartige Staatsangehörigkeits- Nationalitäten- Gemängelage durchaus Komplikationen zusätzlicher Art heraufbeschwören. Darauf wird an anderer Stelle näher einzugehen sein.

Ich kann mich recht gut an meine frühe Kindheit im Baltikum erinnern, auch wenn ich schon im Kleinkindalter von 4 Jahren meinen ersten Staatsangehörigkeits-Wechsel erlebte - im Dezember 1939 wurde ich nach der Umsiedlung unserer Familie in das Deutsche Reich deutscher Staatsbürger. Es waren noch einige Lebensstationen zu absolvieren, bis ich im Sommer 1944 mit meiner lieben

Großmutter Anna Jessulat in das schöne mecklenburger Ostseebad Kühlungsborn evakuiert wurde. In Kühlungsborn legte ich 9 Jahre später mein Abitur ab, und Mecklenburg blieb dann auch für den Rest meines Lebens meine engere Heimat.

Eine Mecklenburgerin - die Rostockerin Helga Ahrens - wurde meine Ehefrau, meine Kinder sind hier geboren, aufgewachsen und leben heute mit ihren Familien hier. Meine liebe Ehefrau und ich wollen unseren Lebensabend auch in Mecklenburg verbringen.

Soviel zur allgemeinen Einleitung.

Im nachfolgenden will ich mich bemühen, einen möglichst ehrlichen Bericht über meine Familie und meine Kindheit zu Papier zu bringen. Man wird mir am Ende sicherlich zustimmen, daß es sich um bewegte Lebensläufe gehandelt hat, über die im nachfolgenden berichtet wird.

Gewiß - ich werde nicht immer die reine Wahrheit niederschreiben, vor allem deshalb, weil sich in der Erinnerung Wahrheit immer mit ein wenig Dichtung vermischt, Unkorrektheiten unvermeidbar sind. In dem einen oder anderen Fall werde ich wohl aber auch etwas in dem Sinne schwindeln, daß ich hier und dort einiges weglasse, was für die Gesamtentwicklung unserer Familie und meiner Person durchaus wichtig war - es soll durch meinen Bericht niemand mehr als unerläßlich bloßgestellt werden. Bewußtes und eindeutiges Lügen will ich aber in jedem Falle vermeiden.

FRÜHE ERINNERUNGSBILDER

Meine Erinnerungen an Schaulen sind die Erinnerungen an meine früheste Kindheit; als wir Schaulen verließen war ich etwa 4 Jahre und 7 Monate alt.

Natürlich stehen Haus und Wohnung bei allem, was im Gedächtnis geblieben ist, vornean.

Wie alles, was sich aus den allerersten Lebensjahren eingeprägt hat, war das von uns bewohnte Haus "gewaltig groß". Es gibt noch Fotos, und auf denen ist ein ordentlich erhaltenes Holzhaus zu sehen - einstöckig, mit ausgebautem Dachgeschoß. Wir waren nicht Eigentümer des Hauses, sondern wohnten dort zur Miete; wenn ich micht nicht irre, waren wir die einzigen Mieter im Erdgeschoß, während im ausgebauten 1. Stock eine alleinstehende Litauerin wohnte.

Wir hatten 3 oder 4 Zimmer und Küche; es gab elektrischen Strom. Ob es auch fließendes Wasser und Kanalisation gab, halte ich für eher unwahrscheinlich. In meiner Erinnerung an sehr frühe Tage hat sich das Baden zusammen mit meiner Mutter in einer - natürlich ungewöhnlich großen - ZinnBadewanne erhalten; sie wurde sonnabends in der Küche aufgestellt, zuerst mit heißem Wasser aus großen Töpfen, dann mit kaltem Wasser aus Eimern gefüllt, bis die richtige Temperatur erreicht war. Meine Mutter stieg als Erste in die Wanne, dann wurde ich von meiner Großmutter dazugereicht. Das alles war für mich so sehr mit dem Empfinden höchsten Wohlgefühls verbunden, daß dieser Eindruck eines 3jährigen Kleinkindes bis heute in mir haften geblieben ist - ein Empfinden absoluter mütterlicher Geborgenheit und einmaliger physischer Harmonie in unserem warmen Wannenbad. Hinter dem Haus war ein großer Garten, mit vielen Beerenobst-Sträuchern und Blumen, doch vor allem zum Anbau von Möhren, Bohnen, Tomaten, Radieschen, Salat und Zwiebeln genutzt. Ich kann mich an diesen Garten nur zur Frühlings- und Sommerzeit erinnern; wahrscheinlich sind mir nur die Erinnerungen ab Frühling 1939 geblieben, d. h., ab Beginn meines 4. Lebensjahres.

Ich weiß noch, daß in einem anderen Gebäude auf unserem Grundstück eine russische Familie lebte, und vor allem an Sommerabenden diese ganze Familie auf der Treppe zu ihrem Haus saß - der Vater, ein kräftiger, damals sicher schon etwa 50jähriger Mann mit Halbglatze und gewaltigem Vollbart, daneben seine Frau und seine 3 Töchter, die im Schulalter gewesen sein dürften.

Da bei uns zu Hause nur deutsch gesprochen wurde, kam ein Gespräch zwischen mir und unseren Nachbarn nicht in Frage. Obwohl ich keinerlei Konflikte zwischen meinen Eltern und diesen Menschen registriert habe, macht mich heute die Tatsache nachdenklich, daß auch zwischen meinen Eltern und speziell den russischen Nachbarn so gut wie nie gesprochen wurde, obwohl mein Vater und meine Mutter die russische Sprache sehr gut beherrschten, meine Mutter sogar im Besitz eines Reifezeugnisses von einer zur Zarenzeit führenden Bildungseinrichtung für "höhere Töchter" Rußlands war.

Auch mit Litauern hatten wir kaum persönlichen Umgang. Die Mitbewohnerin aus dem 1. Stock war immer sehr freundlich zu mir, begrüßte mich mit "laba djena" - auf litauisch "guten Tag" . Von meinen Eltern wurde mir beigebracht, in gleicher Weise mit "laba djena" zu antworten. Diese beiden Worte sollten die einzigen bleiben, die ich in der Sprache meines Gastlandes lernte.

Schaulen war mit seiner Leder- und Textilindustrie und knapp 30000 Einwohnern nach der derzeitigen Hauptstadt Kaunas und Memel zwar die drittgrößte Stadt des Landes, in meiner Erinnerung war der Ort jedoch eher ein gewaltiges Dorf, ohne eigentliches urbanes Zentrum, vergleichbar vielleicht mit den sächsischen Industriedörfern am Rande des Zittauer Gebirges, nur sehr viel großflächiger. Ich kann mich noch an den Markt - einen typischen ländlichen Markt - , an meinen ersten und einzigen Kinobesuch in Schaulen im Sommer 1939 und an ein parkähnliches Waldstück erinnern, in dem im Herbst des gleichen Jahres viel Kastanienlaub lag, durch welches zu laufen mir viel Spaß bereitete.

Die Jahre meiner frühen Kindheit waren Jahre ohne jeglichen Kontakt mit Altersgefährten. Das lag daran, daß die Zahl der deutschen Familien klein war und man sich mit Familiengründungen Ende der 30er Jahre sehr zurückhielt.

Meine Mutter hatte ihren Beruf als Lehrerin nach ihrer Eheschließung aufgeben müssen, war nun in Liebe und Umsicht den ganzen Tag um mich besorgt. Eine meiner Großmütter lebte bei uns, und so hatte ich von früh bis spät zwei Frauen in meiner unmittelbaren Nähe, deren Gedanken überwiegend um mich kreisten. Da ich in diese Situation hineingeboren war, empfand ich sie als ganz natürlich, fühlte mich wohl und galt folglich schon sehr früh als altkluges Kind.

Im nachhinein betrachtet, waren meine Gedankengänge vermutlich oft kaum kindgemäß - wie es so kommt, wenn man als Kleinkind sich ausschließlich in einer Welt besorgter Erwachsener bewegt. Mein Vater war in seiner Umgebung offensichtlich ein sehr angesehener Mann - als Erster Werkmeister eines der größten Betriebe am Ort trug er eine erhebliche Verantwortung auch für die ökonomischen Resultate seiner Maschinen-Klöppel-Fabrik, der einzigen im ganzen Lande.

Die von ihm entworfenen Spitzen, Bordüren, Posamente usw., für welche er auch z. B. die Klöppelautomaten einstellen mußte, wurden in ganz Litauen und den angrenzenden Ländern - insbesondere in
Polen und im deutschen Ostpreußen -- vertrieben, ein erheblicher Teil ging regelmäßig zur weiteren
Verarbeitung an die Mutterbetriebe der Firma nach Lettland und England. In unserer Wohnung hatte er
ein eigenes kleines Arbeitszimmer, in welchem die Spitzen- und anderen Muster entstanden, wobei ihn
keiner stören durfte.

Zwei oder dreimal habe ich mit meiner Mutter meinen Vater in seinem Betrieb besucht, wo mich besonders die vielen rasselnden und ratternden Klöppelautomaten gewaltig beeindruckten. Die Selbstisolierung unserer Familie gegenüber der eigentlichen Landesbevölkerung, den Litauern, aber auch gegenüber den keineswegs seltenen Juden, Polen, Russen und Weißrussen stand in starkem Kontrast zu einem sehr intensiven gesellschaftlichen Kontakt zu den anderen deutschen Familien in der Stadt, vor allem aber zu unseren Verwandten und zu langjährigen Bekannten unserer Familie im ganzen Land.

Es gab z. B. in Schaulen ein deutsches Laientheater, und ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, daß man mich zum Abschluß des Schuljahres 1938/39 als gerade 4jährigen Knirps auf die Bühne schickte, wo ich ohne Scheu, und mit viel Beifall bedacht, immer im Kreis herumging, einen kleinen Spazierstock in der Hand, mit Begeisterung "Hänschen klein ging allein in die weite Welt hinein " krähte. Man hatte mir das kurz vor der Vorstellung gesagt, und mir machte es überhaupt nichts aus, dieser Forderung meiner Eltern zu folgen. In wie weit mein Auftritt zu dem ansonsten von Erwachsenen und Schülern der oberen Klassen der Deutschen Schule gespielten Stück paßte, weiß ich bei bestem Willen nicht mehr. Meine Eltern müssen jedenfalls damals sehr stolz auf mich gewesen sein, denn noch Jahre später kam diese Episode öfters zur Sprache, wenn man sich mit alten Bekannten und Freunden über das "damals" unterhielt.

Die Kontakte der relativ wenigen Deutschen untereinander waren in der Tat häufig und eng. An jedem Geburtstag gab es eine große Kaffeetafel, viel Gratulationsbesuch; zu Weihnachten und Ostern besuchte man sich in gleicher Weise häufig, und auch sonst fand man Möglichkeiten und Anlässe, gemeinsam einzukochen, zu backen, zu basteln und andere Unternehmungen zu vollziehen. Lebhaft in Erinnerung geblieben sind mir die temperamentvollen Diskussionen eines Zirkels zum Entwurf und zur Herstellung von Lampenschirmen, der gelegentlich in unserer Wohnung zusammenkam. Besonders aktiv wurde dieser Zirkel in Vorbereitung des alljährlichen Schulfestes der Deutschen Schule in Schaulen, wo die Zirkel-Lampenschirme einen erheblichen Anteil der Gewinne in der zur Aufstockung des Schuletats veranstalteten Tombola stellten.

Als zwei Höhepunkte meiner frühen Kindheit haben sich zwei Reisen meinem Gedächtnis eingeprägt, die im Frühjahr und im Sommer 1939 stattgefunden haben müssen. Es handelt sich um Fahrten mit der Eisenbahn nach Königsberg in Ostpreußen - ins "Reich" - , sowie zu meiner Großmutter mütterlicherseits und zu meinem Onkel Walter - einem Bruder meiner Mutter - in den Geburtsort meiner Mutter, nach Tauroggen.

Meine Mutter war nach der Entbindung von mir an einem bedrohlichen und sich mit vielen Komplikationen hinziehenden Kindbettfieber erkrankt gewesen, das schließlich nur durch mehrere chirurgische Eingriffe beherrscht wurde und einen mehrmonatigen Aufenthalt an der Universitäts- Frauenklinik in Königsberg nach sich gezogen hatte. Dem damaligen Chef der Einrichtung, Prof. Dr. von Mickulicz- Radecki, der dem Vernehmen nach meine Mutter persönlich operiert hatte, bewahrte sie Zeit ihres Lebens ein ehrendes Andenken.

Bei mir war eine kleine angeborene "Fehlerhaftigkeit" chirurgisch zu beheben, und da den örtlichen Kapazitäten in Schaulen nach den Erfahrungen im Zusammenhang mit meiner Geburt nicht allzuviel zugetraut wurde, ging es wieder zu den medizinischen Universitätskliniken ins "Reich".

Vom Eingriff selbst habe ich nur eine sehr vage Erinnerung - ich bekam eine Spritze, wachte dann in einem Krankenzimmer wieder auf, hatte keinerlei Schmerzen und wurde noch am gleichen Tag entlassen.

Viel lebhafter sind meine Eindrücke von der Stadt Königsberg und von der Wohnung einer Freundin meiner Mutter, bei welcher wir Logis bezogen hatten.

Wir wohnten bei "Tante Hilde". Hilde Nitzsch war Berufskollegin meiner Mutter, d. h. Lehrerin. Sie war Reichsdeutsche, hatte aber neben der deutschen auch die litauische Lehrerprüftung absolviert und einige Jahre an der Deutschen Schule in Schaulen gearbeitet.

Aus dieser Zeit stammte die Freundschaft zwischen den beiden Frauen, die bis an ihr Lebensende halten sollte.

Tante Hilde war eine stattliche, durchtrainierte Frau, sie war wiederholt ostpreußische Meisterin im Kugelstoßen geworden. Sie hat in ihrem Leben nie geheiratet, wodurch sie sich zu damaliger Zeit die Möglichkeit erhalten hatte, ihren Beruf auch in den 20er und 30er Jahren auszuüben; wie in Litauen, so wurden damals in Deutschland Lehrerinnen nach einer Eheschließung in der Regel aus dem Schuldienst - natürlich in "allen Ehren" - entlassen. Als Grund wurde offiziell der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit - vor allem von jungen Lehrern nach Ausbildungsende - angegeben. Wirtschaftliche Selbständigkeit - verbunden mit einem für damalige Verhältnisse respektablen Lebensstandard - konnte sich eine Lehrerin im Deutschland wie im Litauen der 30er Jahre nur dann sichern, wenn sie konsequent einer Eheschließung auswich. Natürlich war damit auch Kinderlosigkeit verbunden; und eine Lehrerin mit einem nichtehelichen Kind war ohnehin "absolut unvorstellbar".

Tante Hilde hat sich in den damaligen Königsberger Tagen viel mit mir beschäftigt. Sie bewohnte eine recht komfortable Wohnung in einem Mehrfamilienhaus. Die Zimmer waren in meiner Erinnerung riesig - noch viel größer als die Räume in unserem Holzhaus in Schaulen. Schwer beeindruckt war ich vom Badezimmer mit dem Wasserklosett, dessen Mechanik mich anfangs erheblich irritierte, später begeisterte; ein Miniwasserfall in der Wohnung - so etwas hatte ich in Schaulen nirgends gesehen.

Phantastisch war auch der große Flur, in dem man wunderbar mit Ball, Kreisel oder rollenden runden leeren Keksdosen spielen konnte. Und der Fußboden - lauter helle, blinkende Bretter! Vermutlich war es ein lackversiegelter Dielenboden. In Schaulen waren grob gehobelte und in regelmäßigen Abständen mit rostroter Farbe gestrichene Fußböden üblich. Also - das Wohnen bei Tante Hilde war schon ein Erlebnis für sich.ber dann erst die Stadt Königsberg! Auf den schon damals häufig asphalt-glatten Straßen viel mehr Autos als Pferdefuhrwerke! Ich erinnere mich, daß mich besonders der in Litauen fast unbekannte dreirädrige kleine Tempo-Transporter beeindruckte - der mir als Kleinkind natürlich keineswegs klein erschien. Diese Fahrzeuge bekamen damals von mir den Terminus "komische Autos" und blieben das in unserer Familie während meiner gesamten Kindheit.

Leicht irritiert war ich, daß auf dem Königsberger Markt die recht ärmlich gekleideten Marktfrauen ihre Waren in für mich gut verständlichem Deutsch anpriesen - in Litauen hatte ich die Erfahrung gemacht, daß ärmlich gekleidete Menschen niemals deutsch, sondern immer eine der für mich unverständlichen Sprachen - vermutlich litauisch, aber auch polnisch oder russisch waren denkbar – sprachen. Alles in allem war Königsberg eine andere Welt als Schaulen; eine andere Welt auch als Tauroggen, wohin wir einige Wochen später eine weitere Reise machen sollten.

Königigsberg war Deutschland, war "das Reich", das Kernland aller Deutschen, auf das man als Deutscher stolz war, auch wenn man sich als Deutschbalte in seinem baltischen Geburtsland wohl eher heimisch fühlte. Nach den vielen Eindrücken und Erlebnissen in Königsberg kehrte ich jedenfalls nicht ungern wieder nach Schaulen zurück, wo in meiner kleinen Welt alles so einfach und bekannt war. Übrigens - dieser Besuch in Königsberg im Frühjahr 1939 sollte - zumindest bis jetzt - mein einziger Besuch in dieser Stadt bleiben.

Meine zweite Reise ging wenig später zu einem Familientreffen der mütterlichen Seite unserer Familie nach Tauroggen

Es muß kurz nach dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes gewesen sein, denn der Anlaß dieser wichtigen Zusammenkunft war - wie ich aus späteren Gesprächen weiß - die Erörterung der den Deutschen im Baltikum empfohlenen Übersiedlung nach Deutschland.

In Tauroggen wohnten damals meine "andere" Oma - die Mutter meiner Mutter - , sowie ihre älteste Schwester - meine Tante Alma - und ihr einziger damals noch lebender Bruder, mein Onkel Walter. Tante Alma war niemals in ihrem Leben verheiratet, im Jahre 1939 mit 47 Jahren schon ein "älteres Fräulein", ruhig, ausgeglichen und verständnisvoll gegenüber jedermann. Mein Onkel Walter - Bruno Walter Jessulat mit vollem Namen - hatte im auch nicht mehr jugendlichen Alter von 35 Jahren eine etwa gleichaltrige Lehrerin geheiratet, zu der ich "Tante Gertrud" sagte. In Anbetracht des fortgeschrittenen Heiratsalters lag es auf der Hand,daß diese Ehe kinderlos war und blieb. Einen etwa gleichaltrigen Spielkameraden gab es also auch in dem in Tauroggen ansässigen Zweig meiner Familie nicht, und Tante Gertrud hatte leider bei weitem nicht soviel für mich übrig, wie Tante Hilde in Königsberg. Zu meinem Onkel Walter fühlte ich mich durchaus hingezogen. Er hatte in den letzten 15 Jahren in fleißiger Arbeit und mit großer Sparsamkeit einen kleinen Schlosserei- und Installationsbetrieb aufgebaut, erst vor kurzem seinen recht erheblichen, für die Existenzgründung benötigten Kredit abbezahlt, und durfte nun damit rechnen, sich allmählich ein Leben in einem gewissen Wohlstand aufbauen zu können.

In unmittelbarer Nähe seines Betriebes hatte die ganze Familie schon in den 20er Jahren ein landestypisches hölzernes Wohnhaus erbauen lassen, das inzwischen auch schuldenfrei war. Die Werkstatt meines Onkels faszinierte mich. Im Gegensatz zur Fabrik meines Vaters standen dort nicht ganze Serien lärmend arbeitender Maschinen, sonders es gab ihrer verschiedene, aber nur jeweils in einer Ausführung, und sie wurden niemals alle gleichzeitig, sondern stets hintereinander bedient.

Besonders eindrucksvoll war es natürlich, wenn eine Schmiedearbeit vorbereitet und durchgeführt wurde - die Glut mußte mit dem Blasebalg unter lebhaftem Funkensprühen entfacht werden, dann begann das zu bearbeitende Stück Eisen in der Glut zu glühen, und schließlich folgte der charakteristische Hammerschlag des eigentlichen Schmiedevorganges. Natürlich hing mein Onkel an dem, was er sich in 1 1/2 Jahrzehnten mühsam aufgebaut hatte, und war von der Vorstellung, das alles für eine im einzelnen doch sehr ungewisse Zukunft im "Reich" aufgeben zu müssen, keineswegs angetan. Er stand jedenfalls dem ganzen Umsiedlungsvorhaben sehr skeptisch gegenüber, wie ich aus späteren Gesprächen meiner Eltern weiß.

Bemerkenswert war auch, daß Onkel Walter damals schon einen PKW, ein Auto mit einem nur dreistelligen polizeilichen Nummernschild besaß - was auf die damalige motorisierte Verkehrsdichte in Litauen schließen läßt.

Damals habe ich mir die Nummer dieses polizeilichen Kennzeichens nicht eingeprägt, doch es sind von der nachfolgend beschriebenen Sonntags-Nachmittags-Ausfahrt Fotos erhalten, aus denen dieser Sachverhalt hervorgeht.

Diese Autofahrt war meine allererste Fahrt mit einem solchen Fahrzeug, und da sie für mehrere Jahre auch meine einzige Autofahrt bleiben sollte, habe ich noch heute außerordentlich lebhafte Erinnerungen an sie. Es war dies indessen eine Fahrt, die ich auch wohl sonst kaum vergessen hätte. Natürlich hatte man in baltendeutschen Haushalten schon damals in der guten Stube ein Sofa. Aber die weichen, ledernen Polstersessel des Autos gaben mir Kleinkind ein ganz neues Sitzgefühl. Ich war - auch in Schaulen schon, ebenso in Königsberg - hin und wieder mit einer Pferdedroschke gefahren worden, doch das Auto schwebte im Vergleich mit einer Droschke geradezu über die in Litauen üblichen Pflasterstein-Wege.

Nach einigen Kilometern entschloß sich mein Onkel, seine Familie durch die im Hochsommer wunderschöne litauische Landschaft über ihm wohl vertraute Feldwege zu chauffieren. Er bog von der gepflasterten Straße ab, und - mit offenem Verdeck - ging es bei strahlendem Sonnenschein, frischem Fahrtwind mitten durch Mutter Natur. Es war herrlich, die Stimmung im Wagen ausgezeichnet, man begann Volkslieder - natürlich deutsche Volkslieder - aus voller Brust zu singen.

So erlebten wir eine Weile den Sommer in vollen Zügen; auf einer Wiese wurde gepicknickt, und etwa nach einer Stunde sollte es wieder nach Hause gehen, zumal sich der Himmel mit Wolken zu beziehen begann.

Da mein Onkel uns alle und sein Gefährt im Trockenen nach Hause bringen wollte - auf aufgeweichten Landwegen ist bekanntlich nicht besonders gut Autofahren - wählte er eine Abkürzung, die er allerdings seit einiger Zeit nicht mehr befahren hatte.

Und daraus sollte ein erhebliches Problem resultieren. Eine über einen Bach führende Brücke dieses Weges war zwecks Überholung einige Tage zuvor demontiert worden. Mein Onkel suchte darauf auf seiner Routenkarte einen ihm kaum bekannten Umgehungsweg heraus, um über den ansonsten nicht passierbaren Bach zu gelangen. Es war dies ein sehr wenig befahrener Weg, und das Auto hatte seine liebe Mühe zwischen dem vielen Unkraut durchzukommen. Als wir schließlich den Punkt erreicht hatten, an dem dieser Ersatzweg - der eher ein breiter Pfad war - zu jener Brücke gelangte, über welche wir nun endlich das "rettende Ufer" zu erreichen hofften, hielt mein Onkel sein Gefährt an, und bekam eine Sorgenfalten-umwölkte Stirn.

Die Autobesatzung, d. h. seine Frau - Tante Gertrud - , meine Eltern, meine Tante Alma und ich hatte angesichts der Wegequalität schon lange ihre Singübungen eingestellt. Alle "Großen" begannen sehr konsterniert das zu beäugen, was sich ihnen als "Brücke" darstellte. Ich konnte an besagtem Bauwerk nichts Befremdliches entdecken - die Brücke, eine reine Holzkonstruktion, war anheimelnd mit grünem Moos bedeckt, sie sah aus, wie manche verträumten Brücken in meinen Märchenbüchern.

Mein Onkel jedenfalls verließ seinen Platz am Steuer, stieg aus dem Wagen, und begann, die Brücke von allen Seiten aus nächster Nähe zu inspizieren. Schließlich kam er zurück und meinte "es kann gut gehen". Darauf übernahm sofort meine Mutter das Kommando über ihren unmittelbaren Anteil der Familie, wies meinen Vater und mich an, unverzüglich das Auto zu verlassen, was wir dann auch taten. Tante Gertrud deutete das als Affrond gegenüber den Chauffierkünsten ihres Ehemannes, was einen lebhaften Wortwechsel an der Grenze eines Streites zur Folge hatte. Sie blieb demonstrativ auf ihrem rechten Vordersitz im Auto sitzen. Meine Tante Alma war sich nicht schlüssig, ob sie sich der Auffassung ihrer Schwägerin - mit der sie im gleichen Haus zusammenwohnte - oder ihrer Schwester anschließen sollte. Wie in solchen Fällen häufig geübt, beschloß sie schließlich, gar nichts zu tun; d. h., sie blieb im Wagen sitzen.

Meinem lieben Onkel war diese Entwicklung der Situationserörterung gar nicht angenehm - er hätte natürlich den Wagen gern möglichst geleert gesehen, um ohne Schaden über das morsche Bauwerk hinwegzukommen. Und wenn die Aufforderung zum allgemeinen Aussteigen rechtzeitig von ihm ausgegangen wäre, hätten ihr sicherlich auch alle Folge geleistet. Aber nun hatte sich darüber ein kaum verdeckter Streit zwischen seiner Frau und seiner Schwester entzündet; um die ganze Sache nicht zu einem handfesten Krach ausufern zu lassen, sagte er schließlich zu den beiden im Auto verbliebenen Frauen: "dann haltet euch richtig fest!" und fuhr los, sehr langsam, möglichst jene Balken und Bohlen der Brücke belastend, die ihm noch das relativ größte Vertrauen vermittelten. Und tatsächlich, mit den Vorderrädern erreichte er sicher das andere Ufer. Vielleicht wäre alles gut gegangen, hätte er in diesem Moment Vollgas gegeben, versucht, so das ganze Gefährt schnellauf die andere Seite des "vermalledeiten" Baches zu bringen.

Aber er wollte sein fahrerisches Kunststück in ruhiger Überlegenheit zu Ende bringen, und so geschah es, daß die ganze Brücke - einen Meter etwa, bevor auch die Hinterachse den festen Halt des Ufers erreicht hatte - einbrach, die Hinterräder also in der Luft hingen, und nichts vorwärts oder rückwärts ging. Zum Glück stürzte der Wagen nicht ab, und was nun folgte waren für mich nicht uninteressante Turnübungen der beiden Damen mittleren Alters, um sich aus der schwebenden Karosse zu retten.

Meine Mutter enthielt sich in dieser Situation stolz und vornehm jeden Kommentars. Mein Vater klopfte seinem Schwager verständnisvoll auf die Schulter und meinte trocken: "Ich gehe dann zum nächsten Gehöft, um einen Bauern mit mindestens zwei Pferden aufzutreiben".

Nach dem schönen Picknick im Sonnenschein gestalteten die Frauen nun ein zweites, gewissermaßen außerplanmäßiges Picknick, wobei auch die allerletzten Reste der mitgenommenen Speisen verzehrt wurden. Zum Glück regnete es immer noch nicht.

Onkel Walter überlegte hin und her, wie man das Auto ohne größere Blessuren aus seiner Zwangslage befreien könnte. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, baute er aus dem Material der soeben zusammengekrachten Brücke eine Art Rutsche für den Unterboden seines Fahrzeugs.

Schließlich tauchte mein Vater tatsächlich mit einem litauischen Bauern und zwei Pferden nebst passendem Schleppgeschirr auf. Der Bauer bekam von Onkel Walter einen "angemessenen Schein", spannte die beiden Pferde vor das manövrierunfähige Motorfahrzeug, alle Erwachsenen versuchten mitzuziehen und mitzuschieben, und mit "Hüh" und "Hott" wurde schließlich das Auto in seiner Gänze auf stabilen Untergrund gezerrt. Es war tatsächlich fahrtüchtig geblieben, alle stiegen ein, es begann zu tröpfeln, das Verdeck wurde hochgezogen, und in einem sich stetig steigernden Sommerregen kamen wir - um einiges später als geplant - wieder in Tauroggen an.

Kurz bevor wir in unser heimatliches Schaulen mit der Eisenbahn zurückfuhren, traf auch die zweite Schwester meiner Mutter, Tante Lilly, in Tauroggen ein. Tante Lilly arbeitete als Lehrerin in Ost-preußen, wohnte aber in einem litauischen Grenzort und überquerte zweimal täglich - auf dem Wege zur, bzw. von der Arbeit - die deutsch-litauische Grenze.

Somit war am letzten Abend die gesamte Familie meiner Mutter in Tauroggen versammelt.

Die Geschwister und ihre Ehepartner, sowie meine Großmutter haben sehr lange zusammengesessen und das Für und Wider einer Teilnahme an der sich abzeichnenden Umsiedlungsaktion der Deutsch-Balten durchgesprochen. Letzten Endes war man sich dann wohl einig, an der Umsiedlung doch teilzunehmen, vorausgesetzt, die bis dahin noch unbekannten konkreten Konditionen des Exodus waren großen und ganzen annehmbar.

Soweit zu meinen ersten, frühesten Kindheitserinnerungen. Bevor ich mit meiner persönlichen Biografie fortfahre, erscheint es mir angebracht - wie schon einleitend angekündigt - als Fundament meiner weiteren Autobiografie von dem zu berichten, was über die Wurzeln und die Lebenswege meiner Vorfahren in Berichten und Erzählungen aus unserer Familie überliefert wurde.

DAS BALTIKUM UND DIE DEUTSCHEN

Unter Baltikum verstehen wir einen geographischen Bereich mit einem charakteristischen Klima, einer typischen landschaftlichen Struktur, Flora und Fauna. Der im Vergleich zu Mitteleuropa dünn besiedelte weitflächige Raum war zur Zeit der 20er und 30er Jahre von einer multiethnischen Bevölkerung besiedelt. Gewiß machten die jeweiligen Hauptvölker der Litauer, Letten und Esten in ihren Teilgebieten jeweils die Mehrheit aus, die verschiedenen nationalen Minderheiten stellten jedoch zum Teil erhebliche Teilkontingente.

Als die bedeutendste Minorität wurden - bezogen auf den gesamten baltischen Raum - im allgemeinen die Deutschen angesehen. Seit rund einem halben Jahrtausend im Baltikum sesshaft, mit ihm im Laufe eines langwährenden historischen Prozesses fest verwachsen, in seiner Ökonomie und Sozialstruktur verankert, dürften die Deutschen auch nach ihrer teilweisen Auswanderung infolge des ersten Weltkrieges - je nach Strenge der Begriffsauslegung - bis zu etwa 5 % der baltischen Bevölkerung ausgemacht haben. Daneben gab es - mit deutlichen territorialen Schwerpunkten - beachtliche Bevölkerungsanteile von Juden, Polen, Russen und Weißrussen.

Die Deutschen waren aber im gesamten Baltikum vertreten, überwiegend in den jeweiligen Mittel- und Oberschichten. Das war sicherlich einer der Gründe dafür, daß Deutsche gegenüber den baltischen Hauptvölkern - bei aller territorialen Verankerung - nirgends nennenswerte Assimilationstendenzen offenbart, sich als eine Gruppe mit sehr ausgeprägtem nationalen Identitätsbewußtsein und einem erheblichen Kohäsionsstreben über die Jahrhunderte behauptet hatten, und sich so auch noch in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts darstellten.

Ihr Hauptort war zweifelsohne die ohnehin bedeutendste baltische Stadt, die einzige echte Metropole des Baltikums, Riga. Nicht zu übersehen war auch Dorpat. Dorpat spielte als Stadt mit einer über lange Zeit deutschsprachigen Universität eine hervorgehobene geistig-intellektuelle Rolle.

Wichtige Bezugspunkte für die Deutsch-Balten waren dessen ungeachtet aber auch das ostpreußische Königsberg, sowie - bis zum Ende der Zarenzeit - die damalige russische Hauptstadt St. Petersburg. Trotzdem - das Leben der Deutschen in Estland, Lettland, Litauen war Baltikum-zentriert, und sie bildeten nach den innerbaltischen Grenzziehungen infolge der historisch jungen jeweiligen Eigenstaatlichkeit von Litauen, Lettland und Estland in den 20er und 30er Jahren eine "panbaltische Klammer", waren kaum in die kleinlichen Zänkereien zwischen den jungen Nationalstaaten involviert, pflegten oft lebhafte Kontakte über die frischen baltischen Grenzen hinweg, blieben wichtige ökonomische und intellektuelle Leistungsträger für das Baltikum als Ganzes.

Aus der Sicht eines Bundesbürgers von heute - eines "Jetztzeit-Zeitgenossen" - wird, soweit man überhaupt dazu eine Meinung hat, das frühere Deutschtum im baltischen Raum mehr oder weniger als eine "in sich geschlossene homogene Erscheinung" verstanden. Zumeist erscheint der Deutsch-Balte als eine Art besonders ausgeprägter Norddeutscher - bodenständig, ruhig-ausgeglichen, fleißig, genügsam, verträglich und trinkfest, und insgesamt ein wenig hinter den aktuellen Entwicklungen in Westeuropa oder den "deutschen Kernlanden" zurückgeblieben.

Natürlich sind das Klischees, denen wohl - wie den meisten Klischees - eine Prise Wahrheit zugrunde liegt, die dennoch bei ernsthafterer Betrachtung kaum aufrecht zu erhalten sind.

Im baltischen Raum waren seit Jahrhunderten Deutsche verschiedener Herkunft ansässig, d. h. Menschen, die aus verschiedenen Teilen Deutschlands gekommenen Einwanderern entstammten, oder aber über Jahrhunderte hinweg - obwohl nicht deutschen Ursprungs - zu Deutschen aus Überzeugung, Kultur, Zugehörigkeitsgefühl geworden waren. Und nicht wenige Menschen der deutschen Volksgruppe stammten von Vorfahren unterschiedlicher Herkunft ab. Deutscher im Osten war, wer in der deutschen Volksgruppe integriert war, alle Höhen und Tiefen mitmachte, die das Schicksal der deutschen Volksgruppe bescherte.

So gab es unter den Deutschen verschiedene Prägungen betreffs Charakter, Physiognomie, Statur usw. Ein prägendes Charakteristikum der im Baltikum lebenden Menschen ist die Weite des baltischen Raumes. Die Entfernung von Südlitauen bis zur estnischen Hauptstadt Reval entsprach etwa der räumlichen Distanz zwischen Lübeck und München. Daß bei solchen Entfernungen auch Nuancen im Klima, unterschiedliche Nachbarn, differierende historische Einwirkungen für die in den einzelnen Teilbereichen des Baltikums siedelnden Angehörigen auch einer grundsätzlich geschlossenen Volksgruppe unterschiedliche Einwirkungen gehabt haben, dürfte auf der Hand liegen.

Hatte z. B. Estland ein beinahe finnisch-nordskandinavisches Klima, mit sehr kurzen Winter- und sehr langen Sommertagen, herrschten in Südlitauen in dieser Hinsicht ähnliche Verhältnisse wie z. B. in Mecklenburg-Vorpommern oder Hamburg.

Es gab folglich unter den Deutschen im Baltikum Unterschiede, es gab auch Interessengegensätze, nicht immer harmonierende sozial-kulturelle Differenzierungen - bei allem übergreifendem Deutsch-Baltentum, aller national definierten inneren Kohäsion der deutschen Balten.

Zu erheblichen Teilen resultierten die speziellen Kulturmerkmale insbesondere aus den unterschiedlichen Wurzeln der Deutsch-Balten.

In den Ostsee-Hafenstädten dominierten jene Deutsche, die sich auf Vorfahren beriefen, welche einst hanseatische Kaufleute und Handwerker gewesen waren. Die auf dem flachen Lande häufig adligen deutschen Familien leiteten ihre Herkunft nicht selten irgendwie vom Deutschen Ritterorden oder vom Schwert-Ritterorden ab; inzwischen waren sie - was insbesondere für die Besitzer großer Güter zutraf mit Adelsfamilien in "Halb Europa" verwandt. Und da war auch die sehr erhebliche Gruppe Deutscher von weitgehend alt-preußischer Herkunft, die über Jahrhunderte mehr oder wenig beständig über die ostpreußisch-litauische Grenze diffundiert waren und vor allem das Deutschtum in Litauen weitgehend prägten.

Nicht zu übersehen waren weitere Wurzeln. Zu beachten sind z. B. die aus dem Salzburger Land infolge einer rigiden Katholisierungspolitik des Habsburgischen Österreich aus ihrer Heimat vertriebenen Protestanten, die im 18. Jahrhundert im Baltikum eine neue Heimat gefunden hatten. Und es sollte auch nicht übersehen werden, daß nicht wenige Angehörige der vor allem im 19. Jahrhundert staatenlosen Völker der Polen und Juden - wenn sie im Baltikum erst einmal ihre Etabilierung in den Mittelschichten erreicht hatten - oft eine besondere Affinität zur deutschen Volksgruppe entwickelten und keineswegs chancenlos waren, im Laufe einiger Generationen tatsächlich mit ihr zu verschmelzen. Ihre Nachfahren wurden in der Regel Deutsche "ohne wenn und aber".

In Bezug auf meine Person möchte ich anmerken, daß ich zwei in ihrer Originalität sehr unterschiedlichen Klustern dieser Volksgruppe entstamme - väterlicherseits bin ich ein Abkömmling typischer deutscher Handwerker- und Kaufmannsfamilien des Rigaer Raumes, mütterlicherseits stamme ich von genauso typischen Ostpreußen ab.

In diesem Sinne waren die Deutschen im Baltikum zwar eine Volksgruppe mit starken inneren Bindungen, andererseits von erheblicher Dynamik, Flexibilität und nicht selten weitgespannten Außenbeziehungen, was es dieser Volksgruppe ermöglicht hatte, während eines halben Jahrtausends auf alle historischen Entwicklungen in geeigneter Form zu reagieren und als Volksgruppe zu überleben.

Für die Angehörigen dieser Gruppe ergaben sich oft persönliche Lebensläufe, wie sie für Deutsche im "Reich", insbesondere für Süd- und Westdeutsche, kaum vorstellbar waren, oft geradezu abenteuerlich anmuten.

Die Lebensschicksale verschiedener meiner Vorfahren sind hierfür beispielhaft.

BÄCKERTRADITION UND THEATERLEBEN

Wenden wir uns zunächst meinen väterlichen Vorfahren zu.

Von meinem urgroßväterlichen Namensträger - d. h., dem Vater des Vaters meines Vaters - ist relativ wenig überliefert. Ebenso wie der Vater der Mutter meines Vaters war er ein selbständiger Bäckermeister, eingetragen in der Handwerkerrolle Rigas; wobei in der Familie öfters bemerkt wurde, daß sein Betrieb "wesentlich weniger bedeutend" war, als der stadtbekannte, wohlrenommierte und vergleichsweise große des Bäckermeisters Koopmann, des Vaters der Mutter meines Vaters. Meine beiden Großeltern väterlicherseits entstammten also Bäckerfamilien, die dieses Handwerk zur Jahrhundertwende 1899/1900 schon über mehrere Generationen ausgeübt haben sollen, und sowohl der eine wie der andere meiner urgroßväterlichen Bäckermeister sollen leidenschaftliche Chorsänger im Chor der deutschen Bäckerinnung Rigas gewesen sein. Hier allerdings soll die Stimme von Bäckermeister Akkermann immer noch eindrucksvoller herauszuhören gewesen sein, als die Stimme von Bäckermeister Koopmann.

Aber sonst fühlten sich innerfamiliär die Koopmänner den Akkermännern als eindeutig überlegen. Es gab in der Familie dunkle Gerüchte, wonach die Akkermänner einst "in hoher Gunst" gestanden, über beste Beziehungen verfügt, und hohe Auszeichnungen bekommen haben sollen, bis hin zu Adelsprädikaten - wann, wofür und von wem wußten allerdings auch meine Großeltern nicht mehr. Überhaupt wurde dieses Thema in der Bäckermeister-Familie Akkermann weitgehend tabuisiert. Worauf der offenkundige gesellschaftliche Abstieg - vermutlich um 1800 - beruht hatte, war schon zur Zeiten der Geburt meines Vaters nicht mehr im Einzelnen zu erfahren, weshalb auch ich hierzu nicht auskunftsfähig bin.

Überliefert ist jedoch, daß bis zu meiner urgroßelterlichen Generation alle Kinder in der Familie Akkermann - auch für damalige Verhältnisse - sehr streng erzogen worden sein sollen. Mein Großvater mußte, z. B., seinen Vater mit "Sie" anreden, durfte sich nie in das Gespräch Erwachsener einmischen, hatte seine Mahlzeiten am Tisch der Eltern grundsätzlich im Stehen einzunehmen. Aus heutiger Sicht lassen solche Erziehungseigenheiten die Vermutung zu, daß damit der Erziehungsstil sog. "gehobener Gesellschaftskreise" kopiert wurde, vielleicht ein Überbleibsel zeitweiser Zugehörigkeit zu einer über der Schicht hanseatischer Handwerksmeister angesiedelten gesellschaftlichen Gruppe. Auch der starke Stolz, mit dem gelegentliche eheliche Verbindungen der Familie zum deutschen Landadel Livlands von den Akkermännern bei jeder Gelegenheit zitiert worden sein soll, fügt sich in dieses Bild.

In den letzten Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende 1899/1900 jedenfalls hatten Koopmanns die eindeutig größere, eindeutig besser gehende Bäckerei und Konditorei, somit auch größere Einkommen, den höheren Lebensstandard, als die Akkermänner.

Mein Urgroßvater Koopmann soll - angesichts des vorstehend Skizzierten nicht verwunderlich - auch verschiedene angesehene Ehrenämter in der deutschen Bäckerinnung innegehabt haben. Und insgesamt scheint bei den Koopmanns das Familienklima weniger auf Drill und Anerziehung von Etikette, als vielmehr auf die Vermittlung eines lebenstüchtigen Erwerbssinnes, von zielstrebigem Fleiß und - in Maßen natürlich - der Pflege schöner Künste gerichtet gewesen zu sein. Auch die Heiratsgepflogenheiten waren anders ausgerichtet - Verbindungen mit dem Landadel waren weniger wichtig, als eheliche Bande mit Familien, mit denen man im Geschäftsleben zweckdienlich kooperieren konnte.

Die Ehefrau von Bäckermeister Koopmann war z. B. weder die Tochter eines Innungskollegen, noch die Erbin eines klangvollen Namens, sondern die Tochter eines angesehenen rigenser Kaufmannes mit bewährten Geschäftsbeziehungen zu Handelskreisen des Deutschen Reiches. Kaufmann Schwiesow - das soll sein Name gewesen sein - hatte sich z. B. seine Ehefrau dereinst aus Mecklenburg-Strelitz geholt; sie war ebenfalls Kaufmannstochter und man kann davon ausgehen, daß diese eheliche Verbindung von Rigaer Hanseatischer Kaufmannschaft und ihrer Partner im deutschen Mecklenburg für beide Seiten ihr Positives gehabt haben dürfte.

Bei Koopmanns wurde viel gearbeitet, aber man lebte auch nicht schlecht, und mußte bei seinem gesellschaftlichen Engagement im unmittelbaren Umfeld nicht kleinlich sein. Mein Vater erinnerte sich jedenfalls mit viel Wärme an seine Oma Koopmann und die Uroma, eben jene Kaufmannstochter aus Mecklenburg-Strelitz, die sich etwa um 1850 nach Riga hatte verheiraten lassen. Dem kleinen Jungen waren insbesondere die vielen gutschmeckenden Süßigkeiten aus der Konditorei im Gedächtnis geblieben, die ihm von den älteren Frauen immer wieder liebevoll zugesteckt worden waren - auch wenn das alles "für die Zähne gar nicht gut" sein sollte.

Friedrich Akkermann und Angelika Koopmann - meine Großeltern - kamen also beide aus dem Bäckermilieu, ihr familiär-sozialer Hintergrund war indessen - soweit sich das heute rekonstruieren läßt - recht verschieden.

Vermutlich traf das auch für die Zahl ihrer Geschwister zu - während bei Koopmanns fast ein halbes Dutzend Schwestern aufwuchs, ist mir von Geschwistern meines Großvaters Friedrich Akkermann nichts bekannt.

Kennengelernt hatten sich die beiden - wie hätte es anders sein können - im Chor der deutschen

Bäckerinnung Rigas, wo sie schon als Kinder ihre Auftritte gehabt hatten. Da mein Großvater gut 10 Jahre älter war als meine Großmutter, liegt die Vermutung nahe, daß er sie im Chorleben in Ruhe hat "flügge" werden sehen.

Er war nicht in die beruflichen Fußstapfen seiner Vorfahren getreten. Friedrich Akkermann wollte nicht Bäcker werden, sondern setzte für sich eine kaufmännische Ausbildung durch. Vermutlich akzeptierte sein Vater dies, da hierdurch Voraussetzungen für den in dieser Familie besonders ersehnten sozialen Wiederaufstieg geschaffen wurden.

Der junge Friedrich Akkermann soll eine beeindruckende, äußerlich sehr attraktive Erscheinung gewesen sein, immer gut gekleidet, ein geschätzter Klavierspieler mit einem großen Repertoire der damals in der Damenwelt hochgeschätzten Strauß-Walzer.

Es war somit naheliegend, daß er nach erfolgter kaufmännischer Ausbildung seinen beruflichen Erfolg in einem Musik-nahen Milieu suchte. In den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts begann auch an der Küste des Rigaer Meerbusens sich das sommerliche Erholen der "besser gestellten Kreise" am Meeresstrand zu etablieren. Die lettischen Fischerdörfer mutierten zu Orten mit zunächst kleinen Pensionen für Sommerfrischler, und da es damals weder Kino noch Fernsehen gab, entstanden in vielen dörflichen Gasthöfen - aber auchin den neu gebauten, für damalige Verhältnisse zum Teil luxurösen Hotels - manche größere und viele kleinere Bühnen, auf denen allabendlich sog. Estraden-Programme aufgeführt wurden. Zumeist waren dieses Nummernprogramme, bei denen sich mehrere Künstler, z. B. Sänger, Komiker, Kleinartisten usw. ablösten; auch die Ausfüllung von Pausen bei Tanzveranstaltungen war üblich. Das alles gab vielen Künstlern der Rigaer großen Bühnen - und manchem sonst beschäftigungslosen Kleinartisten - die Möglichkeit, die sommerliche Theaterpause zur Auffüllung der im allgemeinen kargen Börsen zu nutzen.

Friedrich Akkermann gründete dann angesichts dieses unübersehbaren Booms schon als junger Mann eine Theateragentur, die sich auf die Versorgung der vielen Sommerbühnen spezialisierte, sehr bald ein florierendes Unternehmen wurde.

Meine Großmutter Angelika Akkermann, geb. Koopmann, und mein Großvater Friedrich Akkermann wuchsen also in jeweils erheblich unterschiedlichem familiären Klima auf.

Im Gegensatz zu meinen Großvätern habe ich meine beiden Großmütter persönlich gut gekannt. Die Mutter meines Vaters verbrachte ihre letzten Lebensjahre in unserer Familie, d. h. mit ihrem Sohn, ihrer Schwiegertochter - meiner Mutter - und mir. Als sie im Jahr 1942 starb war ich 7 Jahre alt.

Wenn sie von ihrer Kindheit und Jugend sprach, so stets mit heiterer Nachdenklichkeit; sie hat diese Zeit immer als eine glückliche Zeit empfunden, und soweit man ein Geschehen, das inzwischen über 100 Jahre zurückliegt, nachfühlen kann, war das auch wohl der Fall gewesen.

Sie wuchs zusammen mit 4 Schwestern, aber ohne Bruder auf. Alle Mädchen waren "wohl geraten", wurden gut bürgerlich, auch mit einer mitfühlenden Nachsicht der sowohl dem Bäckerei- und Konditorei-Geschäft als auch der Chormusik verpflichteten Eltern erzogen. Gewiß mußte man als Tochter einer großen und bedeutenden Bäckerei und Konditorei vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten beim Verkauf aushelfen - doch zumeist waren die Eltern zufrieden, wenn die Mädchen ihre schulischen Aufgaben ordentlich erledigten, nicht allzuviel Schabernack trieben und - vor allem - immer fleißig am Klavier übten, Chorproben und Chorveranstaltungen des deutschen Bäcker-Chors sehr gewissenhaft wahrnahmen.

Meine Großmutter fiel bald durch ihre melodische Stimme früh auf, erhielt etwa ab 14. Lebensjahr auch Gesang-Einzelunterricht. So lernte sie, ihre sich entwickelnde schöne Alt-Stimme sicher zu beherrschen, bekam bereits mit 16 Jahren ihr erstes festes Engagement an der Oper des Deutschen Theaters von Riga.

Vermutlich wollte oder sollte sie auch am sich zusehends entwickelnden Sommerbühnen-Geschäft teilhaben, jedenfalls meldete sie sich aus diesem Anlaß bei ihrem Chorbruder Friedrich Akkermann, den sie seit früher Kindheit kannte.

Es ist verbürgt, daß Friedrich Akkermann ihr kein Sommerengagement verschaffte, sonders bereits nach wenigen persönlichen Geschäftsgesprächen ihr einen Heiratsantrag machte.

Es war gewiß gegenseitige Zuneigung, die nur auf einen entsprechenden Rahmen hatte warten müssen, um umgesetzt werden zu können. Die Ehe wurde kurz darauf geschlossen, und in den ersten 3 Jahren wurden 2 gesunde Kinder geboren - Anita und Richard. Die noch jugendliche, mit 1,72 m recht groß gewachsene, schlanke und ruhig- verständnisvolle Frau und ihr nur um ein weniges größerer, jedoch immerhin 10 Jahre älterer, attraktiver und stets gut gekleideter Ehemann wurden schnell zu etablierten Bestandteilen der deutsch-sprachigen Rigaer Kulturszene und fühlten sich darin sehr wohl. Meine Großmutter hatte nach Auslaufen ihres ersten Vertrages keine weiteren Engagements angenommen, konnte sich so völlig ihrer Familie und der begleitenden Verfolgung der Geschehnisse in der Welt der Musik widmen. Die Künsteragentur lief gut, in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts sogar von Jahr zu Jahr erheblich besser. Riga behielt seine Stellung als wohl wichtigster Handelsplatz im Verkehr des Zarenreiches mit Deutschland und dem skandinavischen Raum, entwickelte sich zudem – neben der Zarenhauptstadt St. Petersburg - zu einem der bedeutendsten Maschinenbauzentren Rußlands; woran die historisch gewachsenen guten persönlichen Verbindungen der alteingesessenen deutschen Kaufleute Rigas nach Mittel- und Westeuropa - vor allem nach Deutschland - erheblich beteiligt waren.

Es entwickelte sich also zusehends eine breite, ökonomisch gut gestellte Mittelschicht, die zum großen Teil durch Deutsch-Balten gestellt wurde. Kunst und Kultur hatten einen guten Nährboden; d. h. auch den Akkermännern und ihrer Agentur ging es folglich finanziell durchweg gut. Man lebte nicht über seine Verhältnisse, aber man "lebte seine Verhältnisse voll aus".

Natürlich wurde eine Villenetage in einem der neuentstehenden "besseren Vororte" gemietet; natürlich hatte man ein Kindermädchen, das auch für das tägliche Aufräumen in der Wohnung zuständig war. Natürlich begab man sich in jedem Sommer für 2 - 3 Monate in die Sommerfrische, in der Regel nach Jurmala an der Ostsee.

Und man hatte auch Abonements für alle größeren Theater - selbstverständlich für das Deutsche Theater, aber auch für die Vorstellungen auf den anderen niveauvolleren Bühnen Rigas. Und wenn die Abonnementskontingente erschöpft waren und man auch einmal keine Freikarten bekommen hatte, besorgte man sich die gewünschten Billets für andere kulturelle Ereignisse zu "Vorzugspreisen", z. B. für Konzerte bedeutender Koryphäen ganz Europas, die gelegentlich in den großen Sälen der Stadt gegeben wurden. Schließlich führte man ein gastliches Haus .Oft stellten sich abends gute Freunde zu einem Glas Wein und einem kleinen Imbiß ein, und in der Regel wurde zum Abschluß etwas Hausmusik veranstaltet. Die jungen, wie auch die nicht mehr ganz so jungen Damen freuten sich meist besonders auf die 2 - 3 Walzer, die ganz zum Schluß vom Hausherrn gespielt wurden, und zu denen dann auch - mehr oder weniger temperamentvoll - getanzt wurde.

Die von Jahr zu Jahr besser fließenden Einnahmen wurden im Großen und Ganzen für diese Lebensführung wieder ausgegeben. Meine Großmutter ließ später manchmal durchblicken, daß vor allem ihre Mutter und ihre Oma - d. h., die älteren Damen aus der Kaufmannschaft - gelegentlich milde eine als nötig erachtete "Kapitalakkumulation" anmahnten, z. B. in Form des Erwerbs von Immobilienbesitz. Doch dafür hatten die jungen Eheleute in ihren glücklichsten ersten Ehejahren keinen rechten Nerv - das Leben war so schön geworden, und so wollte man es einstweilen genießen, zumal man noch - speziell was es die junge Ehefrau und Mutter betraf – "sooo jung" war.

Die Bilanzen des Unternehmens, wie gesagt, wurden von Jahr zu Jahr besser.

Mein Vater wurde als 3. und letztes Kind seiner Eltern im Jahre 1901 geboren, als seine Schwester und sein Bruder bereits über 10 Jahre alt waren. Wenn mein Vater über seine frühen Kindheitserinnerungen erzählte, klang manches etwas anders, als ich es von meiner Großmutter bei ihren gelegentlichen Schilderungen der ersten Ehejahre gehört hatte. Gewiß ließ der materielle Lebensstandard der Familie tatsächlich kaum zeitgemäße Wünsche offen, doch mein Vater wies in Gesprächen mir gegenüber öfters nachdrücklich darauf hin, daß er schon von Anfang an sehr zu diszipliniertem Verhalten, zu

Fleiß und Sparsamkeit erzogen wurde. Das familiäre Klima konnte man sicherlich nicht als ausdrücklich bedrückt bezeichnen, aber die Leichtigkeit des Lebens in den ersten Ehejahren seiner Eltern war inzwischen offenbar geschwunden.

Sehr eingeprägt hatte sich in die Erinnerungen meines Vaters ein tragisches Ereignis in seiner frühen Kindheit, das sicher zu dieser Veränderung des innerfamiliären Klimas erheblich beigetragen hatte. Das Geschehnis, von dem jetzt die Rede sein soll, ereignete sich etwa 1905 oder 1906.

Es war entweder kurz vor oder kurz nach dem Hochsommer, die häuslichen Gärten spielten jedenfalls im Alltagsleben der Villenbewohner eine größere Rolle als im unwirtlichen baltischen Winter oder in jenen Monaten, die von Personen dieser Gesellschaftsschicht bevorzugt in ihren Datschen und Pensionen am Ostseestrand verbracht wurden.

Richard, der etwa 10 - 11 Jahre ältere Bruder meines Vaters, hatte eine kumpelhafte Beziehung zu einem etwa 17 - 18jährigen jungen Mann aus dem Nachbarhaus entwickelt, welcher einer sog. "neureichen" Familie angehörte, in der Schule große Probleme hatte, insgesamt sozial relativ isoliert war, und deshalb zu dem - im Vergleich zu ihm - spürbar jüngeren Richard sich hingezogen fühlte. Vermutlich war es eben doch nicht leicht, in den gewachsenen Sozialstrukturen der deutschen Volksgruppe in Riga eine schnelle Karriere zu machen, auch wenn man es durch glückliche Umstände zu beachtlichem materiellen Wohlstand gebracht hatte.

Kurz und gut, besagter Junge erschien mit dem Jagdgewehr seines Vaters im häuslichen Garten und begann demonstrativ am Schloß der Schußwaffe herumzuhantieren, vermutlich in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit seines jungen "Kumpels" aus dem Nachbarhaus - der sich ebenfalls in seinem Garten befand - auf sich zu ziehen.

Wahrscheinlich hatte es kurz zuvor zwischen beiden eine gewisse Dissonanz gegeben, der Bruder meines Vaters glaubte jedenfalls, seinen älteren Spielgefährten mit Nichtbeachtung behandeln zu können.

Spätere polizeiliche Ermittlungen erbrachten, daß sich das Klicken mit der Waffe einige Minuten hinzog, bis der junge Mann wütend ausrief: "Tu doch nicht so, als ob Dich das Gewehr überhaupt nicht interessiert; kannst es ja nicht verwinden, daß ihr so etwas überhaupt nicht habt!"

Darauf soll Richard mit stark höhnischem Unterton geantwortet haben: "Glaubst Du wirklich, daß Dein Gehampel mir imponieren kann? Wahrscheinlich verstehst Du nicht einmal das Ding zu laden, sonst würdest Du ja wohl jetzt nicht andauernd am Schloß rumfingern!"

Darauf der Nachbarsohn: "Ich kann es nicht nur laden, sondern ich kann auch damit schießen, z. B.auf Dich, Du Grünschnabel!"

Richard: "So tu es doch, Du Angeber!"

Und darauf geschah das Schreckliche - der Nachbarsjunge legte an, drückte ab, ein lauter Knall ließ alle in der Umgebung zusammenfahren, und Richard brach zusammen.

Vermutlich hatte der Schütze angenommen, daß die Waffe nicht geladen sei; doch sie war geladen, und das Ergebnis des Renommiergehabes auf beiden Seiten war ein sterbender 14jähriger.

Zufällig war mein Großvater in seiner Wohnung; er stürzte heraus, barg sein Kind, schrie nach einem Arzt. Aber bevor dieser eintraf - er wäre sicherlich zu damaliger Zeit auch hilflos gewesen - war der ältere Bruder meines Vaters verstorben.

Mein Großvater soll damals tagelang untröstlich gewesen und dann ein anderer Mensch geworden sein. Er lachte nur noch selten, wurde gegenüber allen Familienmitgliedern zunehmend verschlossen, schien völlig in seiner Arbeit aufzugehen.

Diese wurde allerdings von Jahr zu Jahr schwieriger und aufwendiger, die Erlöse der Künstleragentur begannen trotz aller Bemühungen langsam aber stetig zurückzugehen. Dafür gab es mehrere Gründe. Ein Künstleragent, der sein Flair verloren hat, seine Tätigkeit ohne Begeisterung und ohne stets erneuerte Verankerung in der Szene fortzusetzen bemüht ist, der offensichtlich seinen schweren Schicksalsschlag nicht verwinden kann, kann sicherlich nicht ein besonders geschickter und erfolgreicher Verhandlungsführer sein.

Außerdem brachten manche allgemeine Entwicklungen es mit sich, daß die vielen Engagements der Estradenbühnen in den Ostseebädern mittlerweile generell rückläufig geworden waren. Insbesondere begannen inzwischen Kinovorstellungen zur allgemeinen Hauptattraktion für das breite Publikum zu werden - und für diese benötigte man nur einen Filmvorführer und einen Klavierspieler. Gelegentlich wurden auch noch ein Sänger und eine Sängerin für das "Live-synchron-Singen" bei "musikalischen" Filmstreifen engagiert, denn der Tonfilm war noch nicht erfunden. Aber die vielen Komiker, Tänzer Zauberkünstler, Kleintierdresseure, usw. wurden immer weniger gefragt. Auch für die Sänger und Sängerinnen ging die Nachfrage von Jahr zu Jahr zurück. Zudem stieg das allgemeine Anspruchsniveau grundsätzlich, man gab sich mit Laien- und Halbkünstlern kaum noch zufrieden.

All das führte zu einem stetigen Schrumpfen der Einnahmen der Akkermannschen Künstleragentur, auch wenn offensichtliche materielle Defizite in der Lebensführung - soweit sich mein Vater erinnern

konnte - bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges nicht spürbar wurden, - und die nach den ersten Ehejahren dann doch getätigten Rücklagen nicht angerührt wurden.

Spürbar wurde indessen ein gewisses Auseinanderleben der Eheleute; möglicherweise suchte Friedrich Akkermann zeitweise Trost und menschliche Wärme bei der einen oder anderen Dame aus dem Theatermilieu, der er durch seine berufliche Arbeit nahegekommen war. Als die Schwester meines Vaters, Anita Akkermann, den russischen Hoflieferanten von Hartmann - jedenfalls galt er in der Familie als Hoflieferant - geheiratet und zu ihm in die Hauptstadt des Zarenreiches St. Petersburg gezogen war, folgte meine Großmutter ihrer Tochter - mit ihrem Sohn, meinem späteren Vater.

Das geschah im Jahre 1912, mein Vater war damals 11 Jahre alt. Die Eheleute scheinen damals eine Trennung auf Zeit verabredet gehabt zu haben. Sie ahnten sicherlich nicht, daß es eine Trennung für immer werden sollte.

JAHRE IN RUSSLAND

Für meine Großmutter und ihren Sohn - meinen Vater - bedeutete die damalige Wohnsitznahme in St. Petersburg wahrlich eine gewaltige Zäsur.

Es war ein Umzug aus einer damals noch weitgehend hanseatisch-deutsch geprägten, polyglotten baltischen Handelsstadt in die im imperialen Glanz eines dominierenden Russentums erstrahlende absolute Metropole des Zarenreiches. Von den Russen wurde St. Petersburg zwar als ihre "westliche" Hauptstadt angesehen, was im Vergleich zum seinerzeit urtümlich-urrussischen Moskau gewiß zutraf. Aber auch St. Petersburg war um das Jahr 1910 eine durch und durch russische Stadt geworden; eine hier ehedem beachtliche, in Kultur und Sprache deutsch gebliebene Schicht existierte zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur noch in versprengten Rudimenten in einigen Stadtrandsiedlungen. Diese Schicht hatte sich vor allem aus baltendeutschen Adelsfamilien rekrutiert. Sie hatte in der Ministerialbürokratie des Zaren im 19. Jahrhundert, in der Generalität und im akademischen Lehrbetrieb eine Reihe von Spitzenpositionen bekleidet.

Doch die Nachfahren dieser Familien identifizierten sich inzwischen mit den aus den anderen Teilen des weiten Zarenreiches stammenden Vertretern der gesellschaftlichen "Creme" - d. h. vor allem Russen -, mit der herrschenden politischen Elite weit mehr, als mit ihren deutschen Wurzeln. Gewiß - in gebildeten Schichten St. Petersburgs beherrschte man nicht nur Russisch, neben dem als besonders "en vogue" angesehenen Französisch verstand man in diesen Kreisen auch häufig Deutsch oder Englisch, aber als Fremdsprache. In erheblichem Gegensatz zu Riga war Deutsch in St. Petersburg keine in der allgemeinen Öffentlichkeit präsente Sprache, und es war schon gar nicht die praktizierte Muttersprache eines nennenswerten Teils der Mittel- und Oberschichten.

Meine Großmutter und mein Vater hatten zum Zeitpunkt ihrer Ankunft in St. Petersburg nur sehr dürftige Russischkenntnisse; wie mein Vater später gelegentlich bemerkte, reichte es gerade für das Einkaufsgespräch auf dem Lebensmittelmarkt. Aber da Schwager von Hartmann ein vermögender und gesellschaftlich gut eingeführter Kaufmann war, wirkte sich das im Alltagsleben nicht allzu drastisch aus.

Man hatte Dienstpersonal im Haus, die Wohnung der von Hartmanns war geräumig genug, um allen ausreichend Platz zu bieten, und das für meinen Vater sehr wichtige Schulproblem wurde einstweilen durch einen für ihn eingestellten Hauslehrer überbrückt. Diesem wurde es aufgetragen, den Neuankömmlingen aus Riga schnell ausreichende Russisch-Kenntnisse beizubringen, u. a. auch, damit mein Vater ab seinem 14. Lebensjahr entweder den Besuch eines russischen Gymnasiums oder eine angemessene Berufsausbildung aufnehmen konnte.

Die in Riga begonnene Klavier-Ausbildung wurde "selbstverständlich" fortgeführt.

In der Erinnerung meines Vaters waren die ersten, noch vor dem 1. Weltkrieg liegenden Jahre in St. Petersburg eine Zeit materiellen Wohlstandes, aber auch eine Zeit in einem zunächst sehr fremden Land, in dem er sich recht einsam fühlte. Es fehlten die Kameraden der Kindheit, der ersten Schuljahre, und die gelegentlichen Kontakte zu anderen Gleichaltrigen im Rahmen des gesellschaftlichen Verkehrs der Familie waren zumeist flüchtig und blieben förmlich. Zwar beschäftigte er sich viel mit seiner kleinen Nichte, mit Helga von Hartmann; doch der ständige Kontakt zu diesem Kleinkind konnte kein Ausgleich für die weitgehende Isolierung von gleichaltrigen Spielgefährten sein. So interessant, intensiv und effektiv der Einzelunterricht durch den Hauslehrer sein mochte - die fehlende Einbindung in eine Klassengemeinschaft war emotional dadurch nicht zu kompensieren. Und es fehlten auch die vielen Freikarten zu den interessanten Ereignissen in der Kulturszene, wie sie in Riga regelmäßig ins Haus geflattert waren. Gewiß - der gelegentliche Opernbesuch gehörte sehr wohl zum Leben der Familie eines Hoflieferanten, die auftretenden Ensembles waren zumeist international erste Wahl, und der 12 - 14jährige wurde von solchen Besuchen keineswegs ausgeschlossen. Aber für einen Hoflieferanten und seine Familie waren das gelegentliche gesellschaftliche Höhepunkte - in der Familie des Theateragenten Akkermann hatten sie, vor allem während der Theatersaison, dagegen fast regelmäßig zum Wochenende gehört.

Wie auch immer - wenngleich es eine nennenswerte deutschgebliebene Volksgruppe in der russischen Hauptstadt nicht mehr gab, auch von "Germanophilie" seitens der Russen kaum die Rede sein konnte, "chic" war Frankreich und seine Kultur, - Deutschland war als Land der Wissenschaft und Technik sehr respektiert, somit auch jeder, der sich als Deutscher bekannte.

Das - und vieles mehr - sollte sich nach dem Ausbruch des 1. Weltkrieges erheblich ändern.

Der russische Zar - ein Cousin des deutschen Kaisers - hatte sich bis zuletzt bemüht, aus seinem Konflikt mit Österreich-Ungarn die Beziehungen zum Deutschen Reich herauszuhalten. Erst die für ihn überraschende Kriegserklärung durch den deutschen Kaiser hatte ihn in den Krieg mit Deutschland gezwungen; die gesamte russische Oberschicht war darüber sehr verbittert, und im Prinzip wurde diese Stimmung zu Beginn des Krieges von allen anderen Schichten - auch vom "Mann auf der Straße" - geteilt.

In jedem Fall begannen nun zunehmend schwere Zeiten für alle Deutschen in Rußland. Sicherlich gab es, zumindest meines Wissens, keine Progrome oder ähnliche generelle Ausschreitungen gegenüber Deutschen, aber ein gewisser gesellschaftlicher Separierungsprozeß war nicht zu übersehen. Auch die Geschäfte des adligen deutschen Hoflieferanten, des Schwagers meines Vaters, begannen weniger gut zu laufen, der Aufwand für die generöse Lebensführung im Hause von Hartmann in den ersten Petersburger Jahren mußte reduziert werden. Das galt nicht zuletzt ebenfalls für die Erwartungen hinsichtlich weiterer Ausbildung und beruflicher Qualifizierung meines Vaters.

Nachdem die russische Schulbehörde ihm mit 14 Jahren einen angemessenen Ausbildungsstand in den zentralen Schulfächern attestiert hatte, wurde er 1915 einem befreundeten deutschen Kaufmann in die Lehre gegeben, die er dann, kurz vor der Oktoberrevolution, beendete.

Als diese Revolution ihren Siegeszug auf russischem Boden begann, war er sowohl nach russischem als auch deutschem Berufsrecht ordnungsgemäß ausgebildeter Kaufmann - persönlich so gut wie mittellos zwar, aber immerhin.

Daß dies ein für spätere sozialistische Verhältnisse völlig perspektivloser Beruf war, vermutete zu jener Zeit noch niemand in der Familie Akkermann- von Hartmann. Aber mein Vater hatte nicht nur Buchführung, Rechnungslegung, Kaufmannsrecht usw. während seiner Lehre verinnerlicht, sondern - mit Fleiß und Energie - in seinen Wochenend- und Abendstunden auch eine Abendoberschule besucht, von der ihm fast zeitgleich mit seinem Lehrabschluß die Hochschulreife bescheinigt wurde. Und dann kam, wie gesagt, die Revolution; den adligen ehemaligen Hoflieferanten deutscher Abstammung traf der allgemeine Niedergang der Handelsaristokratie noch härter als seine russischen Kollegen, auch wenn zunächst das Entstehen von echter Not durch Rücklagen aus "besseren Zeiten" aufgefangen wurde.

Bei aller Unübersichtlichkeit der Jahre 1917 und 1918 wurde meinem Vater, trotz seines Alters von erst 16 Lebensjahren, angesichts der politischen Entwicklungen bald bewußt - wollte er die Zeitläufe einigermaßen unbeschadet überstehen, war er gut beraten, sich möglichst schnell Kenntnisse in einem anderen, nicht auf das klassische Kaufmannsleben eingeengten Gebiet anzueignen, d. h. nach Möglichkeit einen weiteren, einen unter möglichst allen politisch-ökonomischen Rahmenbedingungen ausüb-

baren "praktischen" Beruf zu erlernen. Er bewarb sich an einer polytechnischen Fachschule und wurde als Elektrotechnik-Student immatrikuliert.

Noch war es nicht wirklich absehbar, welche schlimmen Zeiten dem großen Land der Reußen bevorstanden. Gewiß, schon in den letzten beiden Kriegsjahren wurde dies und jenes knapper, und fast alles wurde spürbar teurer, doch das Lebensnotwendigste blieb für die meisten Menschen erschwinglich. Im Großen und Ganzen sollte es nach der Februar-Revolution 1917, und selbst in den ersten Monaten nach der Oktober-Revolution so bleiben. Der große Hunger und die große allgemeine Not sollten erst später kommen. Und wer "etwas zuzusetzen" hatte, mußte sich jetzt zwar zumeist einschränken, blieb jedoch einstweilen von wirklichem Hunger und kaum ertragbarer Kälte verschont.

Mein Vater und seine Mutter haben sich um diese Zeit aus dem von Hartmannschen Haushalt gelöst und eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung bezogen. Über die Gründe dieser Trennung von Mutter und Tochter hat mein Vater nie gesprochen, wahrscheinlich gab es deren mehrere. Zum einen war die nur etwa 9 Jahre jüngere Nichte meines Vaters - deren Pflege um 1910 der "offizielle" Grund der zeitweiligen Übersiedlung meiner Oma Akkermann und ihres Sohnes nach St. Petersburg gewesen war - inzwischen in das Schulkindalter gelangt, in ein Alter also, in welchem eine Großmutter nicht mehr unbedingt die geeigneteste Aufsichtsperson ist. Andererseits hatte der von den Russen damals "deutscher Krieg" genannte 1. Weltkrieg für den deutsch-stämmigen Hoflieferanten von Hartmann. - wie gesagt - eine ökonomisch zunehmend schwierigere Lage hervorgerufen. Der einstige Wohlstand hatte schon unter den Kriegsjahren gelitten, und ging ab 1917 von Jahr zu Jahr weiter zurück. Es ist denkbar, daß diese Situation dem Beziehungsgefüge zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter nicht gerade förderlich war.

Man hob jedenfalls die Wohngemeinschaft auf, Mutter und Tochter blieben trotzdem in engem, fast täglichen Kontakt.

Für meinen Vater bedeutete das alles, daß er sich nun mehr oder weniger für den Lebensunterhalt seiner Mutter und seinen eigenen Unterhalt selbst verantwortlich fühlen mußte.

Der Studienbeginn stand somit unter besonderen Vorzeichen - nicht allein Hörsaal und Praktika waren jetzt wichtig, sondern auch die Sicherung der materiellen Existenzbasis von Mutter und Sohn. Zunächst konnte man mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten das nötige Geld erarbeiten, und die aus "guten alten Zeiten" gefüllten Kleiderschränke machten es möglich, im direkten Tauschhandel einen erheblichen Teil der auf dem Markt immer teurer werdenden Lebensmittel zu beschaffen. Mein Vater

wurde also Werkstudent in einem sehr ursprünglichen Sinn. Aus den gepflegten, die Klaviertastatur und den Bleistift gewohnten Händen eines werdenden jungen Herren wurden regelrechte Arbeiterhände - eine Wandlung, die ihn später, auf den Höhepunkten der Revolutionswirren, einige Male retten sollte.

Zunächst aber, bis etwa Mitte 1918, ging das Leben für die Masse der Petersburger immer noch seinen halbwegs normalen Gang. Sicherlich, es gab vereinzelt Verhaftungen, auch von Erschießungen wurde gemunkelt. Besitzer nicht nur größerer, sondern auch mittlerer Vermögen begannen um ihr Eigentum zu bangen, es gab Zwangsverpflichtungen in die Rote Armee, und nach und nach wurden nicht nur die höheren, sondern auch die mittleren Verwaltungsposten von antizaristisch eingestellten Leuten neu besetzt. Die "absolute Creme der Gesellschaft" und das "wirklich große Geld" sahen zu, außer Landes zu kommen - wenn es ging, zu ihren Auslandskonten in der Schweiz oder nach Frankreich, aber auch jedes andere westliche Land wurde akzeptiert.

Zu diesen Kreisen gehörte - bei allem früheren Wohlstand - , die Familie von Hartmann noch nicht, von Angelika Akkermann und ihrem Sohn ganz zu schweigen. Schwager von Hartmann hatte sein Geld ausschließlich in russische Betriebe und russische Aktien investiert. Die größeren Betriebe waren inzwischen zwar unter Zwangsverwaltung der Revolutionsregierung gestellt, aber eben doch noch nicht enteignet worden. Das geschah erst Jahre später.

Sollte man das mühsam erwirtschaftete Geld völlig aufgeben, sich einer völlig ungewissen Zukunft in einem westlichen Land ausliefern, unversehens sich als mittelloser Bittsteller durchs Leben schlagen müssen? Noch hatte man Einiges zuzusetzen. Und außerdem - wer sich aus der Politik heraushielt, und nicht zu den wirklich Reichen gezählt wurde, der durfte einstweilen hoffen, nicht oder nur wenig behelligt zu werden.

Mein Vater konnte - sollte der Lebensunterhalt gesichert sein - sich natürlich nicht aus dem Alltagsgetriebe zurückziehen. Sein Leben spielte sich zunehmend nicht in der Hochschule, sondern auf einigen Bauernhöfen ab. Er sprach inzwischen russisch fast wie ein Russe. Den leichten deutschbaltischen Akzent seiner russischen Aussprache sah man ihm im allgemeinen nach.

Zudem gingen nach der Revolution die antideutschen Ressentiments der russischen Bevölkerung spürbar zurück, auch wenn man damit rechnen mußte, irgendwo auf einen unwandelbaren Deutschenhasser zu stoßen. Doch das geschah selten.

Und - mein Vater hatte das Klavierspielen keineswegs verlernt. Ein Klavier stand damals noch in so mancher Wohnung. Der nette junge Mann, der zur Krönung eines Beisammenseins in die Tasten griff, einen Walzer oder eine Polka spielte, war deshalb natürlich alles andere als unbeliebt.

Dies umso mehr, als das Leben fast jedes Menschen im Russenlande ab 1918 zunehmend immer trister wurde. Vorbei war das Jahr 1917 mit dem allgemeinen Debattieren und Diskutieren, die 1918 große Ausmaße annehmenden Revolutionskriege stürzten zunehmend, bis 1921/22, das ganze Land in Elend und bittere Not. Bald war der Rubel kaum mehr wert als das Papier der Scheine, Lebensmittel gab es fast nur im Tausch gegen andere Ware, oder - auf dem Lande - als Arbeitslohn. "Weiße", und "Rote" terrorisierten mit wachsender Brutalität einander - nicht selten auch politisch völlig Außenstehende. Außerdem gab es "Schwarze" - Anarchisten - und "Grüne" - banale Räuberbanden. Marodeure aller Coleur waren darauf aus, den Bauern wie den Arbeitern, den Bürgern wie den Intelligenzlern alles zu rauben, was sie bei ihnen fanden - so sie glaubten, es selbst irgendwie brauchen zu können. Natürlich gab jede politische Richtung vor, alles für das Volk zu tun, und tatsächlich wurde man von allen Marodeuren am ehesten verschont, wenn man glaubhaft machen konnte, mittellos, also nichts "Besseres" zu sein. Die marodierenden Banditen - mit oder ohne offiziöse Legitimation - aller Lager interessierten sich bei ihren "Maßnahmen", "Überprüfungen", "Kontrollen" weniger für Dokumente und Papiere. Das überzeugendste Argument war der Händevergleich. "Zeig deine Hand!" hieß es. Und wenn es eine schwielige Hand war, die offensichtlich harte Arbeit gewohnt war, konnte man hoffen, davonzukommen; beim hartarbeitenden armen Schlucker war vermutlich wohl wirklich nichts zu holen. Und vielleicht schwang dabei bei manchem der Plünderer, die zumeist selbst auch arme Kerle waren, so etwas wie Gruppensolidarität mit.

Mein Vater - seine "Arbeiterhände" ersparten ihm wiederholt Schlimmeres - und seine Mutter haben jedenfalls die Revolutionsjahre glimpflich überstanden. Das Studium der Elektrotechnik sollte allerdings mehr und mehr nur noch eine Nebenrolle spielen, landwirtschaftliche Hilfsarbeiten den Alltag meines Vaters bestimmen.

Auch Schwager von Hartmann und Familie überlebten; dem ehemaligen Hoflieferanten gelang es sogar, den in Goldschmuck angelegten Teil seines Vermögens zu retten. Er hatte im Garten seines Hauses ein "Plumpsklo" bauen lassen, wie übrigens viele andere Wohnungsbesitzer auch, denn die menschlichen Fäkalien waren als Dünger geschätzt. Der Clou seiner Toilette bestand darin, daß er unter die Klo-Brille einen Holzkasten geschraubt hatte, der besagten Goldschmuck verbarg. 3 Jahre lang lag das Gold da unbeschadet, nur mit einem einfachen Schloß vor der Klotür gesichert. Auf dem Höhepunkt der Revolutionswirren und -kriege gab es auch bei den von Hartmanns einige Hausdurchsuchungen. Bei einer der letzten dieser Aktionen wurde dem Hausherren besonders hart zugesetzt, schließlich mit Erschießung gedroht, so daß er sich entschloß, sein kostbares Geheimnis preiszugeben. Er führte den Kommandoführer zum "Häuschen" und sagte "dort ist mein letztes Gold!"

Das wurde - zu seinem Glück - vom Durchsuchungskommando als Beleg außergewöhnlicher Kaltblütigkeit und eines tiefschwarzen Humors gedeutet, rief allgemeine Heiterkeit, einen anerkennenden Schlag auf die Schulter und den umgehenden Abmarsch hervor; daß der Hinweis auf das Versteck des Goldschatzes der reinsten Wahrheit entsprach, konnte sich in dieser Situation wohl kein Mitglied des Requirierungskommandos vorstellen.

Der gerettete Goldschatz war wenig später eines der Hauptmotive der Familie von Hartmann, sich auf Dauer für den Verbleib in Sowjetrußland zu entscheiden, auch als ihr 1922 eine legale Ausreisemöglichkeit angeboten wurde. Somit war das gerettete Gold einer der Gründe für eine letztendlich zu tragischen Konsequenzen führende Fehlentscheidung.

Wohin die Umwälzungen, Wirren und Bürgerkriegshandlungen in Rußland von 1917 - 1921 schließlich führten, ist allgemein bekannt. Die kommunistische Partei Lenins setzte sich letzten Endes durch. Das Entscheidende dürfte gewesen sein, daß sie das wenige noch Vorhandene gleichmäßiger verteilte, was eher breiten Konsensus finden konnte, als alle möglichen - und sich widerstreitenden - Auffassungen von der Berechtigung sehr unterschiedlicher Lebensverhältnisse. Die kommunistische Seite der Revolution bedeutete eben nicht nur Diktatur und Terror - sie war letzten Endes auch Organisator eines wieder erstrebenswerte persönliche Perspektiven gebenden Staates, sollten diese Perspektiven auch noch so bescheiden sein. Sie war der Organisator eines Staates, der sich auch - z. B. - um Sicherstellung elementarster Ernährungsvoraussetzungen, um Bildung und gesundheitliche Grundversorgung für alle zu bemühen begann. Aber es war ein sehr verarmtes Volk in einem stark zerstörten Land, das nach dem Jahr 1921, nach Kriegsende, allmählich wieder zu einer gewissen Ruhe kam.

Im Nachhinein wissen wir, daß die "neue ökonomische Politik (NEP)", die 1922 ausgerufen wurde und tatsächlich dem spärlichen verbliebenen einheimischen Kapital bestimmte Möglichkeiten eröffnete, in den Köpfen der politisch Maßgebenden nur als eine zeitlich eng bemessene Episode zum Anschub der dringenden wirtschaftlichen Wiederbelebung gedacht war - als was sie sich dann auch später definitiv erwies.

Aber nicht jeder Zeitgenosse sah das damals so im großen Rußland.

In der Akkermann- von Hartmannschen Familie jedenfalls gingen die Meinungen darüber bald diametral auseinander. Schwager Hartmann deutete die NEP als den Anfang der Rückkehr zu einer ihm von Kindesbeinen an als einzig möglich erachteten Lebensform "freien Handels und Wandels". Das Gold des geretteten Familienschmuckes verwandelte sich nun auf wundersame kaufmännische Weise in französische Seidenstrümpfe, diese zum großen Teil in sibirische Edelpelze, aus welchen dann wiederum - bei stets angemessenen Zwischenhandelsergebnissen - Seidenstrümpfe wurden usw.

Schwager von Hartmann sah sich jetzt jedenfalls auf der Gewinnerstraße, und ließ sich seine endlich wieder gute Laune durch die Bedenken seiner Schwiegermutter und seines jungen Schwagers nicht vermiesen. Als dann - ganz legal - allen außerhalb des nunmehrigen Sowjetrußland Geborenen die Möglichkeit eingeräumt wurde, das Land zu verlassen, in das Gebiet ihrer Geburt zurückzukehren, kam es zur Trennung der Familie. Von Hartmanns blieben in der in Leningrad umgetauften ehemaligen Hauptstadt des Zarenreiches, während meine Großmutter und mein Vater nach Riga zurückkehrten. Es sollte wieder ein Abschied für immer werden, auch wenn das damals wiederum von keinem Beteiligten so geahnt wurde.

Postalische Verbindungen - Briefe gingen hin und her, Pakete verständlicherweise nur von Lettland nach Rußland - bestanden zunächst häufig, dann seltener, dennoch immerhin bis bis 1934. Sie rissen in diesem Jahr endgültig ab und kamen in Folge zu diesem Zeitpunkt wirksam gewordener sowjetischer Direktiven nie wieder zustande.

Erst in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts erfuhren wir, wie es der Familie meiner Tante Anita später ergangen ist.

Das Großhändlerleben ihres Gatten, das 1922 so perspektivreich aussah, währte nur einige wenige Jahre. Es gelang ihm, anschließend in der Verwaltung des staatlichen Handels unterzukommen, und dort auch seine Frau als Schreibkraft unterzubringen. Ihre Tochter Helga soll eine Handelsschule besucht, Ende der 30er Jahre einen mittleren Verwaltungsposten im Handel bekleidet haben.

Dann kam der 2. Weltkrieg.

Während der deutschen Belagerung kam meine Cousine durch deutschen Artilleriebeschuß ums Leben. Damit war die Hauptversorgerin der Familie bereits im ersten Jahr des um Leningrad gelegten deutschen Belagerungsringes ausgefallen. Und in einem der Hungerwinter des Krieges kamen dann auch meine Tante und ihr Ehemann, der ehemalige Hoflieferant von Hartmann, unterernährt und entkräftet, im Ergebnis einer banalen Grippe zu Tode.

Das hat meine Tante Lilly erfahren, die Schwester meiner Mutter, als sie sich - etwa um 1970 - auf den Weg machte, in Leningrad nach alten Spuren suchte, und tatsächlich noch einige Nachfahren enger Freunde der von Hartmanns aus der Zaren-, Revolutions- und Nachrevolutionszeit fand.

ZURÜCK IN RIGA

Die Erinnerungen an die Rücksiedlung in die Stadt seiner Kindheit, d. h. von Leningrad nach Riga, im Jahre 1922 haben meinen Vater auch in späteren Jahren immer wieder beschäftigt, und er hat in so manchem längeren Gespräch gerade in Bezug auf diese Zeit mir seine Gedanken mitgeteilt. Gerade diese Zeit - natürlich in Verbindung mit den bisher im Revolutions-Petersburg Erlebten - hat den damals noch recht jungen Mann sehr schnell reifen lassen.

In den allerersten Tagen nach der Rückkehr - nach immerhin über 10jähriger Abwesenheit - überwog das Gefühl der Erleichterung. Man war einem verelendeten Land entkommen, in dem trotz politischer Stabilisierung und "Neuer ökonomischer Politik" für die Allermeisten das banale Sattwerden das tagtägliche große Problem geblieben war, auch immer noch mit politisch motivierten Willkürakten gerechnet werden mußte. Auch wenn das Nachkriegs-Riga keineswegs ein Ort des allgemeinen Überflusses war - die Revolutionswirren hatten Lettland nur kurz gestreift, seine leistungsfähige Landwirtschaft, und damit die Ernährungsgrundlage der Bevölkerung, war weitgehend in Takt geblieben. Aber sehr bald mußte von ihm und seiner Mutter auch realisiert werden, welche Auswirkungen der Tod persönlich besonders Nahestehender in den Jahren der Trennung für die Rückkehrer hatte. Besonders einschneidend war sicherlich, daß mein Vater seinen Vater in der Zeit des Krieges verloren hatte. Aber auch Oma Koopmann, die von Hause aus sehr wohlhabende Mutter seiner Mutter, die ihn als kleinen Jungen immer besonders liebevoll umsorgt hatte, war inzwischen verstorben, kurz nach ihrem Ehemann, dem stadtbekannten Bäcker Koopmann.

Neben dem emotionalen Schmerz, der Trauer, stand die unerwartete Erkenntnis, daß für die Rückkehrer weder von den einstigen beachtlichen Akkermannschen Rücklagen, noch vom Koopmannschen Familienerbe irgendwie Verwertbares in nennenswertem Umfang "übrig geblieben" war. Das war bitter, zumal Überprüfungen der inzwischen mehrere Jahre zurückliegenden Erbteilungen aus verschiedenen Gründen, auch formal-juristischen Gründen, ausgeschlossen waren.

Gewiß hatte es bis zur deutschen Besetzung Rigas - zumindest sporadisch - immer wieder einen brieflichen Austausch mit den Verwandten in der alten Heimat gegeben, in denen aber familieninterne Ökonomika prinzipiell nicht detailliert dargelegt wurden, wußte man doch um die allgegenwärtige Briefzensur und das häufig korrupte Verhalten der Zensoren des Zarenreiches, die geldwerte Informationen sich nicht selten von "einschlägig Interessierten" abkaufen ließen.

Auch wenn Nachrichten über Details der Verteilung des Akkermannschen und Koopmannschen Erbes in dieser Hinsicht keinen allzu großen Schwarzhandelswert gehabt haben dürften - über solche Sachen wurde prinzipiell möglichst wenig zu Papier gebracht. Zudem waren die hier besprochenen Todesfälle während der deutschen Besetzung Rigas - bzw. kurz danach - geschehen, als der Briefkontakt nach Petersburg total unterbrochen war.

Aber das, was mein Vater und seine Mutter nun zu hören und zu wissen bekamen, war für sie sehr ernüchternd, ja erschütternd, in jedem Fall radikal enttäuschend. Für meine Großmutter stellte sich - neben der Frage nach den Hinterlassenschaften ihres Ehemannes - natürlich die Frage nach ihrer Beteiligung am für damalige Verhältnisse sehr beachtlichen elterlichen Erbe. Dazu gehörte neben verschiedenen Immobilien der Erlös aus dem Verkauf eines der führenden Bäckerei- und Konditorei- unternehmens Rigas. Ihre ohne Unterbrechung in Lettland verbliebenen, inzwischen allesamt "gut verheirateten" jüngeren Schwestern legten ihr das 1918 aufgesetzte letzte Testament der Eltern vor. Daraus war zu entnehmen, daß - da sie und ihre gesamte engere Familiem"im bolschewistischen Rußland verschollen, vermutlich umgekommen" sei - ihr kein direktes Erbteil zugesprochen wurde. Weiter legte das Testament folgendes fest. Falls meine Großmutter oder eines ihrer Kinder dennoch, gewissermaßen wider alles Erwarten, eines Tages in Riga auftauchen sollte, wurden die durch ihre Erbanteile wohlhabend gewordenen Schwestern verpflichtet, dann ihrer älteren Schwester und ihren Kindern materiell "angemessen zur Seite zu stehen".

Aber - wie gesagt - diese Eventualität war als eine höchst unwahrscheinliche Variante der Schicksalsläufe angesehen worden.

Wie weit ging nun die schwesterliche Nächstenliebe, zu der die jüngeren Schwestern durch das elterliche Testament verpflichtet waren?

Die schwesterliche Nächstenliebe hielt sich in "engen Grenzen".

Nachdem man für das Nötigste zur Wiedereingliederung nach der Rückkehr aus Rußland eine mittlere Summe zusammengelegt hatte, bekam meine Großmutter einige Jahre lang, mehr oder weniger regelmäßig, einen kleinen monatlichen Betrag von ihren Schwestern zugesteckt, der im wesentlichen zur Bezahlung der Miete für ein möbliertes Zimmer "mit Küchenbenutzung", allenfalls noch für die im nordbaltischen Winter nicht unerheblichen Heizungskosten reichte. Sie, die einst in ihrer Herkunftsfamilie beneidete Ehefrau des "Konzertunternehmers Akkermann" war eben nun die arme Schwester geworden. Man wollte sie sicherlich nicht absichtlich kränken, aber ihre ganze Lebenssituation ließ sie dies täglich spüren. Nachdem mein Vater einige Jahre später ein festes hinlängliches Einkommen hatte, baten er und seine Mutter jedenfalls um die Einstellung dieser verwandtschaftlichen Unterstützung, die ja alles andere als eine angemessene Kompensation für den entgangenen Erbanteil war.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß fast alle jene geerbten Vermögensanteile etwa 16 Jahre später - im Zusammenhang mit der Umsiedlungsaktion in das Deutsche Reich im Jahre 1939 - in Lettland verbleiben mußten, die bis dahin finanziell vermögenden Schwestern meiner Großmutter nach 1940 materiell wieder etwa genau so gestellt waren, wie ihre anfangs der 20er Jahre "durch das Schicksal" verarmte, auch bemitleidete, aber damals schnell relativ isolierte älteste Schwester.

Ungeachtet der Probleme um das Koopmannsche Erbe stand noch die Frage nach dem Verbleib der einst beachtlichen Akkermannschen Rücklagen. Gewiß - zum Zeitpunkt der "zeitweiligen Wohnsitznahme" meiner Großmutter und ihres damals 10jähren jüngsten Sohnes in Petersburg hatte die "Theater- und Konzertagentur Friedrich Akkermann" ihre besten Tage bereits hinter sich. Dennoch, wenngleich die Einnahmen aus Künstervermittlungen in die verbliebenen Sommertheater der Livländischen Ostseebäder keineswegs mehr so üppig sprudelten wie in den 90er Jahren vor der Jahrhundertwende 1899 / 1900, oder auch noch in den ersten Jahren nach dieser Jahrhundertwende - ein ausreichendes Einkommen hatte der Agenturbetrieb nach wie vor erbracht; es war zumindest bis 1912 nicht nötig gewesen, auf die nach den ersten Ehejahren in verschiedenen Unternehmungen angelegten Gelder zurückzugreifen. Zumeist handelte es sich dabei um sog. "stille Beteiligungen".

Sicherlich wußte meine Großmutter aus den zwar spärlichen, doch bis zur deutschen Besetzung Rigas einigermaßen regelmäßigen Briefen, daß die Talfahrt der Akkermannschen Agentur weitergegangen war, meinem Großvater der Umstieg auf die nun modernen Zweige des Unterhaltungs- und Amüsierbetriebes, insbesondere auf das sich schnell verbreitende Lichtspielwesen, nicht recht gelungen war. Dennoch war davon auszugehen, daß mein Großvater Akkermann nicht mittellos gestorben war.

Um es kurz zu machen - nach der Riga-Rückkehr war von allen Geldanlagen nichts mehr aufzuspüren. Insbesondere waren alle diesbezüglichen Geschäftsunterlagen - angeblich während der kurzen deutschen Besetzung - verloren gegangen, wofür "einer dem anderen" die Schuld gab. In der Tat war es zutreffend, daß während des sog. "deutschen Interregnums", als die angestammte russische Administration durch deutsches Besatzungsrecht entmachtet war, zwielichtige Elemente häufig die Situation zur Beseitigung von für sie unliebsamen amtlichen Dokumenten, Registereintragungen, hinterlegten Urkunden usw. benutzt hatten.

Als einziges Erinnerungsstück an seinen Vater hatte eine seiner Tanten - obwohl auch sie es für sehr unwahrscheinlich gehalten hatte, daß mein Vater "den bolschewistischen Terror überleben könnte" - ihm eine gut erhaltene Mütze aus Karakul-Lammfell aufbewahrt. Mein Vater nahm sie mit Dank an. Die Mütze wurde zeit seines Lebens von ihm in Ehren gehalten, noch bis kurz vor seinem Tod von ihm gelegentlich getragen.

Die Frage nach dem tatsächlichen Verbleib der Akkermannschen Rücklagen blieb noch Jahrzehnte wiederkehrendes familiäres Gesprächsthema. Die unaufgeklärten, z. T. dubiosen Vorgänge in der Zeit von 1917 - 1920 liefern auch die Haupterklärung dafür, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den weiteren Verwandten seines Vaters von meinem Vater - von wenigen Ausnahmen abgesehen – schon bald nach der Rückkehr aus Rußland völlig eingestellt und nie wieder aufgenommen wurden. Erst nach der Umsiedlung im Jahre 1939, d. h. nachdem man davon ausgehen konnte, daß etwaige unredliche Nutznießer aus der Verwandtschaft nunmehr ähnlich unbemittelt waren wie man selbst, verloren sich allmählich die immer wiederkehrenden Erörterungen dieser umstrittenen und delikaten Sachverhalte im Familienkreis.

Letztlich wäre noch kurz nach dem Verbleib der Akkermannschen Bäckerei zu fragen, dem Betrieb, der den Eltern von Friedrich Akkermann gehört hatte. In diesem Punkt gab es keine Zweifel - der ohnehin niemals sehr prosperierende Betrieb war von meinen Urgroßeltern Akkermann schon während des 1. Weltkrieges aufgegeben worden, u. a. in Reaktion auf verschiedene antideutsche Maßnahmen der russisch-zaristischen Administration in Riga.

Als meine Großmutter aus Rußland zurückkehrte, waren auch ihre Schwiegereltern inzwischen verstorben. Sie hatten definitiv kein nennenswertes Vermögen hinterlassen.

Die Jahre der Kindheit und Jugend, das Erleben der Revolution und die Situation nach seiner Rückkehr in die angestammte lettische Heimat haben meinen Vater für sein ganzes weiteres Leben in einem sehr speziellen Sinn geprägt. Obwohl von fröhlich-heiterem Naturell, blieb ihm lebenslang ein gesundes Mißtrauen gegenüber allen Versuchen ideologischer Vereinnahmung eigen - sei es, daß solche Bestrebungen von politischen Bewegungen, Parteien z. B., von religiösen Organisationen oder sonst jemandem ausgingen. Er behielt immer einen sehr realistischen Überblick betreffs seiner eigenen Lebenssituation. Er hatte - u. a. am Schicksal seiner Schwester Anita - erlebt, wie schwer das Leben leichtfertigen Optimismus bestrafen kann.

Nach der Rückkehr aus Rußland stand vor meinem Vater die langfristig entscheidende Frage nach seinem weiteren beruflichen Werdegang.

Das Elektrotechnik-Studium in Rußland war nicht abgeschlossen, in der letzten Zeit zudem nur noch in den Pausen zwischen verschiedenen kurzfristigen Jobs fortgesetzt worden. Gewiß - mein Vater hätte es jetzt in 1 - 2 Jahren an einer lettischen Einrichtung abschließen können; doch wovon sollten er und seine Mutter in dieser Zeit leben? Stipendien vergab der junge lettische Staat nur in Ausnahmefällen. Außerdem handelte es sich um sehr niedrige Beträge; die wenigen, kleinen Stipendien wurden zudem fast ausnahmslos nur an Angehörige des neuen lettischen Staatsvolkes vergeben. Und ein "Werks-

studium" nach dem sowjet-russischen Muster der Revolutionszeit kam nicht mehr in Frage, denn die jetzt in lettischer Regie arbeitenden Hochschuleinrichtungen achteten sehr auf Studiendisziplin.

Also - Studium ade!

Was konnte man nun tun? Da besaß doch mein Vater noch das Zeugnis über die erfolgreich absolvierte Ausbildung nach "russischem und deutschem Kaufmannsrecht". Das war gewiß eine passable Empfehlung für einen Start als Jungunternehmer, ggf. auch in der Unterhaltungsbranche, wo die ehemals renommierte Künstleragentur Akkermann zu dieser Zeit noch keineswegs völlig vergessen war. So manche in Riga aktuelle Bühnengröße hatte vor 10 oder 20 Jahren ihre ersten Schritte auf die Opern- oder Operettenbühne unter den Fittichen von Friedrich Akkermann gewagt. Aber - so ganz ohne etablierten Mentor, und , vor allem, ohne jegliche eigene Kapitaldecke war ein solcher Versuch wenig erfolgsträchtig.

Blieb die Verwertung der Sprachkenntnisse. Mein Vater beherrschte inzwischen immerhin neben deutsch und lettisch auch russisch perfekt, hatte - Ergebnis der mit einem Hauslehrer verbrachten ersten Jahre in St. Petersburg - passable Englischkenntnisse. Nur - russisch war inzwischen eine wenig interessante, eine z. T. verhaßte Sprache geworden, und sie wurde infolge der inzwischen nur noch auf Sparflamme mit Sowjetrußland gepflegten lettischen Handelsbeziehungen auch objektiv weit weniger benötigt als zur Zarenzeit. Zudem lebten nach wie vor viele alteingesessene Russen in Riga. Teilweise hatten sie - oft auch in größerer Zahl - in den ersten Revolutionsjahren aus Zentralrußland geflüchtete Verwandte, meist aus den gehobeneren, gebildeten Schichten, aufgenommen. Also - mit russisch war kein Geld zu verdienen, denn jeder reale Restbedarf an dieser Sprache wurde bereits von solchen, inzwischen merkantil gut eingeführten Flüchtlingen gedeckt.; und englisch sprach und schrieb so mancher unterbeschäftigte Sprößling aus jenen Kaufmannsfamilien, die über Generationen englische Kontakte gepflegt hatten, mindestens genauso gut wie mein Vater.

Seine Muttersprache Deutsch - schließlich - war in Riga de facto immer noch eine zweite Landessprache; ihre Beherrschung war deshalb für die meisten Karrieren eine geradezu absolute Voraussetzung, doch Möglichkeiten des Gelderwerbs mit dieser Sprache als solcher gab es angesichts ihrer allgemeinen Verbreitung kaum.

Das hieß - trotz guter Kenntnisse in mehreren Sprachen war durch einen jungen Mann nach mehrjähriger Abwesenheit allein mit diesen Fertigkeiten der Lebensunterhalt nicht zu bestreiten.

Das galt auch für die Fertigkeiten meines Vaters auf dem Klavier - die aus Rußland zu ihren Verwandten in Riga geflüchteten Vertreter der alten russischen Oberschichten verfügten fast in der Regel über

die gleiche musische Ausbildung wie er; besonders traf dies auf viele junge adlige Damen zu, die diesen sehr speziellen Stellenmarkt im Baltikum geradezu überfluteten.

Nun stand mein Vater in Riga gewiß nicht völlig allein da, er hatte in Riga die Geschwister und Cousins seiner Eltern, deren Ehepartner und ihre Nachkommen wieder angetroffen, d. h. Vertreter jener Zweige der Familien Koopmann und Akkermann, die den Wechsel der Zeitläufe zumindest glimpflich, z. T. ausgesprochen gut überstanden hatten.

Nachdem die erwarteten finanziellen Reserven sich als ein "De-facto-Nichts" erwiesen hatten, hoffte er, daß ihm seine nach wie vor keineswegs einflußlose Verwandtschaft zumindest bei einem perspektivreichen beruflichen Start behilflich sein würde.

In dieserHinsicht ergab sich folgende Entwicklung.

In den ersten Monaten nach der Rückkehr wurde der gesprächige und gesellige junge Mann, der außerdem so schön Walzer spielen konnte, im weiten Familienkreis - meist mit seiner Mutter - zu oft mehrtägigen Aufenthalten eingeladen, denn jeder war begierig, Details der schlimmen Revolution von leibhaftigen Zeugen aus der ehemaligen Hauptstadt des Zarenreiches persönlich zu erfahren, sich mit den glücklich geretteten Verwandten ausgiebig unterhalten zu können.

Aber nach etwa einem halben Jahr war man überall gewesen und ausgefragt worden - das Informationsbedürfnis der Verwandtschaft war nun umfassend gestillt, die Einladungen wurden seltener, und wenn auch viele Onkel und Cousins zugesagt hatten, sich umhören zu wollen - etwas Greifbares ergab sich nicht.

Stattdessen mußte mein Vater und seine Mutter registrieren, wie man - es wurde schon angedeutet - langsam auf das gesellschaftliche Niveau der "armen Verwandten" abglitt, abgeschoben wurde. Einige der jüngeren Cousinen glaubten es sich erlauben zu können, taktlose Witzchen über die "aus Barbarenland" geretteten, zurückgekehrten "Auch-Familienmitglieder" zu machen, z. B. bei Schwierigkeiten, der gängigen Etikette in Bezug auf modische Kleidung zu entsprechen.

Man wußte um die materielle Not des jungen Klavierspielers und seiner Mutter, und verhielt sich nach einigen Monaten fast durchweg ihnen gegenüber so, wie man es üblicherweise gegenüber abhängigen Hausangestellten tat, d. h. herablassend-jovial.

In dieser Situation tat mein Vater einen Schritt, den man in Koopmannschen Familienkreisen - die Kontakte zu den Akkermanns waren inzwischen schon weitgehend gekappt worden - als "Shocking" empfand. Er nahm eine Offerte an, eine Tätigkeit als Hilfsarbeiter in einer größeren Rigaer Textilfabrik aufzunehmen.

Damit hatten er und seine Mutter endlich selbstverdientes Geld, das mehrjährige "Schneiden" des durch diesen "freiwilligen" sozialen Abstieg irritierten Familienclans nahm man in Kauf - zumal sich durch die Arbeit in der Fabrik recht schnell Kontakte zu solchen Menschen aufbauten, denen das sehr häufig bornierte Wesen der deutsch-baltischen Kaufmannsaristokratie,bzw. was sich dafür hielt, fremd war.

Einige Jahre später, als mein Vater - zum Erstaunen seiner weiteren Familie - vom Hilfsarbeiter zum stellvertretenden Werkmeister aufgestiegen war, renkte sich mancher Familienkontakt zur Koopmannschen Seite seiner Familie halbwegs wieder ein; aber auch nur mancher dieser Kontakte.

Die Fabrik, in der mein Vater zu arbeiten begann, war die durch englisches Kapital finanzierte Textilfabrik "Fränkel & Leinson".

Es handelte sich um einen quasi multikulturellen Betrieb. Die Geschäftsführer waren polyglotte und höchst weltlich eingestellte Juden, zur technischen Leitung hatte man einige deutsche Fachleute aus Wuppertal-Elberfeld geholt, und die Arbeiterschaft bestand vorwiegend aus Letten, aber auch einige Russen. Polen und Deutsch-Balten waren darunter.

Da der Betrieb durch Investitionen ausländischer Geldgeber entstanden war, relativ qualifizierte Arbeitsplätze anbot, einen erheblichen Anteil seiner Produktion exportierte - also dringend benötigte Devisen für Lettland erarbeitete, neben britischen Pfunden und Deutscher Reichsmark auch diverse skandinavische Kronen - , seine Steuern und sonstigen Abgaben an den lettischen Staat korrekt bezahlte und auch kein Herd politischer Unruhe war, blieb er von den sehr schnell üblich gewordenen dirigistischen Eingriffen der neuen lettischen Administration zunächst weitgehend verschont. Geprägt waren diese Eingriffe durch das Bestreben zur Durchsetzung nationalistischer lettischer Positionen, was im übrigen für die beiden anderen jungen baltischen Staaten - Estland und Litauen - in ähnlicher Weise typisch geworden war.

Die Regierenden hatten insbesondere die Zurückdrängung des Einflusses der deutschen und russischen Volksgruppen sich als Ziel gesetzt, in Litauen kam noch eine nachdrückliche antipolnische Einstellung dazu.

Wie weit man zu gehen bereit war, zeigte der Verlauf der von der ersten stabileren bürgerlichen Regierung in Estland durchgeführten Bodenreform. Den deutschen Großgrundbesitz enteignete man fast durchweg - es gab einige wenige Ausnahmen bei jenen Deutschen, die sich bei der Etablierung des bürgerlichen estnischen Staatswesens besondere Verdienste erworben hatten - , den estnischen Großgrundbesitz dagegen ließ man unangetastet.

In den gewerblichen und industriellen Betrieben Rigas richteten sich die staatlichen Interventionen bevorzugt auf die Personalpolitik - auch mittlere Leitungsfunktionen sollten möglichst ausschließlich durch Letten besetzt werden. Befolgten die Betriebseigentümer diese Linie nicht, mußten sie mit verschiedenen, zumeist ökonomischen Repressalien rechnen.

Fränkel & Leinson konnten jedoch relativ lange unter internationalem Management eine an den eigenen Interessen orientierte, d. h. eine leistungsorientierte Personalpolitik betreiben, die auch geeigneten Nicht-Letten eine Chance bot.

Auch meinem Vater bot sich sehr bald nach seiner Einstellung als Hilfsarbeiter eine solche Chance; besser gesagt, sie deutete sich an, und er nutzte sie konsequent.

Durch seine in Rußland erhaltene breite, diversifizierte Ausbildung war er den anderen Hilfsarbeitern fachlich von vornherein deutlich überlegen; er war außerdem diszipliniert, lernwillig und lernfähig, so daß er bald - in positivem Sinne - dem damals kurz zuvor aus dem Deutschen Reich importierten deutschen Werkmeister auffiel.

Vermutlich brachten bestimmte Ähnlichkeiten ihres bisherigen Lebensweges beide Männer auch persönlich bald einander näher, sowie der Umstand, daß mein Vater durch seine lettischen und russischen Sprachkenntnisse dem zunächst nur deutsch sprechenden Werkmeister bei der Umsetzung seiner Weisungen an die gesamte Belegschaft sehr behilflich sein konnte. Jedenfalls beschloß dieser Mann schon nach kurzer Zeit, meinen Vater durch persönliche Anleitung soweit zu qualifizieren, daß er im technischen Bereich in ihm einen entsprechend ausgebildeten, verläßlichen, mit ihm auch menschlich harmonierenden Mitarbeiter an seiner Seite hatte, etwa als stellvertretenden Werkmeister.

Für meinen Vater erwies sich die Arbeitsaufnahme bei Fränkel & Leinson wahrlich als wahrer Glücksfall, der ihm endlich den Weg zu einem selbständigen Leben in stabilen Verhältnissen ermöglichte; seinem Werkmeister, der sein väterlicher Freund wurde, bewahrte er bis an sein Lebensende eine dankbare Erinnerung.

Sein Name war Ernst Laumer. Ich habe diesen Mann persönlich nie gesehen, aber nach den Schilderungen meines Vaters war er ein "deutscher Arbeiter, wie aus dem Bilderbuch" - fleißig, sehr diszipliniert, ein Mann, der bei der Arbeit für Pfusch nicht das geringste Verständnis hatte, aber in persönlichen Belangen sich gegenüber seinen Untergebenen verschiedener Nationalität - d. h. auch gegenüber Letten, Russen, usw. - immer als Kumpel erwies. Er hatte einen gesunden Stolz auf seine deut-

sche Heimat, nationalistische Allüren jedweder Art aber wurden von ihm immer mit Besorgnis registriert, im eigenen Verantwortungsbereich nach Kräften unterbunden. Seine politische Position war eindeutig links, in Lettland jedoch enthielt er sich jeglicher politischer Aktivitäten.

Ernst Laumer war - auf Grund seiner fachlichen Kompetenz, seiner persönlichen Integrität und seiner betrieblichen Führungsqualitäten - von allen Seiten respektiert und - soweit das ein Werkmeister sein kann - auch beliebt.

Ernst Laumer war über 20 Jahre älter als mein Vater. Vor dem 1. Weltkrieg war er mehrere Jahre SPD-Mitglied gewesen, im 1. Weltkrieg dann als deutscher Frontsoldat mit allen Grausamkeiten kriegerischer Auseinandersetzung konfrontiert worden. Anfangs der 20er Jahre wurde er in die damaligen politischen Unruhen im Ruhrgebiet verstrickt, was verschiedene Reglementierungsmaßnahmen ihm gegenüber zur Folge hatte.

In dieser Situation wurde das Angebot der Werkmeisterposition in Riga von ihm gerne angenommen. Auf der Basis eines Mehrjahresvertrages zog er mit seiner Frau nach Lettland.

Ernst Laumer war, wie gesagt, seiner Überzeugung nach ein Linker; mein Vater dagegen hatte die schlimmen Dinge, die sich kurz zuvor in Rußland auch im Namen einer sozialistischen Ideologie ereignet hatten, noch gut im Gedächtnis. Der Zusammenprall dieser Unterschiedlichkeiten in den Lebenserfahrungen gab Stoff für nächtelange Diskussionen an den Wochenenden, auch deshalb, weil Laumers kaum andere nähere Bekannte hatten, und mein Vater sich in der beschriebenen zeitweisen Isolierung gegenüber seiner Verwandtschaft befand.

Es entwickelte sich schließlich eine stabile Männerfreundschaft, wobei der Ältere dem Jüngeren auch in privatesten Dingen durch Rat und Halt erhebliche Lebenshilfe gab.

Auch wenn sich die Lebenswege der beiden Männer nach etwa 10 Jahren trennen sollten, so standen sie bis zum Tode von Ernst Laumer im Jahr 1950 - er war Mitte der 30er Jahre mit seiner Familie wieder nach Wuppertal-Elberfeld zurückgekehrt - in brieflicher Verbindung. Mein Vater hatte es zu entscheidenden Anteilen Ernst Laumer persönlich zu verdanken, daß er nach und nach das komplizierte Handwerk des "Maschinenklöppelmeisters" erlernte, und auch die erforderlichen betriebswirtschaftlichen und arbeitsrechtlichen Kenntnisse eines Werkmeisters erwarb.

Fränkel & Leinson hatten auf dem lettischen Markt - und auch auf den Märkten von Estland und Litauen - mit ihrer speziellen Produktpalette fast eine Monopolposition. Das Sortiment umfaßte neben maschinengeklöppelten Spitzen - die damals vor allem bei Bett- und Tischwäsche, aber auch bei weiblicher Unterbekleidung sehr in Mode waren - verschiedene Litzen, Gummibänder, Quasten, Bordüren, usw. Es war der Firma gelungen, eine Marktnische zu finden und auszufüllen. Als mittlere hochspezialisierte Betriebe boten sie vorzugsweise Produkte an, die von den großen Textilfabriken in den Nachbarländern - z. B. im polnischen Lodz - vernachlässigt wurden. Auch als die Spitzen- und

Rüschen-Ausschmückungen im deutschen und westeuropäischen Raum in den 30er Jahren zunehmend unmoderner wurden - im Baltikum und in Skandinavien hielten sich einmal eingeführte modische Trends zu jener Zeit erheblich länger. Die Betriebe der Fränkel-Leinsonschen Spitzenproduktion hatten deshalb bis zur Einverleibung der baltischen Staaten in das Sowjetimperium - d. h. bis Anfang der 40er Jahre - keine ernsthaften Absatzprobleme.

Der künstlerische Aspekt beim Entwurf von Klöppelspitzen kam den gestalterischen Neigungen meines Vaters entgegen, sein früherer Besuch von technischen Vorlesungen während des Elektrotechnik-Studiums in Rußland sollte sich beim Eindringen in die Geheimnisse der Maschinentechnik, der Programmierung von Klöppelmaschinen usw. auszahlen.

Nach etwa 5 - 6 Jahren war mein Vater jedenfalls soweit, alle Qualifikationsanforderungen an einen Maschinenklöppelmeister zu erfüllen. Ende der 20er Jahre wurde er als stellvertretender Werkmeister auch offiziell die rechte Hand seines Freundes Ernst Laumer, bei Zuerkennung des entsprechenden Tarifgehaltes durch die Geschäftsführer der Firma.

Das war eine für einen aus den alteingesessenen "gehobenen Schichten" Rigas stammenden Deutschbalten ungewöhnliche Laufbahn geworden. Dem inzwischen nicht mehr ganz jungen Mann, der es mit eigener Kraft aus einer unverschuldeten Misere zu einer stabilen Lebensposition gebracht, dabei auch immer seine Mutter über Wasser gehalten hatte, konnte auch die niemals auf die Schattenseiten des Lebens geratene Verwandtschaft den Respekt nicht versagen.

Manche verwandtschaftliche Beziehung entkrampfte sich wieder, doch der einmal erfolgte "Knacks" sollte im großen und ganzen für immer bestehen bleiben.

Beziehungen, die über die nun wieder übliche verwandtschaftliche Kontaktpflege gingen, entwickelten sich auch jetzt nur zu lediglich drei Personen - vor allem zu seiner Cousine Ruth Zierke, des weiteren zu seiner Tante Olga Kopfstahl - einer Schwester seiner Mutter - und zu Onkel Staltmann, dem Ehegatten einer anderen Schwester seiner Mutter.

Onkel Staltmann spielte - neben Ernst Laumer - insofern eine besondere Rolle für meinen Vater, als er, ein hochgeachteter Finanzrat und Ressortchef im lettischen Finanzministerium, dem seit längerem Vaterlosen angesichts seines besonderen Überblickes über ökonomisch-politische Belange und Perspektiven manchen wichtigen Rat und Hinweis geben konnte. Wenngleich die Beziehung zwischen beiden wohl stets etwas distanziert blieb - mein Vater fühlte sich von seinem angeheirateten Onkel Staltmann ernstgenommen, und es war immer eine ehrliche, niemals kränkende und für meinen Vater sehr hilfreiche Beziehung, die - wie ich es wiederholt von ihm gehört hatte - er sehr zu schätzen wußte.

Die 20er Jahre des letzten Jahrhunderts wurden für meinen Vater Jahre einer nachhaltigen Konsolidierung seines Lebensweges.

Die Stabilisierung in beruflichen und - daraus resultierend - ökonomischen Belangen schlug sich natürlich in den persönlichen Lebensverhältnissen nieder, auch wenn man sich damit abfinden mußte, daß selbst ein derart arrivierter Fabrikarbeiter wie z. B. ein stellvertretender Werkmeister nie die soziale Stellung und den Wohlstand eines sich gut im Geschäft befindlichen Mittelständlers erreichen konnte, aus welchen Kreisen mein Vater ursprünglich entstammte.

Man hatte inzwischen eine größere, für jene Zeit reputierliche Dreizimmer-Wohnung bezogen, in welcher Mutter und Sohn nunmehr je ein eigenes Zimmer - und zusammen das Wohnzimmer - nach ihren ganz persönlichen Wünschen gestalten konnten. In der Freizeit bastelte mein Vater "Radiodetektoren" - Vorläufer von Rundfunkempfängern - die viel gefragte Geburtstagsgeschenke im Familienund Freundeskreis wurden. Auch einem deutschen Laientheater hatte er sich angeschlossen, in welchem er - nach eigener Aussage mit "mittlerem" Erfolg - häufig die Rolle des sog. komischen jugendlichen Helden übernahm.

Ende der 20er Jahre schloß mein Vater seine erste Ehe; sie blieb kinderlos und wurde nach wenigen Jahren wieder geschieden. Über diese Episode wurde in unserer Familie so gut wie nie, und auch dann nur sehr widerwillig gesprochen. Als Grund der Scheidung wurde immer die Kinderlosigkeit aufgeführt; vermutlich spielten aber auch erhebliche Ressentiments der jungen Frau gegen den sich Anfang der 30er Jahre abzeichnenden - und dann auch vollzogenen - Wohnortwechsel meines Vaters eine Rolle. Sie konnte sich nicht bereit finden, das Flair der baltischen Metropole Riga gegen das provinzielle kleinbürgerlich-bäuerliche Milieu der litauischen Stadt Schaulen - dem neuen Arbeits- und Wohnort meines Vaters - zu tauschen.

Anfangs der 30er Jahre eröffnete sich nämlich meinem Vater die Möglichkeit, einen erheblichen weiteren beruflichen Aufstieg durch die Übernahme eines eigenen Filialbetriebes als eigenverantwortlicher Werkmeister und stellvertretender Fabrikdirektor zu machen. Besagte Filiale war von Fränkel & Leinson kurz zuvor in Schaulen gegründet worden, vor allem auch, um zu einer besseren Marktposition im damals noch für ihre Produkte aufnahmefähigen Markt Ost- und West- Preußens zu kommen. Aber diese Filiale erfüllte die Erwartungen zunächst keineswegs - der Produktionsausstoß war unregelmäßig, die Qualität der Produkte führte zu gehäuften Beanstandungen, so daß Fränkel & Leinson schon um ihren guten Namen in der Branche zu fürchten begannen.

Meinem Vater war - wie schon gesagt - Ende der 20er Jahre offiziell seine nunmehrige Qualifikation als Industriemeister bestätigt worden. Nun kam das Angebot, als Werkmeister und stellvertretender

Direktor eines relativ selbständigen Filialbetriebs der Firma - Chef war ein kaufmännischer Direktor - nach Schaulen in Litauen zu gehen.

Es war dies eine seltene Chance, auch wenn ihre Annahme den vermutlich endgültigen Abschied von Riga bedeutete, von der Stadt der Kindheit - bis 1912 - und der Jungmännerjahre - seit 1922. Die Entscheidung für dieses Angebot wurde meinem Vater dadurch erleichtert, daß es schon damals eine gute Schnellzugverbindung zwischen Riga und Schaulen gab. In 5 - 6 Stunden Fahrt konnte man seine Mutter und die alten Freunde in Riga besuchen, nicht nur im Zusammenhang mit dem Jahres-urlaub, sondern z. B. auch im Zusammenhang mit Feiertagen oder familiären Höhepunkten. Die Biletts waren für ihn erschwinglich, zumal das Einkommen als Werkmeister und stellvertretender Direktor die persönlichen finanziellen Spielräume erheblich erweiterte.

Mein Vater nahm das Angebot seiner Chefs an.

Seine Mutter blieb in Riga. Sie war inzwischen eine ältere Dame, kurz vor Vollendung des 60. Lebensjahres, und mochte ihren Wohnsitz nicht ein zweites Mal aus ihrer Geburts- und Heimatstadt Riga
verlegen, zumal sich auch ihre persönlichen verwandtschaftlichen Verhältnisse nach den bitteren
Erfahrungen im Zusammenhang mit der Rückkehr aus Rußland wieder hinlänglich entspannt hatten.
Sicherlich ist ihr diese Entscheidung keineswegs leicht gefallen - da, z. B., sie über keinerlei eigene
feste finanzielle Einkünfte verfügte, war sie nach dem Fortgang ihres Sohnes auf regelmäßige Geldzuweisungen durch ihn nunmehr zwingend angewiesen.

Die damalige Ehefrau meines Vaters machte den Wohnortwechsel nach Schaulen auch nicht mit; etwa ein Jahr später wurde die Ehe geschieden.

In Schaulen trafen meine Eltern aufeinander, lernten sich kennen, heirateten im Mai 1934, und im Februar 1935 wurde ich geboren.

Meine Mutter, Erna Akkermann, geb. Jessulat, war damals Lehrerin an der deutschen Schule dieser Stadt, die auch eine kleine deutsche Laienbühne unterhielt, an welcher mein Vater bald nach seiner Übersiedlung aus Riga als inzwischen bühnenerfahrener Laienschauspieler Anschluß fand. Auch wenn meine Mutter von der Theater-Spielerei im allgemeinen, und vom Laienspiel im besonderen nicht sehr viel hielt - der etwa gleichaltrige Landsmann aus Riga, der, wenn "alles gut lief", durch seine gutmütig-verschmitzten Clownerien auf der Bühne viele zum Lachen bringen konnte, war ihr von Anfang an sympathisch; und umgekehrt dürfte die junge, energische und apart aussehende Dame aus einer alten Litauen-deutschen, landesweit bekannten Pädagogenfamilie auch meinem Vater von Anfang an interessant gewesen sein.

An diesem Punkt meiner Familien- und Kindheitserinnerungen angelangt, erscheint es mir angebracht, das "Rad der Zeit anzuhalten", um auf die andere meiner Wurzeln, d. h. auf die Familie meiner Mutter, einzugehen.

GRENZBAUERN, DORFHANDWERKER UND SCHANKWIRTE

Meine Mutter war eine geborene Jessulat. Ähnlich wie über die Akkermänner, so gibt es über die Herkunft der Jessulats einiges Belegtes, aber auch manches Vage.

Der Name Jessulat ist zweifelsfrei preußisch-litauischen Ursprungs. In der Familie indessen erzählte man sich, daß der Familienname "Jessulat" im Zusammenhang mit einem nicht ganz legalen Namenstausch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angenommen worden sei. Die Familie soll ursprünglich "Esch" oder "Escher" geheißen haben und aus dem Salzburgischen - als Protestanten im erzkatholischen Österreich verfolgt - in das Ende des 18. Jahrhunderts russisch gewordene Litauen übergesiedelt sein, auf Einladung des Zaren. Litauen war im Zuge der damaligen polnischen Teilungen zu Rußland gelangt, und der Zar war vermutlich daran interessiert, in das römisch-katholische Litauen auch Bürger anderen Glaubens zu holen, nicht zuletzt um ein Gegengewicht gegen von der katholischen Kirche getragene Strömungen zur Wiedererschaffung eines eigenen, unabhängigen polnischlitauischen Staates zu haben.

Da Verwandte von mir die salzburgische Herkunft - allerdings für einen anderen Familienzweig - eindeutig belegen können, erscheint die ganze Legende nicht ganz unglaubwürdig.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts soll also der deutsche Namen "Esch" oder "Escher" gegen den Familiennamen "Jessulat" eingetauscht worden sein. Einer meiner Verwandten konnte auf diese Weise dem drückenden und langjährigen russischen Wehrdienst entgehen.

Er kaufte einen Paß - möglicherweise auch nur ein Dokument über die Zurückstellung vom Wehrdienst - mit dem Namen "Jessulat" von einem Mann, der kurz zuvor aus gesundheitlichen Gründen von diesem Wehrdienst durch die russische Rekrutierungsbehörde zurückgestellt worden war. Der Tauschpartner bekam auch einige Papiere, die ihn als einen Bürger mit dem Namen "Esch" - oder "Escher" - auswiesen, womit er sich, durch seinen neuen Namen nunmehr als offenkundig Deutscher ausgewiesen, in das Deutsche Reich durchgeschlagen haben soll.

Meine sich nunmehr jetzt "Jessulat" nennenden Vorfahren lebten in der Folgezeit, so ist es überliefert, als friedliche Dorfhandwerker in Litauen. Von meinem Urgroßvater Jessulat ist bekannt, daß er ein anerkannter Stellmacher in einem südlitauischen Dorf war.

Einer seiner Söhne, Wilhelm Jessulat, mein Großvater, brachte es fertig, eine Ausbildung als Lehrer zu absolvieren, und außerdem - irgendein Dorfpfarrer muß wohl bei ihm manch' besonderes Talent ent-deckt haben - das Orgelspiel zu erlernen. Dieser Wilhelm Jessulat, den ich wie meinen Großvater Friedrich Akkermann nie gesehen habe, muß wohl in der Tat von Jugend an eine außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen sein. Bevor ich aber auf seinen beeindruckenden Lebensweg näher eingehe,

halte ich es für angebracht, auf die Familie seiner Ehefrau, meiner Großmutter Anna Jessulat zu sprechen zu kommen. Sie war eine geborene Blosat.

Dieser erdverwurzelten, umsichtigen und gütigen Frau verdanke ich besonders viel, nahm sie doch in einigen Phasen meines Lebens mir gegenüber nicht nur Großmutter-, sondern mit Hingabe und Selbstlosigkeit auch Mutterpflichten wahr.

Anna Blosat war zu allererst Preußin. Auch im hohen Alter konnte es geschehen, daß sie - auf die Zeiten ihrer Kindheit und Jugend angesprochen - sehr dezidiert zwischen "Preußen, Deutschen und Litauern" zu unterscheiden pflegte, wobei das nicht nur eine differenzierende Aufzählung von Volksgruppen im Ostpreußen des 19. Jahrhunderts, sondern auch ihre eindeutige persönliche Rangordnung derselben darstellte.

Sie war also Preußin; irgendwann sind alle Preußen Deutsche geworden, aber der besondere Habitus und die Kultur dieses nichtgermanischen baltischen Stammes waren so sehr zum Kern ihres Wesens geworden, daß ihr Charakter lebenslang dadurch geprägt blieb. Sie hat sich stets zu diesem Preußentum - frei von jedem noch so kleinen Anflug von Chauvinismus - bekannt, und sie war bis zu ihrem Tode im Alter von 96 Jahren stolz darauf. Auf der Zunge trug sie diesen Stolz nicht; er war tief verinnerlicht, und man mußte sie schon sehr gut kennen und ihr volles Vertrauen haben, um ihn bemerken zu können.

Einer meiner Cousins, Postrat Hans-Heinrich Ohlsen aus Flensburg, hat sich die Mühe gemacht, diesen uns gemeinsamen Zweig unserer Familien genealogisch im einzelnen zu erforschen. So weiß ich nicht nur, daß meine Großmutter Anna Jessulat, geb. Blosat, aus einem Bauernhof am Ufer des damaligen ostpreußischen Grenzflusses Scheschuppe stammte, sondern daß sowohl ihre Großväter, als auch - z. T. - ihre Urgroßväter in der gleichen Gegend Schankwirte gewesen waren. In ihrem Fall sind also soziale Stellung, bzw. Tätigkeiten meiner Ur-Ur- und, z. T., auch der Ur-Ur-Ur-Großväter bekannt. Von allen meinen Großeltern stand mir diese Frau am nächsten, und so ist mir manches in Erinnerung geblieben, was sie mir im Laufe der Jahre über ihre Kindheit und Jugend an der ostpreußischen nordöstlichen Reichsgrenze erzählt hat.

Zu ihren frühesten Kindheitserinnerungen zählte der Abschied von einem Onkel mit gewaltigem schwarzen Schnurrbart, der im deutsch-französischen Krieg 1970/71 einberufen worden war und nun ins Feld rücken mußte. Es war einer der im Kriege nicht seltenen letzten Abschiede – mein Urgroßonkel mußte als preußischer Soldat sein Leben lassen, vermutlich in der Schlacht von Sedan.

Der Alltag auf dem Bauernhof war von Arbeit und umsichtiger Sorge um die Sicherung der Lebensvoraussetzungen geprägt, in die natürlich auch meine Großmutter als eine der Töchter des Bauern von
Kindesbeinen an eingebunden war. Auch deutsche Bauernhöfe - am Rande Ostpreußens zumal - waren
damals weitgehende Selbstversorgungsbetriebe, die nicht nur Nahrungsgüter produzierten, sondern wo
auch für andere Felder des Lebensbedarfes - von der Textilherstellung bis zur Baustoffgewinnung fast alles in Eigenproduktion gefertigt wurde, damals noch ohne jede Maschinentechnik, natürlich
ohne Elektrizität, nur durch die Kraft der Muskeln von Tier und Mensch. Hanf und Leinen wurden
angebaut und selbst verarbeitet, das Garn daraus selbst gesponnen, desgleichen die Wolle der eigenen
Schafe.

Im Winter wurden Bäume gefällt, mit Pferden aus dem Walde bewegt, schließlich mit der Handsäge auf dem Ziehgerüst - der stärkere Mann oben, der schwächere Mann unten - zu Brettern und Balken zersägt.

Es mag sein, daß der Bauer seine Familienmitglieder gegenüber Knechten und Mägden ein wenig bevorzugt mit jenen Happen versorgte, die am besten schmeckten und am nahrhaftesten waren, aber Hunger leidete niemand auf dem Hofe Blosat. Doch hart arbeiten mußten alle.

Von einer Arbeit, die damals ausschließlich Frauensache war, und die keine von ihnen gerne verrichtete, hat meine Großmutter öfters an heimeligen Winterabenden erzählt - vom Wasserholen zur Winterszeit, aus einem in das Eis geschlagenen Wasserloch in der Scheschuppe. War nämlich der Brunnen eingefroren, blieb nur der Fluß als Wasserspender übrig. Das erforderliche Loch zu schlagen war Aufgabe eines Knechtes. Dann mußten die Mädchen und Mägde, jede mit Tragejoch und zwei Eimern, in ihren Holzpantinen aus Haus und Stallung heraus - das rare Lederschuhwerk war dafür zu kostbar. Sie mußten die Eimer voll schöpfen und die etwa 100 Meter zum Hof schleppen, zunächst vom Wasserloch auf dem glatten Eis bis zum Ufer, dann die leicht ansteigende Uferböschung hinauf, schließlich in die Küche des Hofes und zur Viehtränke. Dabei wurde auch der Schneeboden auf der Strecke vom Ufer bis zum Haus durch das schnelle Gefrieren von verscheppertem Wasser bald sehr glatt. Die Füße waren schon nach dem ersten Gang völlig durchnäßt und froren schmerzhaft an den klirrend kalten Frosttagen des ostpreußischen Januar oder Februar. Diese Arbeit verlangte von allen Frauen und Mädchen viel Härte ab. Welche Labsal, wenn man nach überstandener Wasserschlepptortour die Füße in einen Holzzuber warmen Wassers stecken konnte!

Der Vater meiner Großmutter, mein Urgroßvater Jürgen Blosat - auf zeitgemäßen alten Urkunden gelegentlich noch altpreußisch als "Jurgis Blosaitis" aufgeführt - war nicht nur Bauer. Er hatte auch das Amt des Fährmannes für die Scheschuppe-Fähre von seinem Dorf an das sog. russische Ufer inne.

Er war also für den örtlichen Fährverkehr über den Grenzfluß Scheschuppe zum damals dem Zarenreich einverleibten Südlitauen zuständig.

Dieses Amt erbrachte ein für die damaligen Verhältnisse erhebliches Zubrot. Die Gebühr für das Übersetzen wurde auch häufig in Bargeld entrichtet, das in jenen allgemein stark landwirtschaftlich geprägten Regionen - mit ihrem noch erheblich durch Tauschwirtschaft geprägten Naturalienhandel - sehr gefragt war, war doch das Bargeld ein Schlüssel für den allmählichen Anschluß an die Fachmechanisierung der bäuerlichen Produktion auch des sich in deutscher Randlage befindlichen Ostpreußens.

Zunächst ging es dabei um das haltbarste und leistungsfähigste Alltagswerkzeug, d. h. die besten Sensen, Äxte, Sägen usw., später um die ersten, damals vorzugsweise durch tierische Muskelkraft betriebenen Maschinen.

Aber die Tätigkeit des Fährmannes stellte auch Anforderungen. Sie war nicht ohne Risiko. Im Gedächtnis meiner Großmutter war ein Ereignis geblieben, das sich um das Jahr 1880 zugetragen haben muß.

Zu Ostern war eine heftige Schneeschmelze eingetreten und die Scheschuppe - sonst ein ruhiges Flüßchen - hatte sich in einen beachtlichen Strom verwandelt. Bis Ostersonnabend hatte mein Urgroßvater den Verkehr mit dem sog. Spitzkahn aufrechterhalten, der - im Gegensatz zur breiten, aber flachen eigentlichen Fähre - keine Fuhrwerke transportieren konnte, insgesamt sehr viel weniger Transportvolumen faßte, aber im Wasser stabiler lag und leichter zu manövrieren war.

In der Nacht zum Ostersonntag war das Wasser noch weiter gestiegen. Mein Urgroßvater entschloß sich, den Fährverkehr bis auf weiteres einzustellen.

Das wurde allgemein als richtig und vernünftig verstanden und akzeptiert, wenngleich deshalb so mancher Osterbesuch bei der Verwandtschaft auf der anderen Seite des Flusses nicht stattfinden konnte.

Einer bestimmten Personengruppe fiel es jedoch besonders schwer, den Ausfall aller Übersetzungsmöglichkeiten hinzunehmen. Die im weiteren Umkreis einzige katholische Kirche befand sich im Gebiet Südlitauens, d. h. auf der anderen Seite des Stromes, und viele der im preußischen Teil des Gebietes ansässigen Litauer - katholischer Konfession - wollten in keinem Fall ihren Osterfestgottesdienst versäumen.

So bedrängten sie am Morgen des Ostersonntags Jürgen Blosat mit vereinten Kräften, er möge doch für sie eine Ausnahme machen, und sie trotz des nach wie vor zunehmenden Hochwassers übersetzen. Mein Urgroßvater blieb bei seinem kategorischen "Nein". Vermutlich war am Morgen "auf die Auferstehung des Herren" auch so mancher Schluck Hochprozentiger durch die rauhen Kehlen der litauischen Landarbeiter geflossen, denn nach einigem Hin und Her drängten mehrere kräftige Männer ihn an die Wand und hielten ihn - halb scherzhaft, halb ernsthaft - so lange fest, bis einige andere den Spitzkahn flottgemacht hatten, und die Mehrzahl der verhinderten Kirchgänger - fast durchweg erwachsene Männer und Frauen im sog. "guten Alter" - den Kahn bestiegen und vom deutschen Ufer abgestoßen hatten. Die Festhalter kamen jedenfalls nicht mehr mit, worüber sie zunächst sehr empört waren.

Der Kahn war übervoll, und keiner der resoluten Männer war im Umgang mit dem Gefährt geübt; das Boot geriet schnell in eine starke Strömung, stieß mit dem Bug gegen einen überhängenden Baum und kenterte; alle Insassen fielen in das kalte Wasser. Sie waren so gut wie alle Nichtschwimmer. Einige retteten sich, indem sie sich an das gekenterte Boot krallten, bis es, fast einen Kilometer stromabwärts, ans Ufer geschwemmt wurde. Einigen anderen gelang es, sich mit gewaltigen Armschlägen auf das Wasser so weit in Richtung Ufer zu bewegen, bis sie festen Boden unter den Füßen hatten; einige wietere Männer und Frauen konnten sich an Ästen des überhängenden Baumes festhalten und auf diese Weise retten.

Die Mehrzahl der Frauen indessen wurde durch ihre Festtagsreifröcke gerettet. Diese wirkten ähnlich wie Schwimmringe - die Luft unter den dicken Röcken und Unterröcken - extra zu Ostern angezogen - hielt sie solange über Wasser, bis sie Grund unter den Füßen verspürten und dann an Land gelangen konnten.

Zum Glück hatte keine einzige Mutter, die von ihren Kindern begleitet wurde, sich auf das Wagnis des tollkühnen Übersetz-Versuches eingelassen, so daß kein Kind unter den Opfern war.

Ein halbes Dutzend Männer und 2 oder 3 Frauen bezahlten jedoch ihr Festtagsabenteuer mit dem Leben.

Natürlich hatte das alles ein offizielles Nachspiel. Da aber auch die handgreiflichen Litauer - die später ihrem Gott dankten, daß der Kahn ohne sie losgefahren war - ehrlich und redlich den Hergang des ganzen Geschehens bei der Gendarmerie schilderten, ergaben sich für meinen Urgroßvater keine schlimmeren Folgen. Er behielt seine Konzession, wurde aber ernsthaft ermahnt, die Wasserfahrzeuge immer mit Schlössern anzuschließen und die Ruder bei Einstellung des Fährbetriebes stets unter sicheren Verschluß zu nehmen.

Auch wenn es auf dem Hof immer viel Arbeit gab - alle Kinder von Jürgen Blosat wurden von ihm regelmäßig in die Schule geschickt. Sie waren durchweg gute Schüler, lernten das, was es in einer ostpreußischen Dorfschule zu lernen gab, schnell und leicht. Meine Großmutter konnte noch im hohen Alter die Verwaltungsstruktur Ostpreußens zur Kaiserzeit in allen Einzelheiten darstellen.

Eine Folge dieser Bildung war, daß sich die Bereitschaft, später das väterliche Erbe als Bauer und Fährmann zu übernehmen, bei seinen Kindern mehr und mehr in engen Grenzen hielt. Der älteste Bruder meiner Großmutter, mein Großonkel Otto Blosat, wurde Lehrer, erklomm schnell die Stufenleiter der Pädagogenhierarchie. Ende der 20er Jahre wurde er als Schulrektor in der ostpreußischen Kreisstadt Braunsberg pensioniert. Die Mädchen fanden angesichts ihrer ordentlichen Bildung und ihrer Fähigkeiten - und sicherlich auch in Anbetracht ihrer angemessenen Aussteuer - durchweg perspektivreiche Partner, heirateten gewissermaßen "aus der Bauernschaft heraus". Solche Entwicklungen waren damals keineswegs üblich. Auch daß eine ostpreußische Bauerntochter von einem Lehrer geheiratet wurde - selbst wenn es der Freund des im gleichen Beruf tätigen Bruders war - passierte keineswegs häufig.

Der Hof wurde schließlich vom jüngsten Bruder meiner Großmutter übernommen; seine älteren Geschwister hatten durchweg darauf verzichtet.

Im Jahre 1890 heirateten der damals junge Lehrer Wilhelm Jessulat und Anna Blosat, die nunmehr Anna Jessulat hieß; er zog mit ihr in das Litauen des Zaren und trat - vermutlich des besseren Verdienstes wegen - eine Stelle als Schulleiter im südlitauischen Tauroggen an.

Die jungen Eheleute lebten etwa 12 Jahre in jener Stadt, die in Deutschland vor allem durch ihre historische Mühle - Ort der Übereinkunft zwischen den Truppen des preußischen Generals York und der Führung der Armee des Zaren im napoleonischen Krieg - bekannt ist. In dieser Zeit wurden nicht weniger als 9 Kinder geboren. Meine Mutter Erna Jessulat war ihr jüngstes Kind; als sie geboren wurde, war meine Großmutter 34 Jahre alt - weitere Kinder gab es dann bei den Jessulats nicht. Nach der Geburt meiner Mutter scheinen ihre Eltern eine gewisse Kurskorrektur in der Lebensführung beschlossen zu haben - eine derartig kinderreich gewordene Großfamilie zu unterhalten, dürfte auch einem Schulleiter in einer litauischen Kleinstadt z. Zt. der Jahrhundertwende nicht leicht gefallen sein. Jedenfalls begann nun das Suchen nach Möglichkeiten, die materielle Situation der Familie zu verbessern. Auch die Freizeitgewohnheiten änderten sich. Während mein Großvater in den ersten Jahren seiner Ehe am Wochenende den Abend gerne bei einigen "Schluck guten Bieres" in einer sog. besseren Gastwirtschaft mit den Honoratioren des Ortes bei endlosen Weltverbesserungs-Debatten zugebracht hatte - aus der Sicht seiner Frau natürlich völlig nutzlos vertane Zeit - schränkte er diese

Stammtischbesuche jetzt mehr und mehr ein, bis sie völlig unterblieben. Es wurde stattdessen vermehrt Fachliteratur beschafft, vor allem Botanik und Zoologie scheinen es meinem Großvater damals sehr angetan zu haben. Natürlich kam das der Qualität des Unterrichts an seiner Schule zugute, was sich im Laufe der Jahre herumsprach.

Er verbesserte des weiteren seine Fertigkeiten im Orgelspiel. Das wurde nicht nur von der Schulaufsichtsbehörde, sondern auch von der lokalen evangelisch-lutherischen Geistlichkeit mit Wohlgefallen registriert. Eine Beschleunigung seiner beruflichen Karriere eröffnete sich dadurch jedoch zunächst nicht.

Neben diesen, seinem Lehramt zweifelsohne förderlichen Aktivitäten begann mein Großvater - ein wenig - später sich mit Wissensinhalten zu befassen, die mit seinem Lehrauftrag an einer Grundschule in Litauen überhaupt nichts zu tun hatten. Er beschaffte sich Standardwerke der Nationalökonomie und begann, diese in seiner Freizeit systematisch durchzuarbeiten.

Im Jahre 1904 eröffnete sich meinem Großvater endlich eine Chance, seine mit den Kindern wachsenden ökonomischen Engpässe zu überwinden - nicht im Sinne von Umsetzungsversuchen einer weltfremden Theorie, sondern im realen Leben. Er erhielt aus der deutschen Kolonie "Srednaja Ragadka" bei Petersburg - einer Ansiedlung von weitgehend durch den Zarenhof beschäftigten deutschen Handwerkern und sich als Gärtner betätigenden Mittelbauern - das Angebot, in ihrer Gemeinde die Stellung des "Schulleiters, Kantors und Organisten der Kirchgemeinde" anzutreten, bei vergleichsweise sehr attraktiven ökonomischen Bedingungen.

Und etwa zu gleicher Zeit erhielt er sein väterliches Erbteil ausgezahlt.

Nach einigem Briefwechsel akzeptierte mein Großvater die Offerte aus dem Vorort der Hauptstadt des Zarenreiches, und die ganze Familie siedelte per mehrtägiger Eisenbahnfahrt durch das nördliche Litauen, ganz Lettland und den Süden Estlands nach Srednaja Ragadka bei St. Petersburg um. Für meine knapp 4- jährige Mutter war diese lange Tour die erste Eisenbahnfahrt ihres Lebens, die natürlich im Gedächtnis hängenblieb.

Da man sich in ein deutsches Umfeld begab, war die Lebensumstellung für die Familie nicht allzu einschneidend. Allerdings - die Deutschen der Kolonie Srednaja Ragadka, auf deutsch "mittlere Reihe", waren keine Preußen oder Deutsch-Balten, sondern die "unvermischten" Abkömmlinge hessischer Handwerker- und Bauernfamilien, die von Katharina der Großen vor damals etwa 120 Jahren ins Land geholt worden waren.

Ihnen waren von den Zaren verschiedene Privilegien zugesagt und dann auch zugestanden worden, z. B. persönliche Unabhängigkeit - sie waren nie Leibeigene gewesen - , innere Selbstverwaltung und weitgehende Steuerfreiheit. So waren sie in Rußland mehrheitlich zu solidem Wohlstand gekommen. Eine Folge dieses Sonderstatus war aber auch, daß diese Familien seit Katharinas Zeiten als völlig isolierte Gesellschaft gelebt hatten. Die Handwerker vererbten ihren Beruf, ihre Fähigkeiten, Kenntnisse von Generation zu Generation, und auch der Arbeitsplatz - zumeist im engeren oder weiteren Umfeld der Zarenfamilie - war in der Regel vom Vater auf den Sohn übergegangen. Natürlich waren diese Familien inzwischen im Russischen recht bewandert, denn die Handwerker unter ihnen hatten einen - wenn auch meist nur sporadischen - fachlichen Austausch mit ihren jeweiligen russischen Berufskollegen.

Aber im Gegensatz zu den deutsch-baltischen Kaufmannsfamilien Rigas, oder den meist mit ihren ostpreußischen Verwandten in regelmäßigem Kontakt stehenden Litauen-Deutschen hatten die deutschen Kolonisten in der Umgebung Petersburgs so gut wie keinen Kontakt mehr mit der Verwandtschaft ihrer Familien im Deutschen Reich.

Auch zu anderen deutschen Inseln im großen Zarenreich waren regelmäßige Kontakte nicht entstanden, wodurch sich die Kolonisten von Srednaja Ragadka erheblich von den typischen Beziehungsstrukturen der Deutsch-Balten, oder der Litauen-Deutschen, unterschieden.

So dürfte in Srednaja Ragadka vieles über rund 120 Jahre stehengeblieben gewesen sein, das Erscheinen einer deutschen Familie aus dem ostpreußisch-litauischen Raum als ein ganz besonderes, viel Neues versprechendes Ereignis imponiert haben.

Sicherlich war die zunehmende Erkenntnis der Nachteile ihrer fortbestehenden relativen Isolation bei den maßgeblichen Persönlichkeiten in der Kolonie auch der Hauptgrund dafür gewesen, daß der Gemeindevorstand versucht hatte, als neuen "Schuldirektor, Kantor und Organisten" einen Mann zu bekommen, der bisher in der Nähe der deutschen Grenze seinen Lehrdienst abgeleistet hatte - und keinen Absolventen einer Petersburger Einrichtung.

Die Familie meiner Mutter wurde in ihrer neuen Heimat sehr freundlich aufgenommen, und war sofort Gegenstand des allgemeinen dörflichen Interesses. Meiner Mutter war erinnerlich, daß die Handwerker und Bauern der Kolonie ihre Kinder immer wieder anhielten, auf die Sprechweise der neuzugezogenen Lehrerkinder zu achten - denn in der Kolonie hatte sich ein alter, inzwischen fast archaisch zu nennender hessischer Dialekt mit zum Teil im Hochdeutschen lange ausgestorbenen Redewendungen und Begriffen als ausschließlich gesprochenes Umgangsdeutsch erhalten. Ein "richtiges" deutsch zu sprechen war inzwischen kaum noch einer der Kolonisten in der Lage. Vor allem die tonangebenden Familien bedauerten dies - Lehrer Jessulat und seine Familie, so wünschte man, sollte diese Situation schrittweise ändern. Unabhängig hiervon - mein Großvater war wohl insgesamt als mögliches Vehikel

zur Herstellung von Kontakten zum deutschen Ursprungsland, zumindest zu den ostdeutsch-preußischen und deutschbaltischen Kultur- und Wirtschaftskreisen erwünscht.

Aus manchen Gesprächen mit meiner Großmutter weiß ich, daß ihr diese Umstellung - bei allen Begrüßungsfreundlichkeiten seitens ihrer neuen Nachbarn - keineswegs leicht viel. Im nunmehr eindeutig dörflichen Umfeld stand sie als Ehefrau einer im Ort, in verschiedener Hinsicht, bedeutenden Persönlichkeit sehr viel mehr im Mittelpunkt, als zuvor in Tauroggen. Dabei war sie mit den speziellen Gepflogenheiten im Weichbild der Sommerresidenz des Zaren so wenig vertraut, wie mit der außerhalb der Kolonie fast ausschließlich gesprochenen russischen Sprache.

Sie war zum Zeitpunkt ihres Umzuges immerhin schon 37 Jahre alt, ein fließendes Russisch zu sprechen lernte sie nie. Bei bestimmten Erledigungen in der nahen Metropole Petersburg fühlte sie sich oft völlig überfordert.

Wie auch immer, die Einrichtung des Familienalltags in Srednaja Ragadka vollzog sich ohne allzu große Probleme, wozu die nunmehr erheblich verbreiterten ökonomischen Grundlagen der Familie in positivem Sinne beitrugen.

Nach allgemeinen Familienberichten lebte mein Großvater erheblich auf. Bürgermeister, Pastor, und wer sonst von Rang und Einfluß im deutschen Dorf war, suchte den persönlichen Kontakt mit dem gebildeten und - aus ihrer Sicht - weit gereisten Mann, der nun seit kurzem in ihrer Mitte lebte. Zu seinem guten Ruf trug bei, daß er sich der Klagen verschiedener deutscher Handwerker und Bauern über Steuerungerechtigkeiten seitens der Zarenbehörden annahm, oder der schlechten Zahlungsmoral verschiedener Auftraggeber aus hochgestellten Kreisen, sowie anderer rechtlicher Problemlagen.

Sein Freizeitstudium der Nationalökonomie, das er in den letzten Jahren in Tauroggen betrieben hatte, gab ihm hierfür einige Grundlagen, und die ebenfalls erforderlichen speziellen juristischen Kenntnisse eignete er sich jetzt Schritt für Schritt an. Die an die Behörden gerichteten Eingaben der Kolonisten gewannen nunmehr eine ganz neue und erheblich durchsetzungsfähigere Qualität. Gewiß löste das in dem einen oder anderen Amt, bei dem einen oder anderen Vertreter der Nobilität nicht gerade Begeisterung aus - seinem Ansehen bei seinen dörflichen Mitbürgern war diese Entwicklung höchst zuträglich, zumal er seine Dienste ehrenamtlich ausübte, als "Dankeschön" höchstens eine Weihnachtsgans oder einen Räucherschinken akzeptierte.

Aber - wem es gut geht, der strebt nach mehr, verliert dabei nicht selten den Blick für die Grenzen des Machbaren.

Einer der Söhne des Amtsvorgängers meines Großvaters hatte sich zu einem jungen Herren entwickelt, der hinsichtlich Art und Weise der Sicherung seines Lebensunterhalts in der Tat Aufmerksamkeit rechtfertigte.

Alljährlich zur Zeit der ukrainischen Getreideernte, d. h. etwa im August, begab er sich mit 2 - 3 Geschäftspartnern per Eisenbahn in das Schwarzerdegebiet, wo man Getreide für jeweils 3 - 5 Wagonladungen direkt vom Erzeuger - zumeist Großbauern ohne eigene Vertriebskanäle - aufkaufte. Dieses Getreide wurde unter persönlicher Aufsicht der jungen Geschäftsleute in gemietete Eisenbahnwagons verladen, in die Nähe St.Petersburgs gebracht, in einem preiswert gepachteten Lagerschuppen gelagert.

Im Spätwinter, wenn die Getreidepreise in St. Petersburg meist spürbar anzogen, verkauften die jungen erfolgreichen Händler ihren gehorteten Getreideschatz in kleinen bis mittleren Partien, mit erheblichem Gewinn.

Den Herbst, die Weihnachtszeit, das Frühjahr und den Frühsommer lebten die Herren als Privatiers sehr angenehm von ihren Handelsgewinnen, besuchten Gesellschaften, erfreuten sich der hervorragenden Leistungen der hauptstädtischen Musiktheater, bzw. zogen sich auf ihre bequemen Datschen an einem der finnischen Seen zurück.

Gewiß sprach das Leben als Dandy meinen Großvater nicht an, hierfür war er viel zu sehr engagierter Tatmensch. Aber warum sollte man die offenkundig probate Methode der Geldvermehrung nicht selbst einmal ausprobieren? Für die Neuanschaffungen nach dem Umzug in die Umgebung St.Petersburgs hatte zwar ein Teil der Erbschaft aufgewandt werden müssen, doch die größere Hälfte war noch vorhanden, sicher bei einer renommierten Bank angelegt; der Zinsertrag war indessen mickrig - 2 - 3 % im Jahr versprachen nur sehr langsam wachsenden Wohlstand.

Der springende Punkt, der meinen Großvater von einer Imitation der vorstehend skizzierten periodischen Geschäftstätigkeit im Getreidehandel abhielt, war seine durch Ausübung des Lehr-, Kantor- und Organistenamtes unveränderbar vorgegebene Immobilität. Auch wenn ein Teil des Sommers den Kindern Schulferien brachte - Gottesdienst gab es auch im Sommer an jedem Sonntag, mit dem obligatorischen Orgelspiel und dem Gesang des Kinderchores; für beides war mein Großvater als Kantor und Organist zuständig.

Etwa um das Jahr 1907 bot sich schließlich doch eine scheinbar reale Chance, durch eine beherzte Aktion das monetäre Familienvermögen erheblich aufzustocken.

Mein Großvater hatte sich schon bald nach seiner Übersiedlung mit einem etwa gleichaltrigen, ebenfalls deutschen Pädagogen befreundet, der als Hauslehrer für die Kinder eines Angehörigen des russischen Hochadels seit längerer Zeit eine Anstellung in der Nähe von St. Petersburg gefunden hatte.

Man war sich auch familiär nähergekommen, was vor allem meine Großmutter erfreut hatte - denn bei

aller Hochachtung, die ihr seitens der Frauen aus der hessenstämmigen Handwerker- und Bauernkolonie entgegengebracht wurde, litt sie im Laufe der Zeit spürbar unter den einseitigen Kontakten und den sehr schlichten Lebensvorstellungen der Menschen ihrer neuen Umwelt.

Diesem Freund meines Großvaters widerfuhr nun großes Umgemach. Sein Arbeitgeber hatte bei einer der jährlichen Kurreisen nach Deutschland in einer Spielbank fast sein ganzes Vermögen verspielt - vermutlich in Baden-Baden oder in Wiesbaden - und dezimierte jetzt sein Hauspersonal auf das Nötigste. U. a. wurden auch der Hauslehrer entlassen, die Kinder in ein Internat gesteckt. Kurz und gar nicht gut - der Freund meines Großvaters war plötzlich arbeitslos geworden.

Da sich das alles im Frühjahr und Frühsommer abgespielt hatte, faßten die beiden nun einen folgenschweren Entschluß. Mein Großvater hob sein Geld von der Bank ab, sein Freund mobilisierte seine eigenen Ersparnisse, und beide Männer - bisher gut beleumundet - nahmen eine diesen Geldern etwa gleiche weitere Summe als Darlehen auf.

Der z. Z. arbeitslose Freund setzte sich in einen Eisenbahnzug Richtung Ukraine, um - wie von anderen vorgemacht - in Südrußland und der Ukraine Getreide aus der dort beginnenden Ernte aufzukaufen. Wie das im einzelnen ablaufen sollte, wußte man zwar nicht, man hatte ja auch nicht die geringste Handelspraxis - aber man war von sich selbst sehr überzeugt: intelligente und gebildete deutsche Pädagogen dürften evtl. auftretende Probleme bei einem solchen im Prinzip banalen Vorhaben sicher mit Verstand und Überlegung stets zügig lösen können! Das war die selbstbewußte, feste Überzeugung der beiden befreundeten Schulmänner. Der Freund fuhr also mit dickgefüllter Brieftasche in den Süden. Und tatsächlich - seine Liquidität, die sofortige Bezahlung, versetzte ihn in die Lage, recht günstig und zügig Getreide aufzukaufen. Trotzdem verging einige Zeit, bis er die Ladung für einen Wagon zusammen hatte.

Formal war die Abfolge der einzelnen Aktionsschritte gewiß richtig überlegt - erst das Getreide aufkaufen, dann einen Wagon von der russischen Staatsbahn mieten, dann das Getreide dort einlagern und, bei ständiger persönlicher Begleitung der Fracht, das Ganze nach Petersburg schaffen. Doch das erwies sich als eine Theorie, die Wesentliches im Getreidehandel außeracht ließ. Dies bemerkte der Freund, als er jetzt den erforderlichen Wagon vor Ort mieten wollte. Wohin er sich auch wandte - alle geschlossenen Wagons in seinem Einkaufsbezirk waren bereits von anderen Getreidehändlern reserviert worden. Die "alten Hasen" des Getreidehandels kannten den im Sommer periodisch eintretenden Engpaß an Getreidetransportkapazität in Südrußland und der Ukraine, bezahlten lieber einige Wochen Pacht für leerstehende Wagons, als später ohne Wagons dazustehen. Einem Bahnbeamten, der dem neuen Getreidehänadler andeutete, dennoch einen Wagon beschaffen zu

können - gegen eine angemessene "Aufmerksamkeit", natürlich - warf er empört ein Bestechungsansinnen vor.

Zu allem Ungemach hatte er seinen Getreideschatz - zwar mit einer Leinenplane bedeckt - unter freiem Himmel gelagert, was zunächst, bei anhaltender allgemeiner Trockenheit, auch unbedenklich war. Aber Mitte September gab es dann doch die ersten Regenschauer, und die Situation begann langsam ernst zu werden. Und als Anfang Oktober immer noch kein geschlossener Wagon für ihn bereitgestellt werden konnte - sein energischer Antikorruptionsauftritt hatte sich unter örtlichen Bahnbeamten herumgesprochen - entschloß er sich letztlich dann doch, ein sehr fragwürdiges Angebot zu akzeptieren. Er mietete einen ihm angebotenen offenen Wagon, in der vagen Hoffnung, daß sein Transport in den Norden von ständiger Regenfreiheit begleitet sein möge.

Im Personenzug war er 2 - 3 Tage lang in den Süden unterwegs gewesen - warum sollte die Rückreise mit seinem an den Personenzug angehängten Getreidewagon unbedingt länger dauern?

Nun - die Rückreise dauerte sehr viel länger. Ende November kam ein völlig gebrochener Mann mit einer Wagonladung völlig verdorbenen Getreides letzten Endes in St. Petersburg an. Mein Großvater hatte größte Mühe, die für Lagerungszwecke absolut unbrauchbare Fracht für einige wenige Rubel an einen Viehfutterhändler zu veräußern, um damit wenigstens die durch den langwierigen Transport aufgelaufenen Wagonfrachtgebühren bezahlen zu können.

Was war geschehen? Auch die russische Staatsbahn hatte ihre Vorschriften, und an Personenzüge durften nicht beliebig viele Güterwagen angehängt werden. Was nicht an die Fahrplanzüge angehängt wurde, mußte warten, bis zum nächsten Knotenpunkt ein reiner Güterzug zusammen gekommen war. Und auch dann konnte es weitere Verzögerungen geben, da solche Güterzüge in den Fahrplan der Personenzüge eingegliedert werden mußten.

Und um eine Bevorzugung betreffs Ankopplung an Personenzüge zu erfahren, mußte man über gute Kontakte in den zuständigen Bahnbehörden verfügen, bzw. diese durch angemessene "Aufmerksamkeiten" unbürokratisch herzustellen verstehen.

Aber all dies Erfahrungswissen hatten weder mein Großvater noch sein Freund vor der Katastrophe gehabt. Natürlich war es, vor allem auf dem letzten Drittel der Rückreise, nicht 6 Wochen lang trocken geblieben, und beim in Nordrußland häufigen herbstlichen Niederschlag war Tag für Tag mehr Feuchtigkeit in die unter freiem Himmel transportierte Getreideladung gedrungen - trotz sorgsamer Bespannung mit Leinenplanen.

Schließlich und endlich hatte man - wie beschrieben - mit einer halbverfaulten und kaum verwertbaren Getreidefuhre den Bestimmungsort St. Petersburg erreicht.

Zwei erfolgreiche Pädagogen ergeben eben keineswegs im Selbstlauf auch eine erfolgreiche Handelsgesellschaft.

Für meinen Großvater bedeutete der Ausgang des Getreidehandelsexperiments einen sehr schweren ökonomischen Schlag. Zuerst ging, unter gegenseitigen Vorwürfen, die Freundschaft der beiden Partner in die Brüche. Sein ebenfalls nunmehr fast mittelloser ehemaliger Freund soll mit seinen letzten Rubeln nach Deutschland zurückgekehrt sein. Meine Großeltern mußten ab sofort wieder jede Kopeke dreimal wenden - es war nicht nur das kleine ererbte Vermögen verlorengegangen, sondern ein erheblicher Teil des Gehaltes war nun, Jahr für Jahr, für die fälligen Zinsen des aufgenommenen Kredites aufzuwenden.

Erst die Oktober-Revolution sollte - auf ihre Weise - meine Großeltern und ihre Kinder von dieser drückenden Schuldenlast befreien.

Meine Großeltern gaben sich die größte Mühe, ihre Kinder diese neue, fast prekäre ökonomische Lage so wenig wie möglich spüren zu lassen, und zumindest die jüngeren von ihnen hatten auch tatsächlich kaum den Eindruck, daß sich etwas Wesentliches verändert hätte.

Daran hatte meine Großmutter einen entscheidenden Anteil, indem sie in ausdauernder und umsichtiger Arbeit vieles in Eigenproduktion zu sichern begann, was man inzwischen in der wohlsituierten Kantorenfamilie sich durch Kauf zu beschaffen angewöhnt hatte. Vor allem wurde der Hausgarten nunmehr auf das Intensivste bewirtschaftet, hinsichtlich Obst und Gemüse eine fast komplette Selbstversorgung gesichert. Es wurde auch wieder Vieh gehalten, wodurch der erforderliche Eiweißanteil der Ernährung gesichert blieb. Und es wurde frisch geschorene Wolle aufgekauft, von meiner Großmutter auf dem Spinnrad zu Garn versponnen, dann zu Wollsachen verstrickt. Die Kleider für die Mädchen, die Hemden für die Jungen und die Unterwäsche für die gesamte Familie wurden von ihr selbst genäht. Und es wurde im allgemeinen sehr viel ausgebessert und gestopft. So war es möglich, die Familie mit allem Lebensnotwendigen auch weiterhin ausreichend zu versorgen. In der Erinnerung meiner Mutter waren ihre Jahre in Srednaja Ragadka jedenfalls sehr glückliche Jahre; Spiel und Spaß kamen trotz mancher Einschränkung und viel Arbeit nie zu kurz.

Gewiß - man wurde in der Familie von Kantor Jessulat von frühester Kindheit angehalten, nicht nur seine schulischen Verpflichtungen zu erfüllen, sondern auch seinen Teil bei der Verrichtung der anfallenden Arbeiten in Haus und Hof, insbesondere im großen Garten zu tragen. Meine Mutter lernte auf diese Weise schon als kleines Mädchen die Praxis einer erfolgreichen Gartenarbeit kennen, was viel später uns allen auch in den schweren Jahren nach 1945 sehr helfen sollte.

In den Jahren 1891 - 1900 hatte meine Großmutter insgesamt 9 Kinder geboren, von denen z. Z. der Übersiedlung nach Srednaja Ragadka noch 6 am Leben waren. 2 Kinder - Zwillinge - waren als Säuglinge verstorben.

Das 3. Kind, das den Umzug nicht mehr erlebte, war Erich, der Zweitgeborene, der älteste Bruder meiner Mutter. Nach dem, was meine Großmutter mir über ihn erzählt hat, war er ein sehr talentierter Junge, mit großem Wissensdurst, einer sehr guten Auffassungsgabe und einem sehr guten Gedächtnis. Er wurde das Lieblingskind seines Vaters und blieb es sein ganzes kurzes Leben. Schon als 6jähriger hatte er Lesen gelernt und begann sich besonders für jene naturwissenschaftlichen Schulbücher zu interessieren, die für wesentlich ältere Kinder, für die Schüler der 5. - 8. Klassen vorgesehen waren.

Mein Großvater, der nach allgemeiner Überlieferung gegenüber seinen eigenen Kindern ein eher distanziertes Verhältnis hatte, wandte sich diesem Jungen - zur Überraschung seiner Frau - mit außergewöhnlicher Intensität zu.

Erich durfte seinen Vater schon mit 7 Jahren beim Botanisieren begleiten und soll sich in diesem kindlichen Alter in der einheimischen Pflanzenwelt bereits sehr gut ausgekannt haben.

Die manchmal sarkastische Ironie des Schicksals wollte es, daß ein solcher forschender Spaziergang durch die erwachende Natur im Frühsommer des Jahres 1901 ihm zum Verhängnis wurde. Heute kennen wir den Infektionsweg der Frühsommer-Meningo-Enzephalitis, damals war die Rolle der Zecken bei der Übertragung dieser Krankheit unbekannt, man gab auf die "Holzböcke" kaum etwas. Sie waren gottgewollte Plagegeister, mit denen man eben leben mußte.

Während mein Großvater - selbstverständlich - lange Hosen trug, streifte sein Sohn, erstmals nach dem langen Winter am besagten herrlichen Frühlingstag, in kurzen Hosen durch den Wald, und kam dann mit einer Reihe von Zeckenbissen nach Hause. Meine Großmutter hat umgehend mit der Pinzette aus dem Präparierbesteck ihres Mannes einige der Plagegeister entfernen können, womit die Angelegenheit für die Familie erledigt schien. Einige Tage später trat bei Erich hohes Fieber auf, und nur eine Woche nach dem Frühlingsstreifzug in die freie Natur verstarb er mit den auch damals schon bekannten klinischen Symptomen einer Gehirnhautentzündung.

Meinen Großvater traf der Schicksalsschlag sehr schwer; es liegt die Annahme nahe, daß die etwa zu jener Zeit bei ihm eingetretenen Verhaltensveränderungen, das Ablegen bestimmter Züge von Leichtlebigkeit, auch mit dem plötzlichen und unerwarteten Ableben seines heiß geliebten ältesten Sohnes in Zusammenhang standen.

Das älteste Kind der gesamten Geschwisterkette war indessen ein Mädchen, meine Tante Alma, die später meist in meiner Nähe lebte, und hoch betagt schließlich im Jahr 1979 in Bad Doberan verstarb. Tante Alma wurde 1891 geboren. Die fast in Jahresabständen folgenden Geburten ihrer Geschwister brachten sie schon sehr früh in die Position einer "Vize-Mama", in eine Rolle, die sie als Schulkind zunächst mit Stolz und Ruhe ausfüllte. Im Laufe der Jahre dürfte diese Position jedoch zunehmend für sie zur Belastung geworden sein, spätestens als nach Erichs Tod sich die Rolle des "vorbildlichen älteren Geschwisters" auf sie allein konzentrierte. Die vielen Arbeiten, die auf meine Großmutter nach dem total mißglückten Getreidehandelsversuch meines Großvaters zukamen, führten dazu, daß meiner Tante Alma schon im frühen Jugendalter zeitweise die völlige Oberaufsicht über ihre jüngeren Geschwister übertragen wurde.

In viel zu jungen Jahren wurde sie so in eine Situation gestellt, die ihr selbst die normale Jungmädchen-Entwicklung zum großen Teil verlegte. Nach Erledigung ihrer eigenen Schulaufgaben hatte sie die Aufgabenverteilung auf ihre jüngeren Geschwister zu organisieren, sie zu beaufsichtigen - das bedeutete, daß für ihr eigenes Jugendleben so gut wie keine Zeit verblieb. Natürlich wurde das meiner Tante im Laufe der Zeit sehr wohl bewußt - aber, in der preußischen Tradition der Pflichterfüllung erzogen, tat sie ohne zu murren das, was sie als ihre Pflicht ansah, bis alle jüngeren Geschwister aus dem Hause waren. Ich bin heute der Meinung, daß ihre lebenslange Zurückhaltung zum Eingehen einer Partnerschaft, zur Gründung einer eigenen Familie, mit einer der damaligen Situation anzulastenden Fehlprägung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter viel zu tun hatte. Sie hatte sich über eine Reihe von Jahren für ihre Geschwister in gewissem Sinne aufgeopfert; eine Klage darüber habe ich von ihr nie gehört - aber einen leisen Zug von Bitterkeit ließ sie manchmal doch durchblicken.

Nach Alma, Erich und den beiden im Säuglingsalter verstorbenen Zwillingen wurden von meiner Großmutter im Abstand von weniger als einem Jahr zwei Jungen geboren, Alexander und Edgar. Auch sie sollten nicht alt werden, ihr 30. Lebensjahr nicht erreichen. Obwohl diese beiden kurz nacheinander geborenen Brüder in einer besonders engen inneren Gemeinschaft aufwuchsen, waren sie durch erheblich unterschiedliche Charaktere geprägt.

Edgar blieb in der Erinnerung seiner letzten Geschwister, der "drei Kleinen", immer der fürsorgliche, verständnisvolle große Bruder und Freund.

Er ließ sich - ganz im Gegensatz zur "Vize-Mama" Alma - gelegentlich auch in kindliche Streiche und Räuberspiele einbinden, vor allem aber stand er ihnen, wenn es einmal in der Schule schwierig wurde, mit Rat und Tat zur Seite, nahm sie auch immer bei Auseinandersetzungen mit anderen großen Jungen in Schutz.

Alexander dagegen liebte es von früher Kindheit sehr, im Mittelpunkt zu stehen, vermied nach Kräften unangenehme Arbeiten, und wurde im Laufe der Zeit das, was man einen "flotten Burschen" nennt. Er wuchs später zu einem attraktiven jungen Mann heran, kleidete sich - den Gegebenheiten und dem Zeitgeist gemäß - möglichst modern und elegant, und war als junger Erwachsener stets in größeren oder kleineren Geldnöten.

In der Schule waren beide etwa gleich gut, doch ohne die Qualitäten des allmählich zur Familienlegende werdenden, früh verstorbenen Erich zu entwickeln. Nach der 8. Klasse wurden sie von ihrem ihrem Vater in eine kaufmännische Lehre gegeben - möglicherweise ein Reflex auf den katastrophalen Ausgang des höchst laienhaft aufgezogenen Getreidehandelsexperiments. Fachlich wurde diese Ausbildung von beiden glatt durchlaufen, kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges ordnungsgemäß zum Abschluß gebracht.

Als jüngstes Kind in der Geschwisterkette lehnte sich meine Mutter naturgemäß an die nur 2 - 3 Jahre vor ihr Geborenen an, an ihren um 2 Jahre älteren Bruder Walter, und an ihre 3 Jahre ältere Schwester Elisabeth, allgemein Luchs oder Lilly genannt, meine spätere liebe Tante Lilly.

Aus der Sicht der Familie waren und blieben diese drei Geschwister lange die "drei Kleinen".

Als Anführer dieser kleinen Gruppe - als Junge dafür prädestiniert - fungierte in der Regel Walter. Aber seine Stellung im Familienverband war nicht einfach - natürlich nahmen die älteren Brüder ihn nicht für voll, insbesondere Alexander glaubte auf ihn überlegen herabblicken zu können; und mit den beiden kleinen Mädchen - die meist wie Kletten aneinander hingen - hatte er auch oft seine Mühe und Not, zumal Luchs von frühester Kindheit sowohl aufopfernde Geschwisterliebe als auch viel Eigensinn entwickelt haben soll. Er mußte sich in der ausgedehnten Geschwistergemeinschaft seinen Platz immer wieder erkämpfen, was für seine psychische Entwicklung nicht ohne Folgen blieb. Sein Vater pflegte auf frühkindliche Entwicklungsstörungen bei seinem Nachwuchs eher gereizt und verärgert, als verständnisvoll zu reagieren. Der einzige Mensch, der das auch körperlich eher schwach entwickelte Kind damals verstand und schützte, dürfte seine Mutter gewesen sein.

Nach der 8. Klasse wurde Walter in eine Schlosserlehre in St Peterburg gegeben, eine im Vergleich zu den anderen Kindern recht bescheidene Entwicklungsperspektive vorzeichnend.

Damals gab es den Beruf des Klempners und Installateurs noch nicht. Es war Aufgabe der Schlosser, die in St.Petersburg fortschreitende Versorgung der Wohnungen Bessergestellter mit Wasser- und Abwasserleitungen vorzunehmen. Mein späterer Onkel Walter erhielt somit in früher Jugend bereits eine breit angelegte handwerkliche Ausbildung.

Es zeigte sich, daß er eine weit überdurchschnittliche manuelle Begabung und auch ein sehr gutes technisches Verständnis besaß. Die Reparatur von Benzinmotoren ging ihm genau so schnell von der Hand wie das Legen von Rohrleitungen. Schon nach einem Jahr wurde er - fast ein Kind noch - de facto wie ein ausgebildeter, erwachsener Geselle eingesetzt, mit der selbständigen Erledigung von Rohrinstallationen und Reparaturen betraut.

Sicherlich fand die Hauswirtin mancher wohlhabenden Sippe den kleinen, bescheidenen, fleißigen und geschickten Handwerker, der eine durchweg einwandfreie Arbeit ablieferte, sympatisch; das drückte sich dann auch meist in der Höhe des zu jenen Zeiten üblichen Trinkgeldes aus, welches nicht an den Meister abgeführt werden mußte. So kam es, daß der kleine Walter - obwohl nach wie vor nur Lehrling - in manchen Monaten ein größeres Einkommen hatte als sein Vater, der allseits respektierte Schulleiter, Kantor und Organist Wilhelm Jessulat.

Jendenfalls wurde nunmehr seine Stellung in der Familie nie in Zweifel gezogen.

Da meine Mutter die Jüngste in der Geschwisterkette blieb, wurde sie zum Nesthäkchen. Sie hatte in ihrer 3 Jahre älteren Schwester Elisabeth - Luchs - ihren Hauptspielgefährten, wurde in interpersonelle Konflikte sehr selten hineingezogen, erlebte die gelegentlich "nachhaltig dialektischen" Beziehungen zwischen ihren Geschwistern vor allem als lehrreiches und interessantes Familienschauspiel.

LYZEUM, INTERNAT UND GUTSBETRIEB

Die beiden "kleinen Mädchen", Luchs und meine Mutter, hatten, was es ihre schulische Ausbildung und Vorbereitung auf das Erwachsenenleben anbetraf, wahrhaftig ein außerordentliches Glück, viel mehr Glück als ihre Brüder und ihre älteste Schwester Alma.

Nach den Erzählungen meiner Großmutter wurde ihr Ehegatte in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg gelegentlich aufgefordert, als Schuldirektor einer deutschen Schule in Russland Vorschläge für die Vergabe von Freiplätzen in russischen Internatsschulen zu machen.

In zwei Fällen hat es sich um sog. "höhere Töchterschulen", bzw. Lyzeen gehandelt, die im Ruf von Eliteschulen standen. Der eine erbetene Vorschlag sollte ein deutsches Mädchen protestantischer Konfession des Jahrganges 1897, der andere ein deutsches Mädchen protestantischer Konfession des Jahrganges 1900 betreffen.

Mein Großvater soll im Hinblick auf diese beiden Offerten lange mit sich gerungen haben, ob er dafür ausgerechnet seine jüngsten Töchter vorschlagen sollte; er fürchtete den Vorwurf des familiären Protektionismus. Aber da sich aus den Familien der alteingesessenen Kolonisten betreffs der festgelegten Geburtsjahrgänge kein außerordentlich begabtes Mädchen nachhaltig empfahl, einige trotzdem angesprochene Familien ablehnend reagierten, rang er sich letztlich dazu durch, seine Töchter vorzusclagen, also meine spätere Tante Elisabeth und Erna, meine spätere Mutter.

Beide Vorschläge wurden von den betreffenden staatlichen russischen Bildungseinrichtungen akzeptiert.

So geschah es, daß meine Mutter im Herbst 1910, als noch nicht ganz 10-Jährige, sich mit Mutter und Vater per Bahn und Schlitten zum Gymnasial-Internat nach Wolossowo in Nordrußland, nordöstlich von St. Petersburg, auf den Weg machte. Natürlich war sie aufgeregt; aber da ihre Schwester einen ähnlichen Weg schon ein halbes Jahr früher zurückgelegt hatte, und dann in den Sommerferien nur erregende und interessante Dinge über das Internatsleben fern von Eltern und Geschwistern berichtet hatte, war sie jetzt vor allem darauf gespannt, was auf sie nun zukommen würde.

Von einer gewaltigen Hürde hatte ihre Schwester aber auch berichtet - der russischen Sprache. Gewiß da man inzwischen 6 Jahre in Srednaja Ragadka gelebt hatte, war diese Sprache nicht völlig an einem vorbeigegangen. Aber sich in russisch verständigen zu können, war doch etwas erheblich anderes, als einem Gymnasial-Unterricht in fast ausschließlich russischer Sprache folgen zu können; da schafften auch die selbstverständlich ausgezeichneten Zensuren in der "Fremdsprache" Deutsch kaum Entlastung.

Meine Mutter erlebte nach ihrer Ankunft in Wolossowo eine sehr freundschaftliche Aufnahme, speziell auch durch die dort bereits kürzere oder längere Zeit lernenden Töchter aus den russischen Adels-, Generals- und Beamtenfamilien. Die Mädchen dieser sozialen Gruppen stellten die große Mehrheit der Internatsschülerinnen. Um 1910 herrschte in den Familien der politischen Führung Rußlands im allgemeinen eine durchaus positive Einstellung gegenüber allem Deutschen, und meiner Mutter kam das zunächst sehr zugute. Und - man wußte in diesen Familien auch um die engen persönlichen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Zar Nikolaus II. und Kaiser Wilhelm II. Vater und Mutter konnten also, nachdem sie ihre Tochter der Obhut der Internatsdirektorin überantwortet hatten, beruhigt wieder nach Hause fahren.

Wolossowo war wirklich eine ungewöhnliche Bildungseinrichtung, die sich der speziellen Protektion der Zarenfamilie erfreute. Erklärtes Ziel war die Erziehung begabter junger Frauen aus "guter Familie".

Dabei wurden die Töchter aus arivierten Beamten- und Offiziersfamilien bevorzugt. Sie sollten zu gebildeten und fähigen Partnerinnen der zukünftigen - natürlich männlichen - politischen und militärischen Führungspersönlichkeiten des Zarenreiches heranreifen. Absolute Loyalität gegenüber dem Zaren und seiner Familie waren dabei eine Selbstverständlichkeit.

Wolossowo war also weder eine Einrichtung zur schöngeistigen Bereicherung gut betuchter junger Damen, noch ein Debattierseminar für zukünftige weibliche Weltverbesserer - es war ein Ort der Vermittlung lebensnaher Kenntnisse, mit stark naturwissenschaftlich-landwirtschaftlicher Ausrichtung, ein Ort der Vermittlung guter Fremdsprachenkenntnisse, mit einem vergleichsweise objektiven Blick auf die Entwicklungen in der weiten Welt, aber auch der Anerziehung von absoluter Staatstreue und fest verankertem Pflichtbewußtsein.

In religiösen Dingen war man tolerant; gewiß war der Einfluß der russisch-orthodoxen Kirche unübersehbar, doch ihre ideologische Dominanz wurde von der Internatsleitung nicht zugelassen. Angehörige anderer Religionen wurden nachdrücklich angehalten, ihre religiösen Rituale weiter zu pflegen. Der Zar wollte damit demonstrieren, daß er der Landesvater aller seiner Untertanen war, unabhängig von Religion und Nationalität.

Das dürfte auch das Motiv für das Angebot einer Freistelle für einen protestantischen deutschen Zögling gewesen sein.

Im Vergleich zur leicht hinterwäldlerischen Atmosphäre in der deutschen Enklave Srednaja Ragadka war Wolossowo ein Stück der "großen Welt".

Das Aufholen der Defizite in Russisch war für meine Mutter ein hartes Stück Arbeit. Im ersten Winter in Wolossowo blieb ihr deshalb so gut wie keine Freizeit.

Bereits hier erwies sich eine Eigenheit von Wolossowo von Vorteil, die auch aus der Retrospektive als geschicktes Element der allgemeinen Systemstabilisierung wirkte - das Prinzip von Patenschaften zwischen älteren und jüngeren Schülerinnen auf freiwilliger Basis. Für eine jede Schülerin aus einer höheren Schulklasse gehörte es zum guten Ton, daß sie zumindest eine solche Patenschaft übernahm. Gefragte Patin zu sein, erhöhte den Gruppenrang unter den älteren Mädchen spürbar. Die Schülerinnen der unteren Klassen hatten durch diese Patenschaften immer eine Ansprechpartnerin und Ratgeberin, versuchten ihrerseits die Unterstützung durch die nur etwas älteren Patinnen ihrerseits durch kleine Liebesdienste - z. B. Schuhe putzen - zu vergelten.

Die Patin meiner Mutter - ein Mädchen der Abiturklasse - nahm sich meiner Mutter in der Weise an, daß sie sich mindestens einmal in der Woche von ihr ausgiebig erzählen ließ, "wie denn deutsche Familien so leben", und das in Russisch, was notfalls vorsichtig korrigiert wurde. Nach 4 - 6 Monaten hatte meine Mutter jedenfalls ihre zu Beginn großen Russischlücken weitgehend gefüllt, vermochte sich bei einfacher Sprache in Russisch grammatikalisch richtig auszudrücken und dem täglichen Unterricht gut zu folgen.

Wochentags war der Vormittag dem Unterricht im Klassenzimmer vorbehalten, wie in Schulen allgemein üblich. Inhalt war der Lehrplan russischer Gymnasien mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung. Es wurden auch obligatorischer Unterricht in 2 Fremdsprachen - Französisch und Deutsch gegeben, fakultativer Unterricht in Englisch angeboten.

In den untersten beiden Klassen hatte man an 4 Tagen in der Woche nachmittags frei; in dieser Zeit waren die schulischen Hausaufgaben zu erledigen. Zweimal wöchentlich stand nach der Mittagspause 1 - 2 Stunden Körpererziehung auf dem Programm, wozu im Winter auch eine gelegentliche lustige Schlittenfahrt und im Frühjahr eine Wanderung in die erwachende Natur zählte.

Ab 3. Gymnasialklasse - d. h. ab 7. Schuljahr - waren dann an 2 Nachmittagen pro Woche einige Stunden der landwirtschaftlichen Ausbildung vorbehalten. Zunächst wurde die Praxis der Landwirtschaft erlernt. Die 12 - 14jährigen Mädchen aus "guten und besten" Familien wurden systematisch in die Arbeit des schuleigenen Gutshofes einbezogen.

Im Herbst und Frühjahr handelte es sich um Feldarbeiten, im Winter um Arbeit in den Ställen. Einen Winter lang mußte z. B. jedes Mädchen regelmäßig seine "persönliche" Kuh melken. Die körperlich wirklich schweren Arbeiten wurden von angestelltem Personal erledigt.

In den obersten vier Klassen kamen dann die naturwissenschaftlich-technischen Aspekte der landwirtschaftlichen Betriebe zur Sprache, einschließlich Fruchtfolge, richtigem Einsatz der damaligen landwirtschaftlichen Maschinen, Schädlingsbekämpfung usw.; heute würde man sagen "in Zirkelarbeit".

In der Abiturklasse konzentrierte man sich schließlich an den landwirtschaftlichen Nachmittagen auf betriebswirtschaftliche und marktwirtschaftliche Aspekte der russischen agrarischen Produktion. Die jungen Mädchen sollten später in der Lage sein, notfalls einen großen Gutsbetrieb zu leiten - wenn die zukünftigen Ehegatten als Offiziere oder Beamte von ihren Gutshöfen abwesend sein mußten. Denn Großgrundbesitzer waren die höheren Offiziere und Beamten des Zarenreiches fast durchweg.

Nach etwa einem halben Jahr hatte sich meine Mutter in den Betrieb von Wolossowo gut eingelebt, auch persönliche Freundinnen gefunden; die Freundschaft zu einem dieser russischen Mädchen, einer Professorentochter mit dem Vornamen "Njura", sollte jahrzehntelang, später auch über Staatsgrenzen hinweg, Bestand haben.

Kompliziert wurde die Situation meiner Mutter wieder durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges. Nicht nur der Zar - fast die ganze russische Oberschicht reagierte auf die unerwartete Kriegserklärung des Deutschen Reiches überrascht und sehr befremdet. Die allgemeine, mehr oder weniger ausgeprägte Deutschfreundlichkeit der obersten russischen Gesellschaftsschicht schlug, verständlicherweise, in Aversion um. Zunächst - angesichts des Jubels über die russischen Anfangserfolge in Ostpreußen - hielten sich diese Aversionen gegen "das Deutsche an sich" in Grenzen. Nach der vernichtenden Niederlage der russi-schen Armeen bei Tannenberg steigerten sich diese Emotionen jedoch schnell in mühsam beherrschte Wut. Deutsch galt nunmehr als die Sprache des schlimmen barbarischen, unberechenbaren Feindes und wurde schließlich vom Zaren in der Öffentlichkeit gesetzlich verboten; der DeutschUnterricht wurde in allen Gymnasien von einem Tag auf den anderen gestrichen, der Französich- und Englisch-Unterricht intensiviert.

Meine Mutter stelle diese Veränderungen schmerzlich fest. Sie selbst war keinen persönlichen Anfeindungen ausgesetzt - auch die Generalstöchter sahen sie inzwischen als eine der ihrigen an, die "an ihrer deutschen Herkunft ja nicht Schuld sei". Es lag auf der Hand, daß sich meine Mutter bei Gesprächen über den Krieg und die Feinde des Zarenreiches - Deutschland, Österreich und die Türkei - sehr zurückhielt. Sie wußte, daß sie an der schlimmen Entwicklung ohnehin nichts ändern konnte; sie wollte ihre Freistelle behalten, die Ausbildung schließlich mit dem Abitur dieser renommierten Bildungseinrichtung abschließen.

Und die Freistelle wurde ihr nicht gestrichen, ihrer Schwester auch nicht.

Auf diese Weise wurde meiner Mutter schon sehr früh bewußt, daß eine gewisse Portion Opportunismus für eine erfolgreiche Lebensstrategie unerläßlich ist, man andererseits innerlich zu seinen tiefsten Überzeugungen unerschüttert stehen sollte, andernfalls schnell jede Lebensorientierung verlieren kann.

NOCH EINMAL - 1. WELTKRIEG UND REVOLUTION IN RUSSLAND

In der deutschen Kolonie Srednaja Ragadka warf der Kriegsausbruch bestimmte Fragen auf, die z. T. zu tragischen Konsequenzen für die Familie des Kantors Jessulat führten. Zwar beließ man der Kolonie ihren fast autonomen Status, mein Großvater bekam auch weiter regelmäßig sein Gehalt überwiesen.

Die Deutschen durften untereinander weiterhin deutsch sprechen, mein Großvater seinen Unterricht weiter nach seinem Ermessen gestalten. Aber man erwartete seitens der russischen übergeordneten Administration auch von den deutschen Staatsangehörigen des Zarenreiches unbedingte Loyalität, so die Bereitschaft, den Einberufungen in die russische Armee Folge zu leisten. Dabei war es festgelegt, daß die deutschen Soldaten des Zaren nicht an der Westfront - d. h. nicht gegen Deutsche oder Österreicher - sondern an der Südfront, im Kaukasus, gegen die Truppen des Osmanischen Reiches eingesetzt werden sollten.

Alexander hatte Glück gehabt. Etwa 3 - 4 Monate vor dem Kriegsausbruch war er, nach abgeschlossener Kaufmannslehre, zu einem Cousin meines Großvaters in die USA geschickt worden, um "dort seinen Weg zu machen".

Man traute es dem wendigen und charmanten jungen Mann zu, daß er sich schnell in amerikanische Verhältnisse einleben, in den USA durchsetzen würde.

Walter kam als damals 16jähriger für den Wehrdienst noch nicht in Frage.

Wen es traf, das war der ausgeglichene, umsichtige und stets hilfsbereite Edgar. Er hatte nach der ebenfalls abgeschlossenen Kaufmannslehre kurz vor der Kriegserklärung des Deutschen Reiches eine gute Stelle in einer Bank gefunden, wurde aber nicht von seinem neuen Dienstherrn jetzt als "unabkömmlich" reklamiert.

Die einzige Möglichkeit, die Einberufung zum Wehrdienst zu vermeiden, war letzten Endes in seinem Fall eine handfeste Bestechung der Musterungskommission. Einige wohlhabende Bauern unter den Kolonisten hatten mit dieser Methode ihre kerngesunden Söhne vom Wehrdienst frei bekommen. Mein Großvater "ging mit einem solchen Gedanken auch schwanger". Und sein Sohn Walter tat sein möglichstes, seinen Vater zu einer solchen Intervention zu Gunsten des ihm persönlich sehr nahen Bruders zu bewegen. Er war bereit, dafür seine ganzen eigenen Ersparnisse herzugeben, und auch Edgar wollte natürlich seine kleinen persönlichen Rücklagen hierfür einsetzen. Das ganze konnte aber

nur Erfolg haben, wenn der Vater eine solche Aktion selbst in die Hand nahm, möglichst auch noch einige hundert Rubel beisteuerte.

Das wäre vermutlich möglich gewesen, denn durch die Unterbringung der beiden jüngsten Töchter in Internats-Freistellen, die beginnenden Eigeneinnahmen der Söhne, hatte sich die ökonomische Situation der Familie in der letzten Zeit etwas entspannt.

Der Gründe dürfte es mehrere gegeben haben - schließlich entschied sich mein Großvater für ein kategorisches "Nein", und ließ seinen Sohn in den Krieg, an die Kaukasus-Front ziehen.

Edgar Jessulat gab sein junges Leben als Soldat des Zaren im Krieg gegen die türkische Armee; er hat seine Familie nach dem Abschied, nach der bald der Musterung folgenden Einberufung nie wieder gesehen.

Das Verhältnis zwischen meinem späteren Onkel Walter und seinem Vater blieb im Ergebnis dieser Vorgänge bis zum Tod meines Großvaters, der sich etwa 15 Jahre später ereignete, mehr oder weniger frostig.

An dieser Stelle sind einige Sätze über den Lebensweg der ältesten Schwester meiner Mutter, meiner späteren Tante Alma, der "Vizemama", angezeigt.

Erst jetzt, nachdem alle jüngeren Geschwister aus dem Haus waren, sie inzwischen 23 Jahre alt geworden war, erhielt sie das elterliche Placet, den heimischen Herd zu verlassen, den Versuch zu starten, sich ein eigenes, persönliches, unabhängiges Leben aufzubauen.

Obwohl der Kriegsausbruch erfolgt war, sich die allgemeine Aversion gegen Deutschland und die Deutschen eingestellt hatte, gelang es ihr - sicher durch die Vermittlung ihres Vaters - die Stellung einer "Hausdame" bei einem sehr reichen russischen Handelsherren zu bekommen.

Dieser Mann wollte, trotz des aktuellen Kriegszustandes, seinem einzigen, damals etwa 8jährigen Sohn eine "deutsche Erziehung" vermitteln. Vor allem sollte das Kind im Laufe der Jahre neben seiner russischen Muttersprache ein einwandfreies Deutsch erlernen. Die Beschäftigung mit dem Kind war praktisch die einzige Aufgabe, die in dem mit diversen Hausangestellten gut versorgten Haushalt der neuen deutschen Hausdame zugewiesen wurde. Sie sollte dem Jungen Erzieherin, Lehrerin, Spielgefährte und Betreuerin in einem sein. Der Arbeitslohn in Rubeln war nicht hoch, aber als Hausdame durfte sie an der herrschaftlichen Tafel - immer reich und erlesen eingedeckt - mit der Hausherrschaft und ihrem kindlichen Schutzbefohlenem speisen, bewohnte ein eigenes gut beheiztes und sonniges Zimmer.

Allerdings hatte sie so gut wie keine Freizeit - dem Kind wurde es nicht gestattet, regelmäßigen Umgang mit seinen Altersgefährten aus der Umgebung zu pflegen -, und so blieben der Junge und

seine Erzieherin, die Nachtstunden ausgenommen, praktisch den ganzen Tag über aneinander gefesselt. Für die Zukunft meiner späteren Tante Alma hatte diese auf lange Sicht sehr perspektivarme Situation insofern ihr Gutes, als daß sie sich systematisch mit den Lerninhalten der mittleren Klassenstufen auseinandersetzen mußte - denn das Kind besuchte keine öffentliche Schule, die Vorbereitung auf das in etwa 6 Jahren in Aussicht genommene Gymnasium lag ausschließlich in ihren Händen. Außerdem verfügte man über eine beträchtliche Privatbibliothek, zu der sie als Hausdame Zutritt hatte. Davon machte sie im Rahmen der spärlichen Freizeit soviel wie möglich Gebrauch. Ein bis zwei Stunden nach dem Abendessen waren doch in der Regel für die Lektüre eines interessanten Buches übrig. Nicht wie ursprünglich angedacht 6 Jahre, sondern nur 4 Jahre führte sie dieses Leben als Hausdame. Dann kam die Revolution, und sowohl für den Handelsherrn, als auch für seine Hausangestellten änderte sich das Leben radikal.

Für meine Großeltern - es mag paradox klingen, aber es ist die Wahrheit - waren die Jahre des 1. Weltkrieges insgesamt Jahre der Ruhe und der relativen Geborgenheit.

Mit Ausnahme von Walter, der nach Abschluß seiner Lehre von seinem Lehrmeister als Geselle übernommen wurde, täglich von Srednaja Ragadka nach Petersburg pendelte, waren alle Kinder aus dem Haus. Meine Großmutter hielt den großen Gemüsegarten weiter in Schuß, die nach der Getreidehandelspleite angeschaffte Kuh wurde behalten; der Bestand an diversem Kleinvieh - das zuvor überwiegend von den Kindern versorgt worden war - wurde reduziert. Einige Hühner hielt man sich für den persönlichen Eierbedarf. Die im Kriegsverlauf immer drastisch werdenden Versorgungsengpässe hinsichtlich der alltäglich verzehrten Lebensmittel berührten demzufolge den Haushalt des Schulleiters, Kantors und Organisten zunächst nur marginal.

Trotzdem - mein Großvater wurde in dieser Zeit von Jahr zu Jahr nachdenklicher. Auch wenn er, seine Frau und der bei ihnen weiter wohnende Sohn Walter keine offensichtliche Not litten, er pünktlich sein Gehalt erhielt und auch keinen Repressalien als Deutscher ausgesetzt war - die zunehmende Armut der breiten Bevölkerung, die schamlose Bereicherung weniger Kriegsgewinnler, der auch im persönlichen Bekanntenkreis unübersehbare Blutzoll an den Kriegsfronten gingen an ihm nicht spurlos vorüber. Natürlich belastete ihn das Schicksal seines eigenen Sohnes Edgar besonders stark, mußte er sich doch dessen Soldatentod auch selbst zur Last legen.

Nach außen blieb er der korrekte, seinem Zarenstaat unbedingt loyale Kantor und Lehrer, im Stillen aber begann er sich intensiv mit politischen Auffassungen und Auseinandersetzungen zu beschäftigen. Es wurden - von meiner Großmutter keineswegs begrüßt - mehrere politische Tageszeitungen abon-

niert, die Tag für Tag aufmerksam durchstudiert wurden, an den Wochenenden auch die Lektüre von Walter Jessulat waren.

Allmählich bildete sich im Hause Jessulat eine dezente Stimmung gegen die herrschenden Verhältnisse heraus, und als im Jahre 1917 mit der Februar-Revolution die großen Veränderungen in Rußland begannen, sah man diese Entwicklung mit zukunftsfroher Erwartung.

In der Umgebung meiner Mutter, auf ihrer "Insel der wißbegierigen jungen Damen" Wolossowo, war vom revolutionären Wetterleuchten wenig zu spüren.

Sicher - manche Klassenkameradin weinte nächtelang, wenn ein Bruder oder anderer, persönlich naher junger Mann - es gab auch schon heimlich Verlobte unter den Mädchen - im Krieg ums Leben gekommen war, und auch sie selbst war durch den Tod ihres Bruders Edgar tief erschüttert gewesen. Aber vom politischen Gären drang wenig nach Wolossowo, und wenn auch vermutlich z. B. die Generals- und Gouverneurs-Töchter vieles wußten - gesprochen wurde unter den Internatsmädchen über solche Dinge grundsätzlich nicht. Insbesondere in den letzten Schuljahren hatte jede Gymnasiastin ein klares, alles andere dominierendes Ziel vor den Augen - ein gutes Abitur abzulegen. Gewiß - mit der Februar-Revolution 1917 änderte sich das Ausklammern aktueller politischer Fragen aus der Tagesdiskussion partiell, war doch mit Zar Nikolaus II. der im Internat bisher allseits anerkannte russische Staatschef zum Rücktritt gezwungen worden.

Es gab auch die ersten Abgänge von Mitschülerinnen aus politisch besonders exponierten Familien, die mit ihren Eltern ins Ausland flohen. Intensive politische Erörterungen kamen aber auch jetzt kaum auf. Vor allem die Schülerinnen aus "Familien der 2. Reihe" begannen allmählich zu befürchten, an einem regulären Abschluß ihrer Ausbildung am damals auch im Ausland hoch angesehenen Bildungsinstitut durch die politische Entwicklung gehindert zu werden. Diese Stimmung verstärkte sich nach der Oktober-Revolution. Beunruhigend war, daß jetzt immer mehr Mädchen mit ihren Eltern ins Ausland flüchteten. Wer blieb, gehörte zumeist nicht mehr ehedem tonangebenden Sippschaften an. Der Lehrkörper jedoch löste sich zunächst nicht auf, und so konnte meine Mutter im Frühjahr 1918 tatsächlich noch ihr Abitur, mit guten Noten, ablegen. Sie gehörte zum letzten Jahrgang, der die Reifeprüfung in Wolossowo nach den anspruchsvollen Kriterien der zentralen Schulbehörde des russischen Zaren absolvierte.

Wie sehr sich die Welt seit Mitte 1917 verändert hatte, wurde ihr erst bewußt, als sie voll Stolz mit ihrem Diplom im Frühsommer 1918 zu ausgedehnten Sommerferien in ihr Elternhaus nach Srednaja Ragadka zurückkehrte.

Mit Überraschung registrierte sie, daß ihr Bruder Walter - und nicht nur er - viel Sympathie für die neue Staatsführung unter Lenin hatte. Ihr Vater sah die Situation zwar wesentlich differenzierter, stand aber auch der neuen politischen Orientierung keineswegs ablehnend gegenüber. Großen allgemeinen Zuspruch - vor allem bei den sog. "kleinen Leuten" - fand insbesondere die von den Bolschewiki durchgesetzte Einstellung der Kampfhandlungen an den Kriegsfronten.

Gewiß - die zunehmend desolate allgemeine wirtschaftliche Lage machte sich von Monat zu Monat stärker bemerkbar, viele in der Umgebung des Zarenhofes beschäftigte deutsche Handwerker aus der Siedlung hatten ihre Stellungen verloren, ihr eigener Vater hatte seit Weihnachten 1917 kein Gehalt mehr bekommen. Aber bisher war die Kolonie Srednaja Ragadka von größeren Beschlagnahme- und Requirierungsaktionen verschont geblieben, der hohe Selbstversorgungsgrad des Jessulatschen Haushaltes hatte Notsituationen auch weiterhin unterbunden.

Als beunruhigend wurde damals von allen Einwohnern der Kolonie besonders die zunehmende allgemeine öffentliche Unsicherheit empfunden, mit den sich häufenden Einbrüchen und Räuberein.

Meine Mutter hatte sich noch von Wolossowo aus - auf Empfehlung ihres Mathematiklehrers - um einen Studienplatz an der in Rußland bekannten Petersburger Fachhochschule für Brücken- und Wegebau beworben. Sie hatte in Mathematik in den oberen Gymnasialklassen zu den Klassenbesten gehört, und besagte Fachhochschule bot für besonders qualifizierte Bewerber mit Stipendien ausgestattete Studienplätze an.

Ihre Bewerbung hatte Erfolg, sie bekam Studienplatz und Stipendium, trat im Herbst 1918 ihr erstes Semester an.

Es war eine bewegte Zeit, mit weiter zunehmendem allgemeinen Versorgungsmangel, auch mit beginnender nachhaltiger Gängelei der Studenten im Sinne der an die staatlichen Machtpositionen gelangten kommunistischen Partei.

Dennoch - meine Mutter hat immer speziell die ersten Monate als Studentin in Petersburg als eine sehr schöne Zeit in ihrem Leben bezeichnet. Und in der Tat eröffnete sich für die 18jährige junge Frau - wieder einmal - eine völlig neue Welt.

Endlich befreit von der disziplinierenden Daueraufsicht durch Internat und Elternhaus, mit neugewonnenem Abstand von den bisher dominierenden Paradigmen der Pflicht und Pflichterfüllung, erfuhr sie erstmalig den frischen Atem von weitgehender persönlicher Freiheit und Ungebundenheit.

Die Vormittage, z. T. die Nachmittage, gehörten dem Studium, das ihr auf Grund einer sehr guten Vorbildung keinerlei Schwierigkeiten bereitete. Und abends wurde dann oft stundenlang diskutiert, gewiß auch über Politik und Weltanschauung, aber auch über alles andere Mögliche, quasi über "Gott und die Welt". Es bildeten sich neue Bekanntschaften und Freundschaften heraus, und es diskutierten

ja keineswegs nur Mädchen unter sich und Jungen unter sich, sondern man diskutierte mit besonderem Eifer untereinander.

Das berühmte Petersburger Kulturleben blühte einstweilen trotz Mangel und politischer Unsicherheit weiter; die Karten für Besuche auch der besten Opernhäuser waren "durch revolutionären Erlaß" sehr billig geworden - wenngleich das Stipendium keineswegs üppig war, für Theaterkarten reichte es jetzt allemal. Und wenn es einmal weder Diskussionsabend noch Kunstgenuß gab, dann konnte man als junge Studentin - zumindest noch im Jahr 1918 - auch einmal ohne große Aufwendungen eine Tanzveranstaltung besuchen, bei welcher manchmal bis in die Nacht "durchgewalzt" wurde.

Was machte es bei diesem herrlichen neuen Leben schon aus, wenn der Magen knurrte; knurrte er allzu sehr, setzte man sich in die Vorortbahn und fuhr zu Muttern nach Srednaja Ragadka, wo man sich übers Wochenende wieder so richtig sattessen konnte. Die Preise für die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel waren auf ein symbolisches Niveau gesenkt worden; eine kurze Zeit lang konnten sie sogar nach Belieben völlig kostenfrei benutzt werden - mit dem Ergebnis, daß sie z. B. von elternlosen Kindern zum Daueraufenthaltsplatz erkoren wurden und deshalb stets hoffnungslos überfüllt waren.

Schon zu Beginn des Jahres 1919 warfen die sich weiter schnell verändernden Lebensumstände, allgemeine politische Unsicherheit und wachsender Terror, zunehmender Hunger und allgemeine Not dunkle Schatten auf die erst kurz zuvor erlangte studentische Freiheit.

Im Herbst 1919 erkrankte meine Mutter an hohem Fieber und heftigem Husten - da sich der Zustand über Wochen nicht bessern wollte, unterbrach sie ihr Studium und fuhr nach Hause. Dort wurde von einem Arzt, einem guten Bekannten meines Großvaters, eine sog. "galoppierende Schwindsucht", d. h. eine schwere Lungentuberkulose, festgestellt.

Es gelang meinem Großvater, seine schwer erkrankte jüngste Tochter in einer ärztlich damals noch vorzüglich geführten und auch mit Lebensmitteln ausreichend versorgten Lungenheilanstalt im Norden Rußlands unterzubringen, wo sie sich über ein Jahr aufhielt, und wo ihre Tuberkulose auch tatsächlich ausgeheilt wurde. Anfang 1921 kam sie wieder zu Hause an, immer noch geschwächt, so daß an eine Wiederaufnahme des Studiums zunächst nicht zu denken war.

Im Elternhaus hatte sich die Stimmung inzwischen erheblich gewandelt. Der Bürgerkrieg, die allgemeine Verelendung, die Repressalien von verschiedener Seite hatten auch um Srednaja Ragadka keinen Bogen gemacht. Immer brutalere Beschlagnahme-Aktionen hatten fast alle deutschen Kolonisten in die Armut geführt, mehrere waren Opfer willkürlicher Drangsalierungen geworden.

Auch im Haushalt des offiziell immmer noch als Lehrer fungierenden ehemaligen Schulleiters und Kantors Wilhelm Jessulat gab es keine Kuh mehr; sie war, wie bei den meisten Kolonisten, beschlagnahmt und weggeführt worden. Bruder Walter war von einem Sympathisanten der neuen Zeit zu einem erklärten Gegner des neuen Regimes geworden, hielt sich aber in der Öffentlichkeit zurück. Wie er, so wurde auch von den anderen Dorfbewohnern der in den letzten Revolutionsjahren besonders stark ausufernde sog. "rote Terror" verurteilt; der "weiße Terror" stand ihm jedoch nur wenig nach. Mein Großvater war ständig tief depressiv gestimmt, vergrub sich wieder in naturwissenschaftliche Studien und seine pädagogische Unterweisungstätigkeit, obwohl er dafür nur noch sporadisch entlohnt wurde.

Den klarsten Blick für die Situation hatte meine Großmutter behalten. Als lebenstüchtige Bauerntochter sorgte sie dafür, daß die elementarsten Ernährungsgrundlagen erhalten blieben, z. B. immer genügend Kartoffeln im Keller lagerten, so daß zehrender dramatischer Hunger trotz des allgemeinen Elends in ihrer Familie nicht aufkam.

Es wäre in Kürze nachzutragen, wie die anderen Kinder aus der Familie Jessulat die wildesten Revolutionsjahre überstanden.

Von Walter wissen wir, daß er bei seinen Eltern geblieben war, und als Schlosser stets sein Auskommen hatte.

Elisabeth, meine spätere Tante Lilly, hatte ebenfalls noch - kurz vor Toresschluß - in ihrem Internatsgymnasium das Abitur ablegen können, und hatte es nach mehreren Anläufen geschafft, einen Medizin-Studienplatz in Petersburg zu erhalten. Anfang 1921 bereitete sie sich auf das Physikum vor. Alma hatte solange wie möglich in ihrer Stellung ausgeharrt, bis ihr Brotgeber - selbst fast mittellos - sie wie alle anderen Angestellten Anfang 1919 nach Hause schickte.

Ein tragisches Schicksal war neben Edgar letztlich auch Alexander beschieden, der - wie kurz geschildert - noch vor Ausbruch des 1. Weltkrieges in die USA hatte ausreisen können. Er lernte tatsächlich überraschend schnell ein passables Englisch und fand schon nach einem halben Jahr eine Stellung in einem Handelshaus, das seine traditionellen Handelsverbindungen nach Deutschland und Rußland trotz der komplizierten internationen Lage weiter pflegte - der polyglotte junge Mann konnte dort angesichts seiner guten Deutsch- und Russisch-Kenntnisse gebraucht werden.

Trotzdem - die Fremde bekam ihm nicht gut; er begann mehr Whisky zu trinken, als es zuträglich ist, und als sich dazu ein hartnäckiges Lungenleiden gesellte, wurde er von seinem Arbeitgeber vor die Tür gesetzt. Nun drang der Cousin meines Großvaters - bei welchem er immer noch wohnte - darauf, daß Alexander Jessulat wieder in sein Elternhaus nach Rußland zurückkehrte. Mitten in der Revolutionszeit, Ende 1919, traf er, sichtlich gezeichnet, per Schiff in Petersburg ein.

Er hatte eine schwere, unbehandelt gebliebene Lungentuberkulose, wurde nach kurzem Aufenthalt bei seinen Eltern in ein Krankenhaus gebracht. Anders als bei meiner Mutter gelang die Heilung bei ihm nicht, und im Jahr 1920 verstarb er an Lungen- und Hirnhaut-Tbc.

So hatte es das Schicksal gefügt, daß von den zu Kriegsbeginn 6 gesunden Geschwistern Jessulat im Jahre 1921 noch 4 am Leben waren, von denen sich 3 wieder im Elternhaus aufhielten. Lilly - oder Luchs - studierte in St. Petersburg Medizin, befand sich somit in ständiger Reichweite ihrer Familie.

Etwa zeitgleich mit meinem Vater und seiner Mutter entschloß sich auch die Familie meiner Mutter, die eng befristete Offerte der Sowjetregierung, "in das Land der Geburt" zurückzukehren, wahrzunehmen und aus Sowjetrußland auszureisen.

Auch für die Familie meiner Mutter war das ein schwerer Entschluß. Insbesondere die beiden jüngsten Frauen - meine Mutter und ihre Schwester Elisabeth - waren sich bewußt, was sie aufgaben. Sie waren Studentinnen, studierten Brücken- und Wegebau bzw. Medizin, hatten sich ihre Studienplätze hart erarbeitet. Sie konnten davon ausgehen, daß ihnen nach erfolgreichem Studienabschluß bemerkenswerte berufliche Laufbahnen offenstanden; andernfalls - im Falle ihrer Ausreise - mußten sie damit rechnen, daß sich ihre Berufswünsche im "Land ihrer Geburt", d. h. im nunmehr selbständig gewordenen, kleinen, in jeder Hinsicht unterentwickelten und sich zunehmend nationalistisch gebärdenden Litauen mit größter Wahrscheinlichkeit nicht erfüllen würden. Das galt umso mehr, als sie nicht als Litauer, sondern als Deutsche - d. h. als Angehörige des großen westlichen Nachbarvolkes der Litauer, das soeben den 1. Weltkrieg verloren hatte - nach Litauen zurückkehrten. Und natürlich hatten sich im Laufe der Jahre in Rußland auch starke persönliche, z. B. intime Beziehungen zu Menschen entwickelt, die die Option der Ausreise nicht wahrnehmen konnten, da ihre Geburtsorte - aus sowjetrussischer Sicht - nicht im nunmehrigen Ausland lagen.

Vermutlich gaben die Eindrücke und Erfahrungen der allerletzten schlimmen Jahre, die nach wie vor fortbestehende Bedrohung durch Hunger und politische Willkür, nicht zuletzt aber auch der sehr starke innerfamiliäre Zusammenhalt den Ausschlag, daß man sich entschloß, die möglicherweise - und, wie sich später herausstellte, tatsächliche - einmalige Gelegenheit zu nutzen, gemeinsam auszureisen.

ZURÜCK IN LITAUEN

Man fuhr direkt nach Tauroggen, wo man bis 1904 gelebt hatte, wo mein Großvater bis zu seiner Übernahme der Lehrer-, Kantor- und Organistenstelle in Srednaja Ragadka gearbeitet hatte und deshalb hoffen durfte, an alte Kontakte und Beziehungen wieder anknüpfen zu können.

Für Tauroggener Verhältnisse war mein Großvater natürlich ein welterfahrener Mann mit einem großen Reichtum an Kenntnissen auf verschiedenen Gebieten, mit der perfekten Beherrschung mehrerer Sprachen, und er war inzwischen auch ein sehr erfahrener Schulmann geworden.

Trotzdem war in wirtschaftlicher Hinsicht alles offen. Es war z. B. höchst fraglich, ob er wirklich umgehend eine Anstellung als staatlich bestallter Pädagoge finden würde.

Diese Frage war umso drängender, als daß - anders als mein Vater und seine Mutter - die Familie Jessulat auch im Ort ihrer Rückkehr, d. h. in Tauroggen, nicht ihre eigentlichen Ur-Wurzeln hatte, daß Verwandte, die in der allergrößten Not zumindest einen gewissen Halt hätten geben können, in und um Tauroggen nicht verfügbar waren.

Aber - es ging halbwegs gut; Wilhelm Jessulat wurde recht bald in den sich konstituierenden litauischen Schulbetrieb aufgenommen, man akzeptiere sein fachliches Potential.

Relativ unkompliziert verlief auch die Reassimilation meines späteren Onkels Walter. Als die Familie seinerzeit aus Tauroggen fortzog, war er 6 Jahre alt gewesen, er hatte seinerzeit schon recht gute umgangssprachliche Litauisch-Kenntnisse gehabt. Diese reaktivierte er sehr schnell. In St. Petersburg hatte er inzwischen eine dem litauischen Standard eindeutig überlegene Berufsausbildung erfahren. Kurz und gut - er war in wenigen Wochen ein gefragter Reparaturhandwerker, der sein eigenes Brot verdiente und in den ersten Monaten auch einen guten Teil des allgemeinen Familienbugets sicherte. Für meine Großmutter war es selbstverständlich, daß sie ihre Rolle als Familienmutter fortsetzte, auch wenn inzwischen alle übrig gebliebenen Kinder erwachsene Menschen waren.

Sehr problematisch stellte sich die Situation für die 3 Töchter der Familie dar.

Die älteste Tochter, meine spätere Tante Alma, inzwischen über 30 Jahre alt, konnte trotz aller Bemühungen in Litauen keinen beruflichen Neuanfang finden. Es blieb ihr Schicksal, bis fast zu ihrem vollendeten 50. Lebensjahr - d. h. bis zur Übersiedlung in das Deutsche Reich im Jahre 1940 - im Hause ihrer Eltern, später im Hause ihrer Mutter und ihres Bruders als unverheiratete "Haustochter" zu leben, ohne eigene Einkünfte. Diese Situation bedeutete unter damaligen Gegebenheiten, daß sie nunmehr

definitiv kaum eine Chance hatte, in einer eigenen Familie sich ein Leben als Gattin und Mutter aufzubauen.

Erst in Deutschland gelang es ihr, in fortgeschrittenem Alter, eine selbständige Lebensgestaltung zu erreichen. Sie wurde schließlich Lehrerin, hat dann ihren Beruf bis zu ihrem 70. Geburtstag ausgeübt.

Doch zurück in das Litauen der 20er Jahre. Meine Mutter und ihre Schwester Elisabeth - Tante Lilly - fanden ihre pessimistischen Annahmen bestätigt. Brücken- und Straßenbau-Ingenieure wurden in ganz Litauen nirgends ausgebildet. Medizin konnte man zwar an der Universität Kaunas - der einzigen des Landes - studieren, aber sowohl für das Studium, als auch für einen darauf folgenden beruflichen Start als Ärztin mußte man über erhebliche finanzielle Mittel verfügen.

Das bedeutete - um in Litauen eine befriedigende Lebensperspektive zu erreichen, mußten sich beide junge Frauen beruflich völlig neu orientieren. Sie besaßen sicherlich besondere Leistungspotentiale, über die ihre meisten Altersgefährtinnen in Litauen nicht verfügten, insbesondere eine für die örtlichen Verhältnisse außerordentlich qualifizierte Allgemeinbildung, die Abitur-Zeugnisse hoch renommierter alter russischer Elite-Gymnasien.

Es war vermutlich vor allem das Ergebnis des väterlichen Sondierens, daß nach monatelangem Hinund Her-Überlegen der Beschluß gefaßt wurde, für sie beide - den Spuren des Vaters folgend - eine pädagogische Ausbildung in Aussicht zu nehmen.

Und tatsächlich - über väterlich angeleitetes Selbststudium und viele unbezahlte Vertretungsstunden, ausgedehnte Hospitationen hatten beide Schwestern in 2 - 3 Jahren sich die nötigen "handwerklichen Fertigkeiten" angeeignet, um sich als sog. Externe den litauischen Schulbehörden für die staatlichen Lehrerprüfungen zu stellen und diese Prüfungen im ersten Anlauf mit guten Ergebnissen zu bestehen.

Allerdings - eine Anstellung in litauischen Schulen erhielten sie nicht. Die durch die politischen Veränderungen nach 1918 hervorgerufenen beträchtlichen Vakanzen im litauischen Schulsystem waren inzwischen - d. h. Mitte der 20er Jahre – wieder zumeist aufgefüllt worden, durch litauische Lehrkräfte. Auch wenn die Schülerzahlen in den Klassen z. T. noch extrem hoch waren - für weitere Neueinstellungen von bezahltem pädagogischen Personal fehlte dem armen Land das nötige Geld. Außerdem - wenn irgend möglich, besetzte man jetzt jede frei werdende Lehrerstelle weiterhin mit einem Litauer, und nicht mit einem Vertreter nationaler Minderheiten, in Sonderheit nicht mit Polen, nicht mit Russen, nicht mit Deutschen.

Eine Lösung des Beschäftigungs- und Einkommens-Problems war dann für meine Mutter und ihre

Schwester erst zu jenem Zeitpunkt gegeben, als es dem engagierten Bemühen der deutschen Volksgruppe gelang, den litauischen Staat zur Zulassung deutscher Schulen in deutscher Trägerschaft auf litauischem Territorium zu bewegen.

An dieser Entwicklung - d. h. der Etablierung von in deutscher Trägerschaft arbeitenden, staatlich anerkannten Schulen in Litauen - hatte mein Großvater einen sehr großen persönlichen Anteil.

Wilhelm Jessulat - die bisherigen Ausführungen haben es verdeutlicht - war schon immer ein politisch interessierter Mensch gewesen, und mit der nunmehrigen Lebenserfahrung von 6 Jahrzehnten wurde ihm die politisch-ökonomische Situation Litauens und das daraus resultierende schwierige konkrete Bedingungsgefüge für die deutsche Minderheit - damit für seine eigene Familie - nach seiner Rücksiedlung aus Sowjetrußland mit Sicherheit sehr bald und sehr detailliert bewußt.

Litauen war ein kleiner Staat, dessen Existenzgrundlage fast ausschließlich eine mit veralteten Methoden betriebene Landwirtschaft war. Es hatte keinerlei nennenswerte Industrie, auch keine Position als Transitland mit international gut eingeführten Handelsorten.

Bis zur - völkerrechtlich höchst umstrittenen - Okkupation des nach dem 1. Weltkrieg unter Völkerbund-Mandat gestellten, überwiegend deutschsprachigen Memellandes hatte es auch keinen für den transnationalen Ostseeverkehr brauchbaren Seezugang. Schließlich gab es nur wenige, zudem nur sehr schwach entwickelte wissenschaftlich-kulturelle Kondensationspunkte.

Die beiden anderen jungen Ostseerepubliken - Lettland und Estland - hatten es im Vergleich zu diesem Staat leichter, wenngleich auch ihr Start in die Eigenstaatlichkeit schwierig war, sie bis zum

2. Weltkrieg ebenfalls ständig mit erheblichen ökonomischen Problemen zu kämpfen hatten.

Aber Lettland verfügte über das schon zur Zarenzeit einen bemerkenswerten überregionalen industriellen, handelspolitischen und kulturell-wissenschaftlichen Standort darstellende Riga. Estland - wie Litauen fast "industriefrei" - hatte in Reval - jetzt Tallin - und in Dorpat - jetzt Tartu – Universitäten, bzw. Hochschulen mit jahrhundertelangen guten Kontakten nach Deutschland und in den skandinavischen Raum.

Litauen dagegen besaß - wie gesagt - kaum etwas derartiges. Dazu kamen die Besonderheiten seiner geopolitische Lage. Es hatte gemeinsame Grenzen mit Deutschland - Nordost-Ostpreußen - , mit Polen, mit dem Sowjetstaat und mit Lettland. Mit Polen befand es sich in einem latenten Kriegszustand. Das neu entstandene, damals ebenfalls stark nationalistisch geprägte Polen hätte sich am liebsten ganz Litauen einverleibt, hatte in einer kurzen, heftigen militärischen Auseinandersetzung

Ende des 1. Weltkrieges etwa ein Drittel des litauischen Territoriums mit der größten Stadt Vilnius erobert und hielt das gesamte Gebiet - bis zur eigenen vernichtenden Niederlage bei Beginn des 2. Weltkrieges - besetzt. Im Osten Litauens hatte sich nach der Oktoberrevolution der "eiserne Vorhang" heruntergelassen, womit für weite Gebiete Litauens das historisch gewachsene Hinterland seiner landwirtschaftlichen Exportgüter verloren gegangen war.

Natürlich bot sich sowohl für Litauen wie für Lettland an, eine sehr enge Kooperation anzustreben, und in der Tat war es - trotz manch kleinlichem Gezänks - erklärte Regierungspolitik beider Staaten, sich nach Kräften gegenseitig zu stützen. Allerdings - auch Lettland war letztlich ein kleiner Staat, mit begrenztem Entwicklungspotential.

Bei nüchterner Sicht der Dinge hatte Litauen nur einen potenten Nachbarn, zu dem der Zugang international verbindlich geregelt war, mit dem wirtschaftlicher und intellektueller Austausch langfristig wirklich perspektivreich zu sein versprach - das Deutsche Reich.

Für das "vor der Tür" liegende Ostpreußen traf dies besonders zu; über Ostpreußen konnte sich - z. B. die litauische Landwirtschaft den Zugang zum großen inneren deutschen Markt, d. h. zu den Reichsgebieten westlich des neugeschaffenen sog. Korridors, bahnen.

Und welche Rolle könnte der deutschen Minderheit in Litauen dabei zufallen?

Bei konstruktiver Gestaltung der litauischen Staatspolitik war es zweifellos denkbar, daß die Deutschen im Lande - nicht zuletzt aus gesundem Eigeninteresse - bei der Entwicklung der litauischdeutschen Beziehungen sehr wohl fermentativ wirken konnten. Die meisten von ihnen verfügten über persönliche Kontakte in das Deutsche Reich, kannten - mehr oder weniger gut - die reichsdeutschen Gegebenheiten und Gepflogenheiten, konnten vor allem durch die Beherrschung der deutschen Sprache vergleichsweise schnell die Wege zum großen Pool deutschen Erfahrungswissens, deutscher wissenschaftlicher Ressourcen finden.

Als einen sehr wichtigen Schritt in diese Richtung sah Wilhelm Jessulat die Gründung durch die deutsche Volksgruppe kontrollierter Schulen in Litauen an - vordergründig natürlich für die Kinder der ortsansässigen Deutschen, aber offen auch für alle anderen Kinder, deren Eltern die Perspektiven eines selbständigen litauischen Staates ähnlich sahen wie er, für sich und ihren Nachwuchs dabei beizeiten eine angemessene Position sichern wollten.

Und natürlich meinte Wilhelm Jessulat auch, daß er selbst und seine beiden jüngsten Töchter bei einer solchen Entwicklung ihren Platz finden würden.

Diese Gedanken behielt er nicht für sich, sondern er begann, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, darüber zu sprechen - ruhig, ausführlich, auf alle Argumente sachlich eingehend, je nach Bedarf in litauisch oder deutsch; wenn es angebracht war, auch in russisch. Und er fand zunehmend Gehör. Besonders viel Zustimmung fand er erwartungsgemäß bei seinen deutschen Landsleuten. Eine andere Minderheit, die mit zunehmendem Interesse die Intentionen des deutschen Rückkehrers aus Rußland registrierte, waren die jüdischen Bürger Litauens.

Ähnlich wie die Deutschen, repräsentierten auch sie überproportional die lokalen Mittelschichten, die daran gewöhnt waren, weiter als nur "bis zur nächsten Ernte" zu denken. Außerdem war ihre Umgangssprache noch häufig ost-jiddisch, ein spät mittelalterlicher, mit vielen hebräischen und slavischen Sprachwurzeln durchsetzter deutscher Dialekt, der ihnen einen zumeist recht schnellen Zugang zum aktuellen Neu-Hochdeutsch ermöglichte. Unverkennbar war schließlich - Familien aus den Resten der ehemaligen russischen Oberschicht, gleichfalls verschiedene Familien der jungen litauischen Intelligenz witterten die Chancen, die ein Unterricht nach auch in Deutschland anerkannten Lehrplänen, mit auch in Deutschland anerkannten Schulabschlüssen ihrem Nachwuchs sichern konnte. Kurz und gut, Wilhelm Jessulats Projekt der deutschen Schulen in deutscher Trägerschaft im jungen litauischen Nationalstaat fand immer mehr Zuspruch, wurde bald Bestandteil der Politik der führenden Organisation der Deutschen in Litauen, des Deutschen Kulturverbandes, und Wilhelm Jessulat wurde zum maßgeblichen Exponenten dieses Vorhabens.

Nicht zuletzt seine breite persönliche Akzeptanz außerhalb der deutschen Gruppen veranlaßte den Deutschen Kulturverband, ihn als Kandidaten bei den Wahlen für das litauische gesamtstaatliche Parlament - den Sejmas - aufzustellen.

Und - er wurde gewählt!

Neben ihm schaffte nur noch ein einziger weiterer Deutsche einen solchen Wahlsieg, ein Mann mit dem urdeutschen Namen Kinder.

Damit war Kantor Jessulat jetzt nicht nur als Schulmann gefragt, sondern er war schlagartig in allen politischen Belangen zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der Deutschen in Litauen geworden. Dessen ungeachtet - die Schulreform, die Etablierung eines deutschen Schulwesens, blieb sein besonderes Herzensanliegen.

Der Weg zur Schaffung der erforderlichen gesetzlichen Grundlagen für die Einrichtung offiziell anerkannter, in deutscher Hand befindlicher Schulen in Litauen sollte sich auch nach dem Einzug meines Großvaters in das Parlament als lang und steinig erweisen.

Gewiß - aktueller Hauptkonfliktgegner des jungen litauischen Staates war Polen, weshalb man auf alles Polnische von offizieller Seite besonders schlecht zu sprechen war. Aber es herrschte auch wahrlich keine deutsch-freundliche Stimmung. Zur Zarenzeit war die deutschstämmige Bevölkerung des Landes - zwar in erheblich schwächerer Ausprägung als in Lettland oder Estland - typischer Repräsentant der bessergestellten Schichten gewesen. Im Volk weit verbreitete Stimmungen für mehr

soziale Gerechtigkeit waren deshalb von politisch einschlägig Interessierten recht leicht mit antideutschen Akzenten zu versehen. Nach Erlangung der nationalstaatlichen Unabhängigkeit wurden außerdem bestimmte, z. T. jahrhundertelang verdrängte, bis in die Kreuzritterzeit zurückreichende, d. h. tief verwurzelte Ressentiments gegen das "Germanentum" von bestimmten politischen Gruppen gezielt forciert. Nicht zuletzt war das Memelland-Problem für das Schüren antideutscher Animositäten geeignet.

Es ist aber auch anzuerkennen, daß es zu einem unkontrollierten Überborden des litauischen Nationalismus nicht kam. National motivierte Konflikte auf den verschiedenen Problemfeldern wurden in der jungen litauischen Demokratie alles in allem zivilisiert ausgefochten, wenngleich ohne Zweifel nationalistische litauische Argumentationen im öffentlichen Leben jener Zeit den Ton angaben.

Wollte mein Großvater, wollte die deutsche Volksgruppe ihre politischen Ziele erreichen, war sie auf eine breit angelegte Bündnispolitik angewiesen.

Es bedurfte ausdauernder Überzeugungsarbeit, um eine breite Mehrheit der verschiedenen politischen Gruppierungen Litauens von den für das ganze Land zu erwartenden Vorteilen eigener deutscher Bildungseinrichtungen zu überzeugen.

Schließlich gaben ökonomische Argumente angesichts knapper Staatskassen den Ausschlag. Deutsche Privatschulen wurden erlaubt; doch das vom Sejmas angenommene Gesetz bestimmte, daß diese deutschen Schulen von ihren Trägern ohne jegliche Inanspruchnahme staatlicher Mittel aufzubauen und zu unterhalten waren. D. h., Schulgeld der Schüler und Spenden waren die einzigen Finanzierungsquellen dieser Schulen. Der litauische Staatshaushalt wurde dadurch auf diese Weise entlastet.

Des weiteren wurde bestimmt, daß auch diese deutschen Schulen in ihren Bildungsinhalten voll den Ausbildungsanforderungen analoger litauischer Schulen zu entsprechen hatten, die Stoffpläne der entsprechenden Klassenstufen litauischer Schulen waren in jedem Fall abzuarbeiten. Daß sie zu unbedingter Loyalität gegenüber dem litauischen Staat verpflichtet waren, verstand sich von selbst. Mein Großvater hatte kurz nach Antritt seines Mandats im Sejmas seine Pensionsgrenze erreicht, und war - bei Zahlung einer relativ kleinen Pension, vor allem für seine bis 1904 in Tauroggen abgeleisteten Dienstjahre - aus dem aktiven Lehrdienst ausgeschieden.

So konnte er jetzt einige Jahre sich völlig der parlamentarischen Arbeit widmen.

Pension und Diäten zusammen reichten für den Lebensunterhalt, es wurde sogar ein wenig gespart. In Tauroggen kaufte er ein Stück Bauland und - mit Unterstützung aller Kinder - wurde darauf ein Holzwohnhaus gebaut, was allerdings die bereits erwähnte Abtragung einer hierfür aufgenommenen hypothekarischen Anleihe bis Mitte der 30er Jahre nach sich zog.

Die letztendlich erreichte Etablierung von der deutschen Volksgruppe getragener, relativ unabhängiger deutscher Schulen in Litauen gab meiner Mutter und ihrer Schwester Elisabeth die erhoffte solide materielle Existenzgrundlage. Für beide Schwestern fanden sich feste Anstellungen an diesen Schulen, nachdem sie nach den litauischen auch die deutschen Lehramtsbefähigungen erworben hatten. Wilhelm Jessulat konnte zumindest die ersten Etappen des Erfolges seiner zähen Arbeit innerhalb und außerhalb des Parlaments noch erleben. Kurz vor Ende der Legislaturperiode, doch nachdem die für die Etablierung der deutschen Schulen wichtigsten Gesetze verabschiedet waren, erlitt er einen Herzinfarkt. Wenig später verstarb er.

Seine Beerdigung in der Landeshauptstadt Kaunas erfolgte unter großer Beteiligung der gesamten litauischen Öffentlichkeit. Sein Name blieb vor allem für die deutsche Volksgruppe in Litauen - zumindest bis zur Umsiedlungsaktion 1939/41 - ein fester Begriff. Aber auch unter den Deutschen Lettlands und Estlands hatte er einen hohen Bekanntheitsgrad, erinnerte man sich seiner mit Respekt und Anerkennung.

SCHAULEN

Nachdem alle erforderlichen gesetzlichen Grundlagen - einschließlich der auch in Litauen unerläßlichen ministeriellen Verfügungen zur Umsetzung der verabschiedeten eigentlichen Gesetze - geschaffen und in Kraft getreten waren, kam es ab Ende der 20er Jahre in einer Reihe mittlerer Städte Litauens zur Einrichtung deutscher Schulen in deutscher Trägerschaft.

An der deutschen Schule in Schaulen fand meine Mutter ihre erste bezahlte Anstellung als Lehrerin. Wieso gerade Schaulen? Offen gesagt, im einzelnen weiß ich es auch nicht. Aus Erzählungen ist mir erinnerlich, daß bestimmte "ökologische Besonderheiten" Schaulens hierbei vermutlich eine nennenswerte Rolle gespielt haben.

Schaulen war einer der wenigen Orte Litauens, in denen sich Ansätze einer industriellen Entwicklung zeigten. U. a. gab es hier traditionell den Schwerpunkt der litauischen Lederproduktion, d. h. die Stadt war wegen ihrer vielen, meist kleinen Gerbereien bekannt und - in des Wortes direktester Bedeutung - "berüchtigt".

Zur warmen Sommerszeit, bei Windstille, konnte man die Stadt auf den Landstraßen schon kilometerweit vor Erreichen der Gemarkungsgrenzen "erriechen" - die überwiegend mit Methoden des 19. Jahrhunderts betriebene Gerberei führte zu einer von Stadtfremden als fürchterlich empfundenen Geruchsbelästigung, weshalb Schaulen landesweit als Wohnsitz nicht sonderlich beliebt war.

Das eröffnete - nicht nur im pädagogischen Bereich - so manchem Berufsanfänger eine Chance, die er andernorts kaum finden konnte.

Was es mich anbelangt, so kann ich mich nicht daran erinnern, mich durch die ortstypischen Gerüche von Schaulen je belästigt gefühlt zu haben. Ich war in dieses Milieu hineingeboren worden und so von frühester Kindheit an daran adaptiert. Auch von der übergroßen Mehrheit der Schaulener Stammbevölkerung wurde das Odeur ihrer Stadtluft akzeptiert, entsprechende Klagen äußerten fast nur von auswärts gekommene Besucher.

Meine Mutter aklimatisierte sich schnell an den Ort und an ihre Schule, wurde bald mit Leib und Seele Volksschullehrerin.

Die Schule erwarb sich in Schaulen sehr schnell einen beachtlichen Ruf, und wenn man an dieser Schule als Lehrerin arbeitete, dann war man in der kleinen Stadt "wer". Das Betriebsklima wurde

durch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl geprägt. Das Gehalt war nicht üppig, aber auskömmlich. Und - meine Mutter war zum erstenmal in ihrem Leben materiell völlig unabhängig. Den Stamm der Schülerschaft stellten die deutschen Familien des Ortes und der Umgebung. Auf die Dauer wäre die Schule ohne die Kinder einer Reihe sehr wohlhabener jüdischer Kaufmanns- und Unternehmerfamilien - der pünktlichsten Schulgeldzahler - dennoch ökonomisch kaum lebensfähig gewesen. Von der materiellen Ausstattung her entsprach sie gutem Landesdurchschnitt, hinsichtlich Lehrprogramm und didaktischer Qualität dürfte sie erheblich darüber gelegen haben. Hierfür spielte eine sehr wesentliche Rolle die außerordentliche Motivation von Lehrerschaft und Schülerschaft. Alle waren daran interessiert, zunächst definitiv den Anschluß an das "Deutsche Gymnasium" in Kaunas und, später, an das Anforderungsniveau reichsdeutscher Hochschulen und Universitäten zu sichern. Sehr bald entwickelten sich die deutschen Schulen in Litauen zu Kondensationspunkten des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens der deutschen Minderheit. Der deutsche Schulchor wurde an den meisten Schulen bald zur Selbstverständlichkeit, stand für jeden geeigneten Sangesfreund offen. Oft bauten die Musiklehrer auch Instrumentalkörper auf. Zumindest alle 2 Jahre wurden im Sommer große, mehrwöchige Schulausflüge nach Deutschland organisiert. Meine Mutter besuchte - zusammen mit ihren Schülern - auf diese Weise z. B. den Harz, Berlin, die Insel Rügen.

Nicht selten entstanden an den deutschen Schulen auch deutsche Laientheater.

Im Laientheater Schaulens wurde mein Vater - es wurde schon zur Sprache gebracht - nach seiner Übersiedlung aus Riga einer der engagiertesten ehrenamtlichen Mitarbeiter, sei es - zunächst - als Beleuchter und Elektriker, oder - später - vor allem als Bühnenakteur.

So kamen sich meine Eltern einander näher, und am 20. 5. 1934 heirateten sie.

Für meine Mutter hatte das insofern einschneidende Konsequenzen, als daß sie nunmehr ihre bisherige litauische Staatsangehörigkeit gegen die lettische ihres Ehemannes eintauschte und - sowohl als "frische Ausländerin" als auch als Verheiratete - ihre Tätigkeit an der Schule einstellen, einem z. Z. stellungslosen deutschen Kollegen Platz machen mußte.

Das junge Eheglück und - nach meiner Geburt am 19. 2. 1935 - Elternglück, sowie die inzwischen recht gut bezahlte Stellung meines Vaters ließen meine Eltern das Ausscheiden meiner Mutter aus dem Berufsleben verschmerzen. Benachteiligungen weiblicher Arbeitnehmer nach ihrer Eheschließung wurden in jener Zeit nicht nur in Deutschland, sondern auch in Litauen und andernorts allgemein als nichts Außergewöhnliches angesehen.

Die 9 Monate zwischen der Eheschließung und meiner Geburt wurden genutzt, um eine für landestypische Maßstäbe gute 3-Zimmer-Wohnung in einem stabilen, trockenen, gut belichteten Holzhaus auszusuchen, anzumieten und behaglich zu möblieren. Meine Geburt muß meiner Mutter schwergefallen sein. Sie war damals immerhin schon 34 Jahre alt, und ich war ihr erstes Kind. Meine Mutter hatte zu dieser Zeit eine Körpergröße von 1,60 m, war weder besonders stämmig, noch besonders schlank. Für eine solche Frau war die Geburt eines über 9 1/2-pfündigen Knaben "auf natürlichem Wege" bestimmt eine erhebliche Leistung, zumal in den 30er Jahren viele Möglichkeiten unserer heutigen Geburtshilfe nicht zur Verfügung standen, und erst recht nicht in einem kleinen Ortskrankenhaus im armen, den Anschluß an die westliche Welt mit ihren technischwissenschaftlichen Errungenschaften mühsam suchenden Litauen.

Nach allgemeiner Aussage kam ich ohne erkennbare Schäden zur Welt, wurde angesichts meiner Größe und Kräftigkeit viel bestaunt, vermochte schon kurz nach meiner Geburt durch intensives und ausdauerndes Gebrüll die Umwelt auf meine elementaren Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Natürlich wurde ich voll gestillt; natürlich wurde nichts, aber auch gar nichts in den ersten Lebenswochen beigefüttert - denn nur durch das ausschließliche Stillen konnte - das war gängige Auffassung der deutschen Volksgruppe des Ortes - die mütterliche Milchproduktion gesichert werden. In den deutschen Schulen in Litauen wurde nicht nur trockenes Wissen vermittelt, sondern die Lehrerschaft war auch angehalten, durch ihr persönliches Verhalten - in und außerhalb des Dienstes - ein Vorbild bei der Umsetzung moderner wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Lebensalltag zu geben, insbesondere dann, wenn diese Lehren direkt aus dem Deutschen Reich vermittelt worden waren. Nachdem die "dekadenten" 20er Jahre allerlei Säuglings-Ernährungs-Theorien produziert hatten, war man sich - auch durch die Auswertung solider epidemiologischer Studien anfangs der 30er Jahre - insbesondere in Deutschland des ernährungsphysiologischen Wertes der Muttermilch wieder voll bewußt geworden; das hatte sich mit der zweifellos ideologisch eingefärbten Auffassung

verbunden, daß jede Mutter nur ihr eigenes Kind stillen, jedes Kind nur die Milch seiner leiblichen Mutter trinken sollte, das früher in "höheren Kreisen" verbreitete Ammenwesen nachhaltig abzulehnen sei. Diese Erkenntnisse und Auffassungen waren meiner Mutter schon seit längerem bekannt gewesen. Gespräche mit ihren Biologie unterrichtenden Kollegen während der Schwangerschaft hatten sie in ihren Vorstellungen bestärkt, und nach meiner Geburt wurden selbige nunmehr konsequent und nachhaltig in die Tat umgesetzt. Daß ich in der ersten Zeit nach meiner Geburt viel und anhaltend brüllte, wurde allgemein als normal und Ausdruck gut entwickelter Lungen interpretiert. Es ist anzunehmen, daß meine Eltern mit der Zeit dazu eine differenziertere Position gewannen, denn eine einigermaßen ausreichende Nachtruhe für sie dürfte es infolge meines häufigen Brüllens kaum gegeben haben. Aber der umfangreiche Freundes- und Verwandtenkreis, der diese nächtliche Ruhestörung nicht am eigenen Leib erdulden mußte, nahm es mit heiterer Gelassenheit, ließ keinerlei Zweifel an der Gesundheitsförderlichkeit des Gebrülls zu. Insbesondere die Lehrerschaft betonte meinen Eltern gegenüber immer wieder, daß das alles nur Ausdruck ungewöhnlicher Lebenskraft sein könnte, bei einem zur Geburt fast 10 Pfund schweren Kind überdies allein deshalb kaum verwunderlich. Mit der Zeit wurde mein Gebrüll zwar nicht weniger, doch deutlich schwächer. Wie lange es dann noch gedauert hat, bis in den Kreisen der deutschen pädagogischen Intelligenz Schaulens, vor allem bei meiner Mutter, schließlich doch einige "rote Lämpchen" zu flackern begannen, ist in späteren Gesprächen nie zu erfahren gewesen. Irgendwie gewann man - nach Wochen - den Eindruck, daß bei mir wohl eine eigenartige Krankheit vorliegen müsse, denn das Gebrüll machte mehr und mehr einem weinerlichen Wimmern Platz. Schließlich entschloß man sich, eben nicht nur auf das Expertenwissen der die neuesten deutschen medizinisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse so souverän überblickenden Biologielehrer der eigenen Bildungseinrichtung zu setzen, sondern auch einmal einen - notgedrungen litauischen - Arzt nach seiner Meinung zu fragen. Dieser Mann soll meine Mutter groß angeblickt, nach meinem Geburtsgewicht gefragt und mich dann auf seine Praxis-Allzweck-Waage gelegt haben. Das Ergebnis dieser banalen Messung war in gleicher Weise aufschlußreich wie erschütternd - nach etwa einem Monat hatte ich nicht nur kein einziges Gramm an Gewicht zugenommen, sondern über ein Viertel meines imposanten Geburts-Körpergewichtes wieder verloren. Kurz und gar nicht gut - die allzu enge Auslegung an sich richtiger Maximen, die Überschätzung der Kompetenz von Schulwissen bei fehlendem medizinisch-ärztlichem Erfahrungswissen hätte mich, in Fortsetzung chronischer Unterernährung infolge mütterlichen Milchmangels, fast dem Hungertode nahe gebracht.

Das alles soll sich in den Kreisen der deutschen Bevölkerung Schaulens schnell herumgesprochen und dem inzwischen etwas allzu dominant gewordenen Renomé der deutschen Lehrerschaft des Städtchens einen spürbaren Dämpfer gegeben haben.

Natürlich wurde nun - litauischer ärztlicher Empfehlung gemäß - kräftig beigefüttert, in relativ kurzer Zeit hatte ich mein Geburtsgewicht wieder erreicht, und in der Folgezeit entwickelte ich mich so, wie es von Anfang an erhofft und erwartet gewesen war. Allerdings - derart kräftig wie in den allerersten Lebenswochen soll ich nie wieder gebrüllt haben.

Es dauerte nicht lange, und ich mußte völlig auf die fast jedem Säugling liebste Nahrung, die Muttermilch, verzichten.

Die definitive Quelle der Infektion blieb im Dunkeln - etwa 6 Wochen nach der Entbindung von mir erkrankte meine Mutter, nachdem sie sich zunächst sehr schnell von den Strapazen des Wochenbettes erholt hatte, an einem infektiösen Fieber. Seine Ursache wurde ärztlicherseits umgehend im Unterleib lokalisiert. Die Erkrankung wurde seinerzeit als "spätes Kindbettfieber" bezeichnet - ob sie aber tatsächlich mit Schwangerschaft und Geburt in direktem Zusammenhang stand, ist nie schlüssig belegt worden.

Nach einigen Tagen häuslichen Aufenthaltes wurde meine Mutter im kleinen städtischen Krankenhaus von Schaulen stationär aufgenommen; eine Besserung ihres Zustandes konnte jedoch nicht erreicht werden. Es spricht m. E. sehr für die sachliche Objektivität der litauischen Krankenhausärzte, daß sie schon sehr bald an meinen Vater herantraten und ihm nahelegten, einer Verlegung meiner Mutter zuzustimmen - nicht in die frisch zur Universitäts-Klinik Litauens gekürte Frauenklinik in Kaunas, sondern in die international unter Professor von Mikulicz-Radecki einen ausgezeichneten Ruf genießende Universitäts-Frauenklinik des deutschen Königsberg. Mein Vater stimmte dem sofort zu, und die Überführung nach Königsberg wurde zügig von den Ärzten in Schaulen geregelt.

Das hört sich heute wie die selbstverständlichste Vorgehensweise an - zu damaliger Zeit konnte aber auch ein durch einen guten Ausgang gekrönter mehrmonatiger Aufenthalt in einer führenden medizinischen Einrichtung des Deutschen Reiches für die Familie einer solchen Patientin den ökonomischen Ruin bedeuten, z. B. dann, wenn diese Patientin zwar Deutsche ihrer Nationalität nach war, aber sich nicht im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit befand, nicht durch das damals international vorbildliche deutsche Sozialversicherungssystem vor finanzieller Überforderung durch die Behandlungskosten geschützt war. Die Ersparnisse und Rücklagen meiner Eltern waren weitgehend für die neue Wohnungseinrichtung verwendet worden, und wenn auch mein Vater inzwischen vergleichsweise gut verdiente - ein Spitzeneinkommen hatte er keineswegs.

Er entschloß sich, umgehend zur Begleichung aller zu erwartenden Liquidationsforderungen und Klinikrechnungen einenBankkredit aufzunehmen, beantragte ihn, und - gestützt durch die Bürgschaft seines Betriebes - erhielt er ihn. Dadurch war Liquidität in einem bestimmten Ausmaß gegeben und nachweisbar – eine unerläßliche Voraussetzung dafür, in Königsberg die Behandlung aufzunehmen. Daß der innere Zusammenhalt der deutschen Volksgruppe in Litauen und Lettland keine leere Floskel war, zeigte sich darin, wie unserer Familie in dieser Situation unter die Arme gegriffen, sie nicht allein gelassen wurde. Vom Vorstand des Deutschen Kulturverbandes in Litauen - in dem mein Großvater in den Jahren vor seinem Tode die vorstehend beschriebene bemerkenswerte Rolle gespielt hatte - wurde zunächst eine Teilzahlung der hohen Rechnungen aus Königsberg abgesichert und über die deutsche Botschaft in Kaunas eine Initiative ausgelöst, die die Türen zu humanitären Stiftungen des Deutschen Reiches öffnete. Letztlich mußte der Großteil der fälligen Zahlungen für die Behandlung in Königsberg nicht von unserer Familie getragen werden. Dennoch ergab sich für meinen Vater eine immer noch erhebliche finanzielle Last.

Insgesamt sollen die Forderungen aus den Königsberger Universitätseinrichtungen einen fünfstelligen Betrag in Deutscher Reichsmark ausgemacht haben; oder - anders ausgedrückt - einen Betrag von der Höhe mehrerer Jahreseinkommen meines Vaters, der ohne Hilfe von außen nur sehr schwer zu schultern gewesen wäre.

Meine Mutter lag fast 2 Jahre in der Frauenklinik der Albertina, der Universität in Königsberg. Sie wurde mehrfach operiert, mehrfach stand es sehr kritisch um sie, doch schließlich kehrte sie geheilt wieder nach Schaulen zurück.

Natürlich trugen die Erfahrungen dieser beiden Jahre erheblich dazu bei, das deutsche Nationalbewußtsein in unserer gesamten Familie noch stärker auszuprägen, als es ohnehin gegeben war.

All das eben Geschilderte konnte ich natürlich nicht auf Grund meines eigenen persönlichen Erinnerungsvermögens zu Papier bringen. Die ersten Jahre nach meiner Geburt wurden bis an ihr Lebensende von meiner Mutter als eine besondere Zeit ihres Lebens angesehen. Vermutlich stand dies auch mit der Tatsache im Zusammenhang, daß eine Konsequenz der damaligen Unterleibsinfektion und der verschiedenen deshalb vorgenommenen chirurgisch-operativen Eingriffe ihre nachfolgende Kinderlosigkeit war. Sie hat oft und z. T. detailiert davon erzählt.

Während der beiden "Königsberger Jahre" meiner Mutter wurde ich rund um die Uhr von meiner Großmutter aus Tauroggen, der Witwe Wilhelm Jessulats, versorgt. Diese Frau stand damals kurz vor Vollendung ihres 70. Lebensjahres, und die Versorgung ihres jüngsten Kindes - meiner Mutter - lag schon 35 Jahre zurück.

Meine Oma Anna Jessulat, geb. Blosat, hat mich mit dem Sachverstand einer 9fachen Mutter mit viel großmütterlicher Liebe umhegt und umpflegt, so daß nach dem Beinahe-Debakel infolge der Mangelernährung in den ersten Lebenswochen ich in meiner frühen Kindheit ohne jede weitere Gesundheitsstörung blieb.

Die ehemaligen Kolleginnen meiner Mutter - vor allem die älteren unter ihnen - standen meiner Großmutter dabei nach Kräften zur Seite. Besonders ehrend erwähnen möchte ich hier die Damen von Berg, später sagte ich "Tante Katti" und "Tante Emmy" zu ihnen. Beide waren nicht nur ausgewiesene Pädagoginnen, sondern auch talentierte Malerinnen, deren Fertigkeiten an professionelles Niveau heranreichten. Ich habe auch heute noch das eine oder andere Erinnerungsstück an sie im persönlichen Besitz, u. a. ein beeindruckendes Meeres-Bild von Emmy v. Berg. Die der Genesung und Rückkehr meiner Mutter folgenden beiden Jahre waren für unsere junge Familie rundum glückliche Jahre. Das blieb bis an das Ende ihres Lebens der Tenor der erinnernden Gespräche meiner Eltern, meiner Großmutter, und diese Eindrücke decken sich völlig mit meinen ersten Lebenserinnerungen.

Ich bin in der Einleitung zu dieser Niederschrift darauf eingegangen.

Wir blieben von Schicksalsschlägen verschont, das Familienleben war harmonisch und entspannt, wir waren alle gesund, mein Vater hatte eine ihm zusagende, relativ sichere Arbeit, das Familieneinkommen war - nach Begleichung aller Forderungen aus Königsberg - auskömmlich. Das alles traf sinngemäß auch auf jene unserer engeren Verwandten zu, die in Tauroggen und Riga wohnten.

Andererseits waren es die Jahre des Vorabends jener schlimmen Zeit, die später als der 2. Weltkrieg bezeichnet werden sollte.

Auch wenn manches Furchtbare bereits seine Schatten zu werfen begann, so war man bei den DeutschBalten doch optimistisch, daß die Zukunft des Baltikums ohne Krieg, Besetzungen und Vertreibungen weiter einen relativ friedlichen Weg finden könnte. Dabei war man keineswegs naivsorglos, besonders aufmerksam verfolgte man alles, was sich in Deutschland abspielte. Das, was im Namen des Nationalsozialismus verkündet wurde, fand keineswegs unmittelbar und spontan die Zustimmung der meisten deutschen Menschen in Litauen und Lettland, und vermutlich auch in Estland nicht. Man hielt nichts von brambasierender Rhetorik, von vereinfachenden Schlagworten. Die deutschen Balten waren alles in allem speziell in außenpolitischen Belangen im Ergebnis persönlich erfahrener Geschichte auf differenziertere Sichtweisen eingestellt als die Mehrheit

jener Deutschen, die ihr ganzes Leben im Deutschen Reich verbracht hatten. Weniger differenziert war ihr Blick auf das im Inneren Deutschlands Geschehende.

Man war schon immer stolz gewesen, Deutscher zu sein, und so verschloß man seine Augen nicht vor dem, was einem Außenstehenden Mitte und Ende der 30er Jahre wie eine insgesamt beeindruckend positive Entwicklung Deutschlands auf verschiedenen Gebieten erscheinen konnte. Die Arbeitslosigkeit in Deutschland verschwand, vom zermürbenden Parteiengezänk der Weimarer Republik war nichts mehr zu hören, Industrie und Wissenschaft warteten mit interessanten Neuerungen auf, Autobahnen wurden gebaut, ein Netz von Rundfunkanstalten umspannte bald ganz Deutschland, wobei auch die Auslands-Deutschen nicht vergessen, mit speziellen landsmannschaftlich orientierten Programmen versorgt wurden. Die jungen Männer waren von den Erfolgen der deutschen Kraftfahrzeugindustrie besonders angetan, der Rennfahrer Bernd Rosemayer z. B. hatte auch in Litauen, Lettland und Estland unter den Deutschen viele begeisterte Anhänger.

Höchst unterschiedlicher Meinung war man über die sog. "Gleichschaltung" von Literatur, Kunst und Kultur. Aber da man von den daraus resultierenden Defiziten im Baltikum kaum direkt betroffen war, war und blieb die "Gleichschaltung" ein Randthema, über das engagierte Diskussionen fast nur in den kleinen Zirkeln deutscher Intelektueller in den wenigen größeren baltischen Städten geführt wurden. Anders verhielt es sich mit dem staatlich verordneten Antisemitismus im Deutschen Reich. Kontakte zum jüdischen Nachbarn, zum jüdischen Kollegen, zu Ärzten, Kaufleuten und Handwerkern hatte fast jeder Deutsch-Balte. Man hatte jüdische Familien auch als verlässliche Partner des deutschen Bevölkerungsanteils beim Bemühen um angemessene Existenzbedingungen für die nationalen Minderheiten in den jungen baltischen Nationalstaaten schätzen und achten gelernt.

Und so hoffte wohl der typische Deutsche im Baltikum, daß der demonstrative Antisemitismus, die darauf aufbauenden Judenverfolgungen - deren Ausmaß man außerhalb Deutschlands kaum wirklich übersah - nichts weiter wären als gewiß unentschuldbare, doch nur zeitweise Verirrungen. Man erwartete, daß sie sicherlich bald überwunden sein würden.

Alles in allem gewann der Nationalsozialismus in den 30er Jahren in den deutschen Familien der baltischen Staaten - man kann es schwerlich leugnen - mehr und mehr Akzeptanz.

Das äußerte sich höchst selten in überschäumender Begeisterung, aber doch zunehmend häufiger in einer positiv ausgerichteten Gesamteinstellung gegenüber dem meisten, das sich im Deutschen Reich tat. Mein Vater hat diese damalige Entwicklung der baltendeutschen Befindlichkeit einige Jahre vor seinem Tod in einem Gespräch mir gegenüber wie folgt beschrieben:

"Hitler wurde für viele von uns Deutschen im Baltikum allmählich zu einer Art Fixstern. Ihm begann man mehr und mehr zu glauben - vermutlich, weil der Mensch nicht nur an den lieben Gott im Himmel, sondern auch an etwas Stabiles, Verläßliches hier auf Erden glauben will; und das um so mehr, je unruhiger die Zeitenläufe werden, je dunkler die Wolken sind, die sich am Horizont zusammenballen. Von den Leuten um ihn herum dagegen hielten wir zumeist wenig oder nichts; allzu deutlich schaute die aufgeblasene und eitle Großmannssucht aus jedem Knopfloch ihrer brauen Uniformen hervor."

Daß dunkle Wolken aufzogen, wurde - bei allem Zweckoptimusmus - von Jahr zu Jahr unübersehbarer. Kommunismus und Nationalsozialismus verstanden sich, in seltener Übereinstimmung, gegenseitig als Todfeind. Kompetente Vertreter beider Seiten hatten das oft genug betont.

Die eine Ideologie hatte sich in Rußland durchgesetzt, die andere in Deutschland, und die kleinen baltischen Staaten lagen dazwischen. Was es heißt, zwischen den Frontlinien von zwei Großreichen zu leben, hatten - außer den Kindern und der Schuljugend - alle damals lebenden Balten vor gerade 20 Jahren im 1. Weltkrieg und in der Nachkriegszeit hinreichend erfahren.

Sollte sich nun Ähnliches wiederholen, würden sich die Deutschen in Litauen, Lettland und Estland nicht nur zwischen zwei, sondern in gewisser Hinsicht zwischen drei Fronten eingekeilt wiederfinden - so schwach und unbedeutend die baltischen Republiken im internationalen Konzert der Mächte auch waren, der von bestimmten politischen Kräften dieser Länder immer wieder angeheizte estnische, lettische und litauische Nationalismus hätte im Falle des erneuten gewaltsamen Konfliktes den deutschen Mitbürgern vermutlich alle Chancen für ein glimpfliches Überleben einer solchen Konfrontation genommen.

Gewiß - im Alltagsleben, auf der Straße, durch litauische Nachbarn und Arbeitskollegen, gab es in den 30er Jahren so gut wie keine ernsthaften deutschfeindlichen Entgleisungen, jedenfalls habe ich nie davon gehört.

Doch mein Vater mußte - staatlicherseits als Werkmeister einer "Ausländergruppe in herausgehobener Position" zugeordnet - jedes Jahr einen Bittgang zur zuständigen Polizeistation, danach zu den offiziellen Vertretern Lettlands und Deutschlands vollziehen, um auf Basis entsprechender Zustimmungen dieser Instanzen die staatliche Genehmigung zu erlangen, ein weiteres Jahr als Deutscher mit lettischer Staatsangehörigkeit seinen Posten als Werkmeister ausfüllen zu dürfen. Eine solche Genehmigung wurde vom litauischen Staat für Vertreter besagter Personengruppe mit "herausgehobener Position" auch bei untadeliger Lebensführung nur dann erteilt, wenn ein Litauer mit vergleichbarer Qualifikation für diese Arbeit nicht zur Verfügung stand. Natürlich war - bei nüchterner Sicht der Dinge - es nur eine Frage der Zeit, bis ein entsprechend ausgebildeter, ehrgeiziger und talentierter junger Mann in Erscheinung trat, Anspruch auf den Posten des Werkmeisters erhob, und damit meinen Vater in die Arbeits-

losigkeit abdrängte. Übrigens - Polen, Russen und anderen Ausländern erging es damals in Litauen etwa ebenso.

Ich habe später erfahren, daß mein Vater bereits kurz nach seiner Eheschließung mit meiner Mutter sehr ernsthaft erwogen hatte, eine entsprechende Offerte anzunehmen und nach England auszuwandern, um eine interessante Position beim sog. Stammhaus seines Unternehmens zu übernehmen. Es war vor allem die schwere Erkrankung meiner Mutter, die ihn damals von dieser gänzlichen Umstellung unseres Lebens Abstand nehmen ließ.

Man kann mit Fug und Recht sagen - der Boden war in mannigfacher Hinsicht vorbereitet, als das Angebot zur Umsiedlung in das Deutsche Reich im Sommer 1939 an die Deutschen des Baltikums erging.

"HEIM INS REICH"

Es war eine bittere Alternative, vor die sich unsere Familie im Jahr 1939 gestellt sah. Rund 18 Jahre nach dem Exodus aus dem Zentrum des ehemaligen Zarenreiches stand wiederum die Aufgabe fast alles in der Zwischenzeit mühsam Geschaffenen zur Disposition.

Meine Eltern wußten, daß mein Vater nach einer erneuten Umsiedlung sehr wahrscheinlich seine derzeitige Tätigkeit nicht würde fortsetzen können, da es auch im Deutschen Reich nur wenige Maschinen-Spitzenklöppel-Betriebe gab; man konnte getrost davon ausgehen, daß die dortigen Werkmeister-Positionen von guten Fachleuten stabil besetzt waren. Mein Vater mußte folglich mit einem beruflichen Abstieg rechnen.

Mindestens genau so hart traf es die Angehörigen meiner Mutter. Mein Onkel Walter hatte sich mit unermüdlichem Fleiß nach oben gearbeitet. Er hatte Anfang der 30er Jahre seinen Ingenieurabschluß in Berlin nachgeholt, sein Gewerbebetrieb war inzwischen in Tauroggen und Umgebung gut eingeführt, technisch zeitgemäß ausgerüstet und schuldenfrei. Erst seit kurzem war auch das Wohnhaus der Familie gänzlich abbezahlt.

In der Einleitung zu dieser Niederschrift ist die damalige Situation meiner Familie bereits skizziert worden.

Alles Erreichte war nun - im Falle der Annahme des Übersiedlungsangebotes - aufzugeben. Eine materielle Entschädigung für Immobilien und den aufzugebenden Betrieb meines Onkels sollte seitens des deutschen Staates "zu gegebener Zeit" erfolgen - d. h., irgendwann einmal. Nach Kriegsausbruch wurde dieser Termin präzisiert: "Nach dem Endsieg"! Es hat für uns schließlich dafür nie irgendeine finanzielle oder sonstige Kompensation gegeben.

Im Sommer 1939 stand also die lapidare Entscheidung an - entweder Umsiedlung nach Deutschland unter massiven materiellen und anderen Verlusten, wobei uns die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft und die Übernahme der Umsiedlungskosten versprochen wurde, oder Verbleib in der baltischen Heimat, mit Inkaufnahme aller Unabwägbarkeiten, die sich bei sachlich-realistischer Betrachtung der Lage mehr und mehr abzeichneten.

Meine Eltern und die Mutter meines Vaters entschieden sich relativ schnell endgültig für die Umsiedlung.

Die Mutter und die Geschwister meiner Mutter fällten ihre letzte Entscheidung später; sie nutzten den allerletzten Termin zur Wahrnehmung der ihnen gebotenen Option, das von ihnen zu erbringende Opfer war in der Tat besonders groß.

Von den Umsiedlungsbehörden des Deutschen Reiches war festgelegt worden, daß die Umsiedlung der Deutsch-Balten zeitlich gewissermaßen "von Nord nach Süd" erfolgen sollte. Zuerst sollten die Deutschen aus Estland, dann die Lettland-Deutschen, zum Schluß die Litauen-Deutschen umsiedeln. Da meine Eltern und ich lettische Staatsangehörige waren, hatten wir uns nach Riga zu verfügen, um mit dem zweiten Schub, recht bald nach den Landsleuten aus Estland, auf dem Seewege in das Deutsche Reich gebracht zu werden.

Als das grundsätzlich feststand, begann für unsere Familie eine sehr unruhige Zeit.

Die Nachrichten vom Kriegsausbruch am 1. 9. 1939 und vom Kriegsverlauf gingen dabei fast völlig unter.

Von der zuständigen Instanz war festgelegt worden, daß jede Familie - in Abhängigkeit von der Kopfzahl - ein bestimmtes Transportvolumen für ihr Umzugsgut erhielt. Meines Wissens waren unserer Familie 1 oder 1 1/2 Kubik-Meter zugesprochen worden. Außerdem gab es ein Gewichtslimit. Das bedeutete, daß im wesentlichen nur Kleider, Wäsche, mein Spielzeug und ein wenig Hausrat mitgenommen werden konnten.

Meine Mutter hatte sich z. Z. ihrer aktiven Lehramtsausübung eine kleine Bibliothek zugelegt. Da Bücher schwer sind, verschenkte sie fast den ganzen Bestand an früher von ihr unterrichtete nichtdeutsche Schüler der deutschen Schule in Schaulen.

Es gab viele Abschiedsbesuche. Auch national gesinnte Litauer sahen die sich anbahnende schnelle und radikale Lösung des "Deutschen-Problems" mit sehr gemischten Gefühlen. Die guten Wünsche und Bitten, die Verbindung zu ihnen nach der Übersiedlung in das Deutsche Reich nicht völlig einzustellen, waren gewiß überwiegend ehrlich gemeint. Viele dieser Menschen - die damals vom kurz zuvor geschlossenen Hitler-Stalin-Pakt mit Sicherheit noch nichts wußten - mutmaßten, daß nach dem Abzug der Deutschen der Sog des übermächtigen sowjetrussischen Nachbarn Litauens groß und größer werden würde, wie es dann nachher - ab 1940 - auch tatsächlich geschah.

Wie viele andere deutsche Familien packten wir unsere Sachen in neuhergestellte, landestypische große und rechteckige Weidenkörbe, die mit Seilen gut verschnürt wurden. Sie erwiesen sich als stabile und verhältnismäßig unkompliziert zu handhabende Behältnisse.

Das erst vor wenigen Jahren von meinen Eltern neu angeschaffte Mobiliar mußte zurückbleiben.

Einiges wurde zu einem Bruchteil des Wertes verkauft - durch das große plötzliche Gebraucht-MöbelWarenüberangebot war das Preisniveau rapide gefallen - , das meiste Mobiliar wurde an Kollegen und Nachbarn verschenkt.

Als Handgepäck war pro Person 1 Koffer erlaubt - mein Vater trug 2, meine Mutter 1 Koffer, als es auf die große Reise ging.

An den Akt des unwiderruflich letzten Verlassens unserer Wohnung kann ich mich nicht erinnern. Jedenfalls ging es an einem frühen Morgen per Bahn nordwärts, von Schaulen nach Riga. Lebhaft sind meine Erinnerungen an "das Ereignis Riga", an die große Metropole, die mir noch überwältigender erschien als das etwas früher besuchte ostpreußische Königsberg.

Uns war im Rigaer Hafen in einem großen Schuppen an der Wand ein Lagerplatz auf einer Strohschütte zugewiesen worden. Dort hausten wir einige Zeit zusammen mit Hunderten anderer Deutschen, die überwiegend aus ländlichen Kreisen Lettlands zusammengezogen worden waren. Das waren aufregende und langweilige Tage zugleich.

Ich wurde einige Male in die Stadt mitgenommen, wo mich abends die vielen, von bunten Glühbirnen zusammengesetzten Lichtreklamen faszinierten; Werbung mit Hilfe von Neonröhren war damals noch unbekannt. In Schaulen hatte es so etwas nicht gegeben. Auch die großartigen Schaufensterauslagen - speziell der mir gigantisch erscheinenden Spielzeugläden - imponierten mir gewaltig.

Aber sonst war der Bewegungsraum sehr eingeengt, laute Kinderspiele wurden von unseren älteren Schicksalsgenossen im überfüllten Hafenschuppen nicht gerne gesehen.

Da die dürftigen Lebensverhältnisse und ständigen Aktionseinengungen uns Kindern von Woche zu Woche lästiger wurden, wünschten vor allem wir Kleinen bald sehnsüchtig den versprochenen Abtransport mit "einem großen Schiff" in das "Reich" herbei.

Eines Tages war es dann soweit, am nächsten Tag sollte es "losgehen". Es wurde mitgeteilt, daß die Umsiedlung der Estland-Deutschen im wesentlichen abgeschlossen sei. Jetzt seien wir, die Lettland-Deutschen, an der Reihe. Morgen würden zwei Schiffe einlaufen. Auf dem ersten sollten fast ausschließlich junge Männer transportiert werden, die sich bereits freiwillig für den Fronteinsatz gemeldet hatten und in einigen Lagern außerhalb von Riga schon kaserniert waren.

Auf das zweite Schiff sollten zuerst wir, die wir das Lager im Hafenschuppen belegten, kommen; die restlichen Passageplätze sollten deutschen Familien aus der Stadt Riga zur Verfügung stehen. Die Einschiffung war für den Morgen geplant; noch am gleichen Tag sollte dann die Seereise ihren Anfang nehmen, wobei es noch unklar war, ob wir nach Danzig oder Stettin fahren würden.

Am Abreisetag wurden die Familien aus dem Lager in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen. Das bedeutete, wir Akkermänner gehörten zu den allerersten. Mein Vater nahm die beiden schweren Koffer, meine Mutter den leichteren dritten in eine, mich an die andere Hand, und wir machten uns auf den Weg zu unserem Schiff, das nur einige hundert Meter vom Lagerschuppen entfernt an einem Kay festgemacht hatte.

Ich war wieder beeindruckt - es schien ein wirklich sehr großes Schiff zu sein. Jedenfalls überragte seine Bordwand die Kaymauer gewaltig.

Um nun an Bord des Schiffes zu gelangen, mußte man über eine recht wacklig erscheinende Vorrichtung klettern - eine Art Treppe auf Rädern, die statt eines Geländers gespannte Seile hatte. Viel später habe ich gelernt, daß so etwas Gangway heißt.

Wir waren die 4. oder 5. Familie, die nun über dieses schwankende Monstrum auf das Schiff klettern sollte. Aber da die ersten Familien - z. T. zwar unter Schimpfen - das alles vor unseren Augen gut zu Wege gebracht hatten, sah ich keine Veranlassung, daran zu zweifeln, daß das auch für uns eine ziemlich leicht zu lösende Aufgabe sei.

An dieser Stelle muß ich eine Einfügung einschieben.

Meine Mutter litt lebenslang anfallsweise an Höhenangst, bzw. Höhenschwindel. Mir, damals 4 Jahre alt, war dieses Phänomen psychophysischer menschlicher Reaktion auf bestimmte Situationen bis zu diesem Zeitpunkt völlig unbekannt - vermutlich auch ein Resultat meiner bisherigen Isolierung gegenüber Gleichaltrigen - , und natürlich wußte ich auch nicht von der betreffenden Anfälligkeit meiner Mutter.

Wir näherten uns nach unserem Aufruf also der Gangway. Ich spürte, daß nicht nur ich, sondern auch meine Eltern in eine zunehmende Erregtheit gerieten - das große Wagnis nahm nun endgültig seinen unumkehrbaren Lauf.

Da bemerkte ich an meiner Mutter eine ungewohnte Veränderung - sie war im Gesicht plötzlich sehr weiß geworden, starrte die Gangway merkwürdig an, stellte den Koffer hin, ließ mich los, begann zu zittern, stützte sich auf meinen Vater.

Natürlich bekam ich jetzt Angst.

Ich erinnere mich noch heute, daß die neu entstandene, in ihrer Art von mir bisher nie erlebte Situation meine bewußte Reaktionsfähigkeit völlig lähmte - ich erstarrte in totaler Bewegungslosigkeit, registrierte das weitere Geschehen um mich nur mechanisch, konnte die Situation rational überhaupt nicht erfassen, geschweige verarbeiten. Vermutlich hatte sich damals bei mir eine Art "Totstellreflex" ereignet.

Mein Vater dagegen erfaßte die Situation schnell. Er setzte seine Frau auf ihren Koffer, gab mir die Weisung bei ihr zu bleiben und stieg mit seinen Koffern schnell die Gangway nach oben, stellte die Koffer auf dem Deck ab, und machte ohne Koffer wieder kehrt, um uns nachzuholen.

Aber - er hatte ja mit dem Schiff "deutschen Boden" betreten, den er im Prinzip nicht wieder verlassen durfte. Es gab einen erregten Wortwechsel mit dem Schiffsoffizier, der alle Umsiedler am Ende der Gangway in Empfang nahm, dann aber doch nachgab, so daß mein Vater zurückkehren, seine leichenblasse Frau unterhaken, ihren Koffer in die andere Hand nehmen und mich - meine Starre hatte sich inzwischen gelockert - vor sich herbugsierend die Gangway zum zweiten Mal erklettern konnte.

Nach überstandener Gefahr fing sich meine Mutter an Deck des Schiffes recht schnell, nahm die Initiative für die Beschaffung einer geeigneten Kabine in die Hand. Da wir vor dem Gros unserer Lager-Mitbewohner an Bord gekommen waren, gelang es ihr nach einigem Hin und Her, uns eine Außenbordkabine mit einem großen Bullauge, unmittelbar über der Wasserlinie, zu sichern; wir mußten also nicht in die eigentlich für uns vorgesehene fensterlose Innenkabine einrücken. Als wir nun dieses unser Zuhause für die nächsten Tage bezogen, machte meine Mutter eine Bemerkung, die mich aufhorchen ließ: "Wie gut, daß wir ein Fenster haben; wenn das Schiff untergehen sollte, können wir hier schnell aussteigen!"

Gewiß leuchtete mir ein, daß man ein sinkendes Schiff schnell verlassen sollte. Aber vor dem Fenster war nur Wasser, viel Wasser, und ich war ein noch sehr kleiner Mensch, ein Nichtschwimmer, der in diesem großen Wasser wahrscheinlich sofort untergehen würde! Kaum erholt vom schockhaften Erlebnis des Höhenschwindels meiner Mutter durchfuhr mich jetzt ein großer, bewußter Schrecken. Dennoch - meine Eltern konnten schwimmen, also konnten sie mich im Fall eines solchen furchtbaren Unglücks mit Sicherheit retten - eine Ausstiegsluke nur für uns hatten wir ja!

Bei allem Bemühen um Selbstberuhigung - in meinem Unterbewußtsein blieb ich erheblich irritiert. Gewiß, ich war ein Kleinkind, das ein unendlich großes Vertrauen in Mutter und Vater hatte, noch frei von elementaren Ängsten war - aber jetzt begann auch ich mehr und mehr zu spüren, daß wir wohl einer sehr ungewissen Zukunft entgegensteuerten.

Die vermutlich unbewußt laut gedachten Gedanken meiner Mutter waren sicherlich Ausdruck einer Stimmung, die unser ganzes Schiff beherrschte - einer eigenartigen Mischung von furchtsamer Ungewißheit und erwartungsvoller Zukunftshoffnung.

Nebenbei - der Gedanke, im Notfall aus dem Bullauge aussteigen zu können, entbehrte jeder seemännischen Fachkenntnis; schon um bei schwerer See kein Wasser durchtreten zu lassen, waren alle Bullaugen sehr fest verschlossen, nur von Fachleuten zu öffnen.

Natürlich hielten wir uns während der Überfahrt - am Beginn der Reise herrschte ausgesprochen schönes Spätherbstwetter - häufig auf dem Passagierdeck auf.

Wenn ich mich an meine damaligen Wahrnehmungen richtig erinnere, so waren am Abschiedstag bei uns Umsiedlern im Prinzip drei Varianten von Verhaltensmustern zu erkennen.

Da waren zunächst unsere meist ärmlich gekleideten, überwiegend ländlichen Lager-Mitbewohner, die zu zweit oder in kleinen Gruppen, meist schweigend und irgendwie verloren auf dem großen Schiff herumstanden. Gewiß waren sie zum erstenmal in ihrem Leben auf einem solchen großen Schiff, alles um sie herum war für sie fremd.

Die zuletzt Zugestiegenen und meist in den Deckkabinen untergebrachten "Herrschaften" aus Riga verhielten sich erheblich anders. Sie waren allesamt gut betucht, und man merkte es ihnen an, daß sie in der Regel den wohlhabenden Segmenten des Rigaer Deutschbaltentums angehörten. Sie benahmen sich so, als ob diese Schiffsreise absolut nichts Ungewöhnliches für sie war, und oft dürfte das auch tatsächlich der Fall gewesen sein. Aus ihren Gesprächen hörte ich heraus, daß sie sich um etwas besonders sorgten, das mir bisher völlig unbekannt war. Sie nannten es "Kapital", oder "unser Kapital".

Seufzer wie "was sollen wir nur ohne frisches Kapital machen", oder "wie sollen wir ohne unser Kapital anständig leben?" hörte ich mehrmals. Ich dachte, vielleicht handelt es sich beim Kapital um ein besonders wichtiges, wohlschmeckendes Nahrungsmittel, eine ganz besondere Schokoladenmarke vielleicht. Ich fragte meine Eltern; sie versuchten es mir zu erklären, aber ich verstand kaum etwas, nur das dieser Begriff irgendwie mit Geld zusammenhing. Aus heutiger Sicht meine ich, daß sich die damaligen Sorgen der mit uns Reisenden "Vermögensträger"aus dem Deutschbaltentum Rigas nach ihrer Ankunft in Deutschland als nur allzu berechtigt erwiesen haben dürften - ihr in Lettland angelegtes Geld war wohl tatsächlich für immer verloren.

Und dann gab es noch eine dritte Gruppe Mitreisender - jene, die lange an der Heckreling standen und schweigend, oft mit tränenden Augen, oft mit seltsam unverwandtem Blick sich von der langsam am Horizont verschwindenden Silhoutte von Riga nicht lösen konnten. Unter ihnen waren Alte und Junge, dürftig und elegant Gekleidete, Männer und Frauen; Frauen waren wohl in einer leichten Überzahl.

Am zweiten Tag - das schöne Wetter hielt an - hatte sich das Bild an Deck merkbar gewandelt. In den Gesprächen, die nunmehr allenthalben geführt wurden, ging es um die Seefahrt im allgemeinen, um

Reisen nach Danzig und Stettin im besonderen. Eindeutig dominierten jetzt die optimistischen Erwartungen an das auf uns alle wartende Leben in Deutschland, in der neuen Heimat, in jenem Land, dem bisher als "Land unserer Ahnen" unser Stolz gehört hatte.

Der mäßig laute, dumpfe Knall, der am späten Vormittag aus der Richtung des vor uns fahrenden, mit bloßem Auge gerade noch eben auszumachenden Schwesternschiffes zu uns drang, war in dieser Stimmung zunächst kaum wahrgenommen worden. Als aber einige Minuten später unser Schiff zum Stehen gebracht, sogar Anker ausgeworfen wurden, löste das mehr und mehr Aufmerksamkeit aus; leichte Unruhe kam auf. Die Schiffsleitung hüllte sich zunächst in Schweigen. Ich konnte aufschnappen, wie einer der "Seefahrtsspezialisten" unter den Passagieren glaubte, mit der Bemerkung "jetzt wird erst in Berlin entschieden, ob wir nach Danzig oder nach Stettin sollen!" einen tollen Witz gerissen zu haben. Aber keiner lachte.

Es wurde merklich unruhiger an Deck. Von der Schiffsführung wurde nach einiger Zeit schließlich eine lapidare Erklärung durch die Lautsprecher gegeben, daß das Schiff "aus technischen Günden" hätte halten müssen. Nach einiger weiterer Zeit stellten wir überrascht fest, daß auch der vor uns fahrende Dampfer mit den jungen Männern, die sich schon freiwillig für den Kriegsdienst gemeldet hatten, gleicherweise wie wir nicht weiterfuhr - sonst hätte er ja allmählich unseren Blicken völlig entschwinden müssen.

Als es schon dämmerte, sprach es sich herum, daß einige der Rigaer Deckkabinen-Passagiere, die private Ferngläser bei sich führten, gesehen hatten, daß unser Schwesternschiff von einem anderen, aber recht kleinen und schnell fahrenden Schiff angelaufen worden war.

Bei uns hatte sich inzwischen die allgemeine Aufgeregtheit wieder beruhigt. Vermutlich war wirklich irgendeine unbedeutende Havarie zu beheben. Wir warteten nun auf den Abschluß der Reparaturarbeiten auf unserem Partnerschiff, um dann die Reise im Konvoi mit ihm fortsetzen zu können; jedenfalls war das gegen Abend die allgemeine Auffassung.

Als die Nacht vorüber war, war von den beiden Schiffen - d. h. von unserem Schwesternschiff und jenem Fahrzeug, das am Vortag zu ihm gelangt war - nichts mehr zu sehen. Bei uns wurden die Anker hochgezogen, und wir setzten unsere Fahrt fort. Wir Passagiere reimten uns diese Entwicklung so zusammen, daß man sich vermutlich entschieden hatte, den Konvoi aufzulösen. Wir rechneten damit, daß man "in Berlin" schließlich entschieden hatte, daß wir in Deutschland unterschiedliche Häfen anlaufen sollten.

Erst später erfuhren wir, daß unser vorweg fahrender Begleiter auf eine Mine gelaufen war. Ein Kriegsschiff konnte gerade noch rechtzeitig zu ihm gelangen, um die meisten Passagiere und die Schiffsbesatzung zu übernehmen, bevor es sank. Eine erhebliche Zahl der jungen Männer und auch

einige Besatzungsmitglieder hatten es aber nicht mehr geschafft, vor dem Sinken auf das zur Rettung herbeigeeilte Schnellboot der Deutschen Kriegsmarine oder in ein Rettungsboot zu gelangen; sie sind mit ihrem Schiff untergegangen und ertrunken. Es mochte an unserem dritten Hochseetag 10.00 Uhr oder 11.00 Uhr abends sein, als wir unser Ziel in Deutschland erreichten. Letztenendes hatte man sich "höheren Ortes" weder für Danzig noch für Stettin, sondern für Swinemünde als Anlaufhafen entschieden. Ich kann mich gut an den Blick von der Bordwand des Schiffes auf den Kay in Swinemünde erinnern. Das gute Wetter z. Z. unseres Auslaufens war umgeschlagen, seit Mittag hatte es ununterbrochen genieselt. An etwa 5 oder 6 Masten des Landungskays hingen Fahnen, sie waren naß und bewegten sich kaum. Schon während das Schiff vertaut wurde, begann eine deutsche Militärkapelle Blasmusik zu spielen. Auf dem Kay standen verschiedene kleinere Gruppen überwiegend Zivilisten -herum, sie alle waren vom Nieselregen durchnäßt. Später erfuhren wir, daß man uns schon zur Mittagszeit erwartet hatte, dann stundenweise vertröstet wurde. Der minenbedingte Zwischenstopp war vermutlich nicht bis nach Swinemünde gemeldet worden. Die Kapelle unterbrach bald ihre Musik, und ein Mann in brauner Uniform trat an ein Pult mit Mikrofon, sprach einige Sätze; wahrscheinlich war das unsere offizielle Begrüßung. Dann spielte die Kapelle noch 2 oder 3 Musikstücke und zog ab. Die Gruppen der zu unserem Empfang erschienenen Zivilisten blieben, auch wenn sie in der Nässe offensichtlich ebenso durchgefroren waren, wie die Militärmusiker, deren Abmarsch sich sehr zügig vollzog. Wie es sich bald herausstellte, waren das die "Abholungskomites" aus den einzelnen Kurorten und Dörfern Usedoms, auf die unser Transport zur "einstweiligen Unterbringung" verteilt werden sollte. Für die meist kleinen Hotels und Zimmervermieter bedeutete unsere für etwa ein halbes Jahr geplante Unterbringung jetzt nach Saisonschluß eine unerwartete und umso erfreulichere Zusatzeinnahme; die Kosten wurden vom "Reich" getragen. Im Normalfall waren von Oktober bis April - vielleicht die Weihnachts- und Neujahrszeit ausgenommen - ihre Betten grundsätzlich fast unvermietbar. Wir Umsiedler aus dem Baltikum waren also aus sehr naheliegenden Gründen im Spätherbst 1939 auf Usedom ganz gewiß nicht unwillkommen. Die Verteilung war vor Ort gut vorbereitet, jeder Ortschaft waren die Namen und Kopfzahlen der Familien, die sie unterzubringen hatte, rechtzeitig mitgeteilt worden.

Unser Abmarsch von Bord erfolgte nach Namensaufruf und mit Nennung des Unterbringungsortes. Als "Akkermänner" erfolgte unser Aufruf wieder sehr bald, wir verließen als eine der ersten Familien das Schiff. Diesmal hatten sich meine Eltern auf das Gangway-Problem meiner Mutter eingestellt - meine Mutter schloß bereits mehrere Meter vor Erreichen der Deckkante ihre Augen, und mein Vater führte sie ohne weitere Probleme herunter; außerdem war die deutsche Gangway in Swinemünde viel stabiler gebaut als die lettische im Rigaer Hafen. Die Koffer und ich wurden von meinem Vater nachgeholt. Man hatte uns der Ortschaft Ückeritz auf Usedom, einem kleinen Seebad, zugeteilt. Ein freundlicher

Herr mittleren Alters und seine Ehefrau kamen lächelnd auf uns zu. Es waren Herr und Frau Krause, er Gemeindeangestellter, sie Hausfrau - Menschen, die an uns nichts verdienen konnten, trotzdem stundenlang unseretwegen im Regen ausgeharrt hatten. Zwischen meinen Eltern und der Familie Krause sollte sich in unserem halben Usedomer Jahr ein freundschaftlicher Kontakt entwickeln, der auch nach unserer Usedomer Zeit anhielt. Später erzählte meine Mutter gelegentlich, wie wertvoll dieser Kontakt in den ersten Monaten für uns war.

Auch damals schon fiel uns "Neu-Reichsdeutschen" die Orientierung in der "berühmten" und "hochentwickelten" - sprich: allgemein gefürchteten, überkomplizierten und gewaltig aufgeblähten – deutschen Bürokratie besonders schwer, war sie doch selbst von den "eingeborenen Reichsdeutschen" nur mit Schwierigkeiten zu bewältigen. Familie Krause hat uns hierbei sehr geholfen.

Daran, wie wir - inzwischen war es wohl Mitternacht geworden - von Swinemünde nach Ückeritz gelangten, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Gut erinnern kann ich mich an unser Ückeritzer Quartier bei der Familie Labahn, einer bodenständigen Fischerfamilie. Ihr Haus lag nicht weit vom boddenartigen Achterwasser, das die Insel Usedom vom vorpommerschen Festland trennt. Mein Vater kam später in Gesprächen gelegentlich darauf zurück, daß er während der Bahnfahrt von Swinemünde nach Ückeritz Herrn Krause gebeten hatte, uns in einem Zimmer "mit ordentlichem Ofen" einzuquartieren, eingedenk durchlittener, durchfrorener kalter Winter im Petersburg der Revolutionszeit; auf elegante Möbilierung, eigenes Bad, usw. würde von uns nicht unbedingt Wert gelegt. Vermutlich hat dieser Wunsch uns beim Gemeindemitarbeiter Krause Sympathien eingebracht, denn speziell mit den Oberdeckspassagieren aus den Rigaer Oberschichten hatte er bereits in den ersten Stunden nach unserer Ankunft in Deutschland seine Probleme. Die meisten von ihnen forderten in "ersten Häusern am Platze" einquartiert zu werden, diese hatten jedoch nur eine begrenzte Zimmerzahl zur Verfügung gestellt. Es war objektiv unmöglich, alle diesbezüg-

lichen Wünsche zu erfüllen. Das schlichte Zimmer beim Fischer Labahn, das u. U. "schwer vermittelbar" gewesen wäre, konnte Herr Krause in Erfüllung unseres ausdrücklichen Wunsches unkompliziert und schnell belegen.

Schon nach einigen Tagen Schmuddelwetter begann in Ückeritz der Winter einzuziehen. Es wurde ein langer, kalter, schneereicher Winter, vergleichbar mit einem Petersburger Winter, erheblich härter jedenfalls als ein typischer Baltenwinter. Gewiß - das war nicht typisch für Vorpommern, aber der Winter 1939/40 war an der deutschen Ostseeküste eben so.

Wir waren bald sehr überrascht, wie bekannt und beliebt wir während der drei Tage Überfahrt von Riga nach Swinemünde vor allem bei unseren wohlbetuchten Mitreisenden offensichtlich geworden waren, welche ungewöhnliche plötzliche Sympathie uns seitens verschiedener Rigaer "Herrschaften" sehr bald zuteil wurde. Die leicht gebauten Ückeritzer Sommerhotels waren meist nicht in der Lage, bei Frösten bis minus 20 Grad über ihre modernen - aber für einen darart kalten Winter unterdimensionierten - Zentralheizungen auch nur einigermaßen wohnliche Temperaturen in ihren elegant möblierten Zimmern zu erzeugen. Wie sehr freute man sich unter diesen Umständen, bei Akkermanns in ihrem schlichten Bauernzimmer vorbeischauen und sich aufwärmen zu können - der urtümliche große Kachelofen war ohne weitere Umstände sehr intensiv mit dem vielen Bruchholz beheizbar, das damals allenthalben in den Wäldern rund um Ückeritz gefunden werden konnte. Für mich begann eine herrliche Zeit - alle Kinder sprachen deutsch, und da der Ort klein war, durfte ich - für mich etwas Neues - auch ohne ständige Beaufsichtigung draußen spielen.

Wir Kinder rodelten, schlitterten auf dem zugefrorenen Achterwasser, bauten Schneehöhlen, ich konnte mir im Spiel von einheimischen Kindern den Ort zeigen lassen. Und abends wurde ein Märchen vorgelesen, bis ich, "zwischen Mutti und Pappi" auf der "Besucherritze" warm und kuschelig einschlief. Es war eine sehr schöne Zeit, und unversehends hatte ich mich an das neue Leben im früher so ferne gewesenen "Reich" gewöhnt. Und dieses Leben gefiel mir.

Als dann im Spätwinter und Frühjahr die Gespräche um die Übersiedlung in unsere endgültigen Wohnorte in Deutschland zu keimen begannen, stimmte mich das gar nicht erwartungsfroh. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir gerne in Ückeritz weiter leben können. Aber nach mir ging es nicht.

Im Dezember 1939, kurz vor Weihnachten, war meinem Vater, meiner Mutter und mir vom Regierungspräsidenten in Stettin die deutsche Staatsbürgerschaft verliehen worden. Meine Eltern haben mir damals wiederholt zu verdeutlichen versucht, welche Bedeutung dieser Akt für uns hatte, allerdings ohne daß ich zu jener Zeit wirklich ermessen konnte, welche gewaltige Zäsur in der rechtlichen Stellung unserer Familie sich damit vollzogen hatte.

Meine Mutter und mein Vater waren zu Beginn des Jahrhunderts in Tauroggen, bzw. Riga als russische Staatsangehörige geboren worden., die baltischen Länder gehörten damals zum Zarenreich. Sie waren dann zeitweise nach St. Petersburg - bzw. in die unmittelbare Umgebung der damaligen Hauptstadt - gezogen. Nach ihrer Rücksiedlung aus St. Petersburg anfangs der 20er Jahre hatten sie die litauische bzw. die lettische Staatsbürgerschaft erlangt. Durch ihre Eheschließung 1934 war dann meine Mutter ebenfalls lettische Staatsbürgerin geworden, und folglich wurde auch ich als Angehöriger dieses Staates geboren - obwohl wir gemäß unserer Nationalität stets Deutsche waren und von den jeweiligen Staatsvölkern in der Tendenz als "Staatsangehörige spezieller Qualität", was mit "minderer Qualität" gleichzusetzen war, angesehen wurden. Auf Konsequenzen dieser Situation wurde vorstehend wiederholt eingegangen. Das hatte sich nun wirklich entscheidend geändert - wir waren jetzt "deutsche Staatsangehörige deutscher Nationalität in Deutschland"!

Meine Eltern verstanden das so, daß wir - obwohl in einem im Konkreten wenig vertrauten Land - staatsrechtlich endlich "zu Hause" waren. Auf jeden Fall fühlten wir damals uns vor den Schicksalsläufen der großen Politik erheblich mehr gesichert als vorher. Das Aufatmen meiner Eltern war auch für mich damals vierjähriges Kind sehr spürbar.

Vor diesem bedeutsamen Amtsakt hatten mein Vater und meine Mutter - jeder für sich - einen sog. "Ahnenpaß" vorlegen müssen, in welchem möglichst viele direkte Vorfahren mit Namen, gegebenenfalls Geburtsnamen, Geburts- und Sterbedatum, Geburts- und Sterbeort, Beruf - bzw. "Stand" - , mit Religionszugehörigkeit und Nationalität aufzuführen waren. Das von der deutschen Einbürgerungsbehörde geforderte absolute Minimum waren diesbezüglich lückenlose und von Amtsträgern bestätigte Angaben für Eltern und Großeltern; aber es wurde sehr erwartet, daß die gleichen Angaben auch für die Urgroßeltern, und möglichst viele Angaben für deren Eltern, d. h. die Ur-Urgroßeltern, im Ahnenpaß zu finden waren. Mit anderen Worten, an uns Deutschbalten wurde das Ansinnen gestellt, zu versuchen, unsere Vorfahren bis in die Zeit Napoleons aktenkundig zu belegen. Ich will mich an dieser Stelle nicht weiter darüber auslassen, vor welche Probleme meine Eltern sich dadurch gestellt sahen. Da sie indessen zumindest für alle ihre Urgroßeltern die deutsche Nationalität - oder eine "preußische", die von amtswegen mit der deutschen gleichgesetzt wurde - nachweisen konnten, erhielten wir im Zusammenhang mit der deutschen Staatsbürgerschaft auch das Klassifizierungskürzel "O"; "O" stand für "Ost". Die Alternative dazu wäre das "R" - für "Reich" - gewesen.

Das "O" erhielten im Ergebnis einer "Deutschtum-Qualifizierungs-Prozedur" nur jene Deutschen aus dem Baltikum, die ausschließlich deutsche - oder "preußische" - Großeltern gehabt hatten. Konnte

diese "hohe Norm" nicht erreicht werden, weil z. B. ein deutscher Großvater eine Lettin oder Russin geheiratet hatte, dann gab es nur das "R". Wem dies geschah, der war für die uns Deutschen aus dem Baltikum im Deutschen Reich zugedachten Aufgaben nur "bedingt verwendungsfähig", eben nur für Aufgaben im gut durchorganisierten Altreich zu gebrauchen.

Den quasi absolut "Reinrassigen" unter uns war hingegen vorbehalten, "das Deutschtum in den kürzlich wiedererworbenen ostdeutschen Reichsteilen" entwickeln zu helfen; im Klartext: wir sollten in jenen Teilen Polens auf Dauer angesiedelt werden, die kürzlich erobert und als "Gau Wartheland" dem Deutschen Reich einverleibt worden waren. Ich hatte den Eindruck, daß meine Eltern diese konkrete Perspektive - die im Detail erst mit einer gewissen Verzögerung nach dem Einbürgerungsvollzug publik wurde - nicht gerade mit enthusiastischer Begeisterung quittierten.

Der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Walter, der als Litauen-Deutscher etwa ein Jahr nach uns umgesiedelt wurde, erhielt angesichts einer litauischen Großmutter seiner Ehefrau - zusammen mit dieser - nur das Qualifizierungskürzel "R". Er wurde deshalb im mecklenburgischen Ostseebad Kühlungsborn ansässig gemacht. Das ersparte ihm 1945 die Flucht, und wir "reinrassigen" Familienmitglieder hatten beim Untergang des "Dritten Reiches" wenigstens einen Fluchtpunkt. Gewiß konnte im Jahre 1940 noch niemand so weit denken. Aber, einmal in deutschen Kernlanden angelangt, wären meine Eltern gerne in einem solchen Teil Deutschlands dauerhaft seßhaft geworden, von dem man ausgehen konnte, daß dort Nationalitätenfragen niemals eine ernsthafte Rolle spielen würden. Denn es war ihnen bewußt, daß bei aller Reichs-Einverleibung Westpolens die dortige Stammbevölkerung zumindest für einen längeren Zeitraum polnisch bleiben würde, mit allen Konsequenzen, d. h. mit deutsch-polnischen Konflikten, die sich nur im günstigsten Falle in hinnehmbaren Alltagsreibereien erschöpfen würden.

Und Herrenmenschenallüren - für manchen ein Motiv, in den "neuen deutschen Osten" zu drängen - waren meinen Eltern völlig fremd.

Indessen - wie auch immer entschieden wurde, der einzelne Umsiedler hatte auf die Bestimmung seines Ansiedlungsortes so gut wie keinen Einfluß. Und so blieb auch meinen Eltern nichts anderes übrig, als die Entscheidung zu akzeptieren, im April 1940 in das frisch in Litzmannstadt umgetaufte Lodz - die frühere Textil-Metropole Polens - zu ziehen.

Das "bischen Packen" in Ückeritz war in keiner Weise mit der Haushaltsauflösung in Schaulen zu vergleichen. Die großen Körbe mit dem Hausstandsinventar waren erst gar nicht nach Ückeritz geschafft, sondern aus dem Schiff in ein Zwischenlager gebracht worden, von wo man sie uns später direkt nach Litzmannstadt lieferte.

In Litzmannstadt gab es im Frühjahr 1940 noch keine eingespielte deutsche Verwaltung, es war in vieler Hinsicht ungewiß, was uns dort erwartete. Mein Vater fuhr zunächst ohne meine Mutter und mich dorthin, um "die Lage zu erkunden", z. B. sich um eine akzeptable Wohnung für uns umzusehen. Er kam schon nach einer Woche wieder zurück, und aus den Mienen meiner Eltern entnahm ich, daß mein Vater verschiedene Befürchtungen betreffs der Lebensbedingungen in Litzmannstadt weitgehend zerstreuen konnte.

Von der Fahrt von Swinemünde nach Litzmannstadt weiß ich nur, daß sie per Bahn - immerhin 2. Klasse, und nicht 3. Klasse - vonstatten ging, und nach meinem Empfinden sich ewig hinzog. In Litzmannstadt angekommen, wartete - anders als in Swinemünde - am Hauptbahnhof niemand auf uns. Mein Vater schleppte die 2 schweren Koffer, meine Mutter den leichteren Koffer und mich zu einer Pferdedroschke, und dann fuhren wir - ich war total übermüdet - eine "zweite lange Ewigkeit", bis wir an dem Haus angekommen waren, in dem ich meine nächsten 4 Jahre leben sollte:

"Litzmannstadt/Heinzelshof, Ginstergasse 22".

Damals waren meine Eltern darauf eingestellt, daß dieses Domizil ihr Wohnsitz bis in ihr hohes Alter sein würde.

LITZMANNSTADT - HEINZELSHOF, GINSTERGASSE 22

Es wird wohl niemanden geben, der Lodz - oder "Litzmannstadt", wie die Stadt jetzt hieß - als "Perle des Warthelandes" bezeichnen würde.

Die Stadt war ein typisches Beispiel für viele andere europäische Industriestädte, die aus kleinen Provinznestern seit Ende des 19. Jahrhunderts - zum Teil im rasanten Tempo - zu Industriemetropolen gewachsen waren.

Abseits von jedem nennenswerten Gewässer - sei es ein See oder ein Fluß - auf flachem Lande angesiedelt, bot die umgebende Landschaft nichts besonders Attraktives, wenn man von einigen großen, jedoch touristisch kaum erschlossenen Wäldern absieht.

Die Stadt selbst hat in ihrem Kern die nüchterne und rationelle Monotonie einer streng gegliederten, rechteckig-rasterförmigen Anhäufung von Mietskasernen-Straßen, unterbrochen von einigen Hauptverkehrsachsen, in denen die Straßenbahnen fuhren, und an denen die größeren Geschäfte und öffentlichen Gebäude lagen.

Lodz war - wie schon erwähnt - das Zentrum der polnischen Textilindustrie. In der "deutschen Zeit" - d. h., während unseres dortigen Aufenthaltes - soll die Stadt etwa 600 000 Einwohner gezählt haben. Von der Größe her war sie damals mit solchen Städten des Altreiches wie München, Dresden, Köln oder Leipzig vergleichbar. Begonnen hatte ihre schnelle Entwicklung etwa um 1880/1890, als - noch zum Zarenreich gehörig - einige größere Textilfabriken gegründet wurden, wobei die Unternehmer auch auf ein bestimmtes historisch etabliertes Potential dörflicher textiler Manufaktur zurückgreifen konnten. In jedem Fall hatten die Industriegründer - deutsch-jüdisches Kapital dominierte - eine gute Spürnase, denn die ersten größeren Fabriken erwiesen sich sehr bald als Kristallisationspunkte für eine enorme Entwicklung, bei der sich die Bevölkerung von Lodz zeitweise alle 6 - 8 Jahre verdoppelte. Schon in den 20er Jahren waren fast die ganze polnische Textilindustrie, etwas später weitgehend auch die Konfektionsindustrie, in dieser Stadt konzentriert. Andere Industriezweige wurden durch die entstandene Infrastruktur und das Arbeitskräftepotential angezogen, z. B. Holz- und Möbelindustrie, Lebensmittelindustrie. Und natürlich war Lodz inzwischen regionales Verwaltungs- und Handelszentrum, schließlich mit diversen beruflich-fachlichen Bildungseinrichtungen in gewissem Sinne Bildungszentrum geworden.

Schöngeistige Kultur allerdings war in Lodz immer recht klein geschrieben worden, auch wenn es die für eine Stadt dieser Größenordnung obligaten Einrichtungen wie Stadttheater und Museum gab, der ganze Ort von einem dichten Lichtspieltheater-Netz durchzogen war.

Im Zentrum der Stadt gab es nur einige wenige kleine Parks; die vielen Hinterhöfe und die Straßen selbst waren so gut wie "frei von jedem Grün".

Dennoch - in den Randbezirken hoben sich einige Viertel wohltuend von diesem tristen Bild ab, z. B. das jetzt "Heinzelshof" genannte Stadtviertel, zu welchem unsere Ginstergasse gehörte. Heinzelshof lag nördlich des Stadtzentrums, östlich der jetzt "Hohensteiner Straße" genannten großen Ausfallstraße, die über Zgierz nach Warschau führte. Zgierz hieß im Jahre 1940 tatsächlich noch Zgierz, bis es - etwa 1942 - für einige Jahre in "Löwenstadt" umbenannt wurde.

Heinzelshof war ein Villenviertel, wie man es im großen und ganzen durchaus auch in einer Großstadt des Altreiches hätte finden können. Unsere Ginstergasse bestand aus etwa 30 Häusern, die in der Regel zwei Wohnungen - eine im Erdgeschoß, die andere im 1. Stock - hatten. Die Häuser waren auf großzügig bemessenen Grundstücken von je etwa 1000 Quadratmetern errichtet worden, jedes Haus hatte einen meist gut gepflasterten Hof und einen ausgedehnten Hausgarten. Verschiedene dieser Gärten, so auch der zu uns gehörende, verfügten über ein sog. "Sommerhäuschen". Das war erheblich mehr als nur ein gelegentlicher Abstellraum für Gartengerät; Gartengerät wurde in unserem Viertel zumeist im Keller aufbewahrt. Die Hauptfunktion der Sommerhäuschen war die von "Wohnräumen in der Natur"; Wintergärten gehörten damals noch zu ausgesprochenen Raritäten der Wohnkultur. Die Ginstergasse verfügte über mit Betonplatten gepflasterte Gehwege auf beiden Straßenseiten. Die Fahrbahn bestand aus einer festgewalzten Schlacke-Lehm-Schicht. Dieser Belag staubte in den trockenen Sommern erheblich, andererseits erwies er sich, vor allem im Frühjahr und Herbst, für uns Kinder als durchaus spieltauglich. Die Schrammen und Beulen bei den vielen Stürzen hielten sich in Grenzen, man konnte die für die Spiele erforderlichen Linien und Symbole ohne Schwierigkeiten mit einem Holzstock in den Boden kratzen; der Belag war ausreichend eben, was vor allem für unsere Lauf- und Ballspiele wichtig war.

Einige Straßenzüge weiter begann der größte und gepflegteste Park der ganzen Stadt. In der Mitte dieser Anlage befand sich die Ruine eines großen, schloßartigen Gebäudes.

Es war keine historische Ruine, sondern der Überrest eines in den 20er Jahren sehr großzügig, mit historisierenden Elementen gestalteten Bauwerkes, in welchem - dem Vernehmen nach - bis zum Kriegsausbruch sich die polnische Forstakademie befunden hatte. Über die Ursachen seiner Zerstörung waren zwei Versionen im Gespräch. Nach der einen Version hatte ein deutscher Luftangriff kurz vor Kriegsende zur Zerstörung des Gebäudes geführt; die andere Version lief darauf hinaus, daß es von polnischen Widerstandskämpfern kurz nach der deutschen Besetzung angezündet und z. T. gesprengt worden sei, um den Deutschen den Zugriff zu den polnischen Forstakten zu verwehren.

Wahrscheinlich hatten beide Versionen einen realen Kern. Der Park war jedenfalls schon im Frühjahr

1940 fast völlig wiederhergerichtet, die frische Ruine von grobem Schutt beräumt. Wege und Rasenpartien der Anlage wurden vorbildlich sauber gehalten, der alte und gepflegte Baumbestand machte jeden Spaziergang zu einem ästhetischen Erlebnis. In der Mitte des Parkes war ein Bach zu einem großen Teich aufgestaut worden; an einer Bootsanlegestelle konnte man Ruderboote mieten und auf dem Gewässer gemächlich herumfahren, zwischen großen Wasserrosen-Felder, Enten und Schwänen. Am Ende des Parkes fand sich ein leicht abfallendes Rasengelände ohne Bäume, das in den Wintern von allen Kindern der Umgebung in eine über 100 m lange, wunderschöne Rodelbahn umfunktioniert wurde.

Noch ein wenig weiter in Richtung Norden - allerdings von uns nicht mehr mit zumutbarem Fußmarsch erreichbar - lag das "Waldbad", das einzige öffentliche Freibad der Stadt, mit Restauration, Sanitäreinrichtungen, Sprungturm und bewachter Badefläche. Auch das "Waldbad" lag an einem zu einem großen Teich aufgestauten Bach.

Wir waren also in eine wenig attraktive Stadt gezogen, wohnten aber in einem ihrer bevorzugtesten Viertel.

Wie die anderen Häuser unserer Straße hatte auch das Haus "Ginstergasse 22" zwei Wohnungen. Oben wohnten wir, unten Herr Staab mit Ehefrau. Herr Staab war hauptamtlicher Parteifunktionär der NSDAP. Er trug oft seine braune Parteiuniform, war im Altreich mittlerer städtischer Angestellter gewesen und jetzt im Alter von etwa 50 Jahren "in den Osten gegangen". Vermutlich hatte dieser Schritt für ihn einen erheblichen Karrieresprung bedeutet.

Über den Osten im allgemeinen und über die Menschen im Osten im besonderen hatte er Auffassungen, deren arrogante und oberflächliche Grundlage unverkennbar waren. Andererseits bemühte er
sich um korrekte Beziehungen zu uns, und so blieb das nachbarschaftliche Verhältnis während der
ganzen Zeit unseres Zusammenlebens höflich-unterkühlt, mit gelegentlichen kleineren Reibereien.
Als wir in unserer Wohnung eintrafen, war sie bereits im wesentlichen möbiliert. Mein Vater hatte
diese Möbel bei seiner Stippvisite sehr preiswert in einem Möbellager erworben und sofort in die
Wohnung schaffen lassen.

Ich war über die Qualität des für uns neuen Mobiliars überrascht - viele der Möbel waren furniert, z. T. waren sie mit reichem Schnitzwerk versehen; alles in allem waren es offensichtlich viel aufwendiger gestaltete Stücke, als unser im Vergleich dazu schlichtes Mobiliar, das wir in Schaulen hatten zurücklassen müssen. Ein 5jähriges Kind - ich war noch in Ückeritz 5 Jahre alt geworden - hinterfragt natürlich nicht die Herkunft solcher Anschaffungen, noch stellt sich ihm die Frage, wieso gerade wir Deutschen diese Wohnungen in einer der gefragtesten Wohngegenden der Stadt bekamen. Sehr viel später sickerte es unter uns Kindern durch, daß die meisten unserer schönen Wohnungen in Heinzelshof bis zum Kriegsende von Angehörigen der oberen Mittelschicht Polens bewohnt worden waren.

Man hatte diese Menschen im Spätherbst 1939, gegen ihren Willen, in das Generalgouvernement deportiert. Das Generalgouvernement war nicht in das Deutsche Reich eingegliedert worden, sondern hatte den Status eines deutsch verwalteten, besetzten Gebietsteils Polens behalten; sein Zentrum war Warschau, die alte polnische Hauptstadt.

Und weiter sickerte durch, daß unsere Möbel vermutlich aus Arsenalen von bei Zwangsräumungen requirierten Gegenständen aus polnischem und jüdischem Besitz stammten.

Meine Eltern haben sich damals diese Fragen sicherlich sehr bald gestellt. Doch - hatten sie jetzt, nach ihrer Umsiedlung, mitten im Krieg, noch eine andere Wahl, als die Dinge so zu nehmen, wie sie nun einmal lagen, bzw. sich ihnen anboten? Und - es ist wohl allzu menschlich, daß wiederholt persönlich erfahrenes Unrecht eine bestimmte Art von Härte erzeugt, auch eine bestimmte Härte gegenüber Unrecht, das anderen widerfahren ist; zumal dann, wenn man an diesem Unrecht selbst nicht beteiligt war und es auch nicht rückgängig machen kann.

Aus der "kleinen, persönlichen Perspektive" unserer Familie ließ sich unsere Ansiedlung im kürzlich für das Deutsche Reich eroberten "Gau Wartheland" also ganz gut an. In den ersten Wochen haperte es an Hausgerät, dieses war in den großen Umsiedlungs-Körben eingepackt, welche in irgendeinem Depot lagerten. Das für den Augenblick Nötigste kauften meine Eltern ohne Schwierigkeiten in den entsprechenden Litzmannstädter Geschäften, die im Jahr 1940 noch über "gut sortierte" Warenlager verfügten.

Als nach einigen Wochen unser gesamtes Umsiedlungsgut vollständig und wohlbehalten angeliefert wurde, waren unsere Wohnverhältnisse - alles in allem - deutlich besser, als sie es im Baltikum je gewesen waren.

Wir bewohnten in einem grünen Viertel der großen Stadt eine sehr gepflegt möblierte Villenetage mit - 3 1/2 Zimmern, Bad und WC, einer geräumigen Küche, mit ausreichendem Abstellraum in Keller und Boden, mit etwa 300 - 400 Quadratmetern Gartenland und einem etwa 3 x 5 m großen Sommerhäuschen, das mit seinen großen Fensterflächen nach Süden und Westen vor allem im Frühjahr zum Verweilen im Grünen einlud.

Einige Wochen später schloß sich uns die Mutter meines Vaters, meine Großmutter Angelika Akkermann an. Wir wohnten nun zu viert in der Wohnung. Meine Oma Akkermann war kurze Zeit nach uns, ebenfalls per Schiff, umgesiedelt worden und hatte den Winter 1939/40 in Greifswald verbracht.

Auch andere Verwandte meiner Eltern zogen im Verlauf des Jahres 1940 nach Litzmannstadt. Die

Mutter meiner Mutter, meine Großmutter Anna Jessulat, war erst Anfang dieses Jahres aus Litauen per Bahn in das Deutsche Reich - nach Rostock - gelangt, hatte in Rostock einige Wochen in einem Barackenlager am Barnstorfer Wald verbracht und zog nun mit meiner Tante Elisabeth Jessulat, "Tante Lilly", der Schwester meiner Mutter, in eine Wohnung in unserer Nähe. Etwas später schließlich kam auch die älteste Schwester meiner Mutter, meine Tante Alma Jessulat, nach Litzmannstadt. Sie wurde im ungemütlichen Stadtzentrum einquartiert, die attraktiven Heinzelhofer Wohnungen waren inzwischen vergeben.

Verschiedene weitere Verwandte meines Vaters waren gleichfalls in Litzmannstadt seßhaft geworden, z. B. eine Schwester meiner Großmutter Akkermann, meine Großtante Olga Kopfstahl, sowie deren erwachsene Kinder mit ihren Familien. Andere Verwandte - sowohl meines Vaters als auch meiner Mutter - , sowie verschiedene gute Bekannte von uns wurden in der von Litzmannstadt relativ gut erreichbaren neuen Gau-Hauptstadt Posen angesiedelt.

Es war also nicht so, daß wir ohne jegliche vertraute verwandtschaftliche, bzw. bekanntschaftliche Verbindung in der uns zunächst sehr fremden, großen Stadt waren.

Vor allem in der ersten Zeit gab es einen regen privaten Besuchsverkehr. Es verging kaum eine Woche, daß wir nicht von irgendwelchen Verwandten oder altvertrauten Bekannten aufgesucht wurden, z. T. zogen sich diese Besuche über mehrere Tage hin. Vor allem meine Mutter entfaltete zudem eine sehr rege Korrespondenz, fast jede Woche wurden 2 - 3 Briefe - darunter auch ausführliche, mehrseitige - geschrieben. Und etwa genau so viele Briefe gingen bei uns ein. Das alte Netz der persönlichen Beziehungen ging durch die Umsiedlung keineswegs verloren, es wurde mit Eifer neu geknüpft und gefestigt. Alte persönliche Animositäten wurden dabei nach Möglichkeit begraben - man war sich bewußt, daß auf lange Sicht die neue Lage dann am ehesten zu meistern war, wenn man im Verwandten- und vertrauten baltendeutschen Bekanntenkreis zusammenhielt.

Auch in Bezug auf den Arbeitsplatz ergaben sich keine ernsthaften Probleme. Zwar gab es in Litzmannstadt keinen aktuellen Bedarf an Maschinenspitzenklöppel-Meistern; aber mein Vater hatte ja noch im Zarenreich eine kaufmännische Ausbildung erhalten, mit ordentlichem Abschluß. Die damals erworbenen Zertifikate wurden von den Behörden des Deutschen Reiches anerkannt, und darauf aufbauend wurde mein Vater als leitender kaufmännischer Angestellter und Material-Einkaufschef der staatlichen Grundstücksverwaltung eingestellt. Das war eine Einrichtung, der ähnliche Aufgaben in Bezug auf polnisches und jüdisches Immobilieneigentum zugewiesen worden waren, wie nach der Wende 1989/90 der sog. "Treuhand" in Ostdeutschland.

Sein Einkommen war durchaus auskömmlich, so daß sich meine Mutter zunächst um keine eigene Anstellung bemühte. Als ihr nach einigen Monaten von der Schulbehörde eine Anstellung als Grundschullehrerin angeboten wurde, sagte sie jedoch sofort zu.

Ende des Jahres 1940 hatten also meine beiden Elternteile ein jeweils eigenes Einkommen, und wenn sich nicht der Krieg beharrlich in die Länge gezogen hätte, hätte man zu Sylvester 1940 - was es die persönliche Lebenssituation, das kleine persönliche Glück anbelangte - sehr beruhigt in die Zukunft blicken können.

Auch ich habe in Bezug auf das Jahr 1940 überwiegend angenehme Kleinkinderinnerungen. Was bereits im Lager im Rigaer Hafen und auf Usedom begonnen hatte, setzte sich in Litzmannstadt fort - ich durfte ohne ständige Begleitung auf der Straße mit anderen Kindern spielen. Das Jahr 1940 fiel noch vollständig in meinen Vorschul-Lebensabschnitt. Ich hatte viel Zeit, meine neue Umgebung, vor allem die gleichaltrigen Kinder aus den Nachbarhäusern, kennenzulernen. Den meisten war es ähnlich wie mir ergangen - etwa zu gleicher Zeit wie ich waren sie mit ihren Eltern aus dem Altreich oder aus dem Baltikum nach Litzmannstadt gelangt.

Und so bildete sich 1940 in der Ginstergasse der Kern einer Kindergruppe, die während meiner gesamten Litzmannstädter Zeit zusammenhielt, mehr und mehr zu einer festen Kameradschaft wurde. Der wohl agilste von uns war Felix Rüdiger, ein Baltenkind wie ich. Auch er war Einzelkind, auch sein Vater wurde in schon reiferem Alter Soldat der Wehrmacht. Seine Mutter ging keiner Berufstätigkeit nach, machte den Eindruck einer gepflegten Dame aus besserem Hause, gab sich von früh bis spät der Lektüre verschiedener Literatur und dem Genuß von klassischer Grammophon-Musik hin. Die Gebrüder Leege, Egon und Rudi, waren die einzigen "Volksdeutschen" unter uns.

Im Laufe der Jahre wurde es mir immer bewußter, daß sie über Vergangenheit und gegenwärtiges Geschehen unserer Stadt viel, viel mehr wußten als wir - was ja eigentlich nur allzu erklärlich war - , und viel mehr, als sie im Alltagsgespräch mitzuteilen pflegten. Sie waren die Sprößlinge einer alteingesessenen deutschen Kaufmannsfamilie in Lodz, ihr relativ großes Haus in einem besonders schönen Garten lag direkt neben unserer "Nr. 22".

Weiter gab es einen Dieter Kunert, und auch zwei Enkelkinder unseres Hausnachbarn, Herrn Staab, schlossen sich uns häufiger an. Ihr Vater, ein Staabsohn, war SS-Mann und Angehöriger der Wachmannschaft des Litzmannstädter Juden-Ghettos.

Als einziges Mädchen gehörte Ilse Lindau zu uns, aus "Halle an der Saale", wie sie jedem mit Entschiedenheit und Stolz deutlich zu machen pflegte. Auch ihr Vater wurde bald Wehrmachtssoldat. Wir waren also eine fast reine Knaben-Bande, und auch Ilse wurde von uns nicht als Mädchen wahrgenommen, sondern als "Junge in Mädchenkleidern" behandelt. Wahrscheinlich wurde sie von uns Jungen vor allem deshalb voll akzeptiert, weil sie von Anfang an dazu gehörte, uns Jungen körperlich durchaus ebenbürtig war, und sich mit dem gleichen Feuereifer wie wir an unseren "männlichen" Spielen beteiligte. Es hat später öfters Versuche von Mädchen aus anliegenden Straßenzügen gegeben, bei uns Anschluß zu finden - in keinem Fall führten sie zum Ziel, die Mädchen waren uns Jungen schlichtweg zu zimperlich.

Gespielt wurde vor allem auf der zur damaligen Zeit vom Fahrzeugverkehr fast freien Straße; nur für Versteckspiele gaben - vor allem im Herbst, nach der Ernte - einige Eltern gelegentlich ihren Garten frei.

Soweit ich mich erinnern kann, waren es vor allem Lauf- und Ballspiele, die uns fesselten. Schon recht bald schälte sich Völkerball als allgemeines Lieblingsspiel heraus, was zur Folge hatte, daß wir alle im Laufe der Jahre gute Ballwerfer wurden. Das war auch für die Sportzensur in der Schule nicht von Nachteil.

Ich hatte nie das Bedürfnis, der "Bestimmer" zu sein, die Gruppe anzuführen, wie Felix oder der ältere der Leegebrüder, Egon. Aber die Sachlage stellte sich bald so dar, daß mir kein anderes Kind unserer Gruppe körperlich überlegen war; meine Auffassungsgabe war gut, mein Gedächtnis bis zum 8. Lebensjahr geradezu hervorragend. Schließlich zeigte es sich beim Völkerballspiel, daß ich wohl die besten Reflexe besaß - es erwies sich als sehr schwer, mich "abzuwerfen". Und so wuchs mir im Laufe der Jahre eine gewisse Autorität unter den Kindern zu, die ich nie angestrebt hatte, und die mir von Felix und Egon in der letzten Zeit unseres Lebens in Litzmannstadt auch ein wenig geneidet wurde. Ich bin damals sicherlich ein ziemlich altkluges Kind gewesen - hatte ich doch bisher fast nur mit Erwachsenen Umgang gehabt - , aber ich war von ausgeglichenem Gemüt und hatte auch damals schon einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. War jemand meiner Meinung nach ungerecht behandelt worden, konnte ich - wenn es sein mußte auch sehr energisch - für dieses Kind mit Nachdruck eintreten. Das führte dazu, daß die beiden Schwächsten unserer Gruppe - Dieter Kunert und der jüngere Staabenkel - mir ihre bedingungslose Gefolgschaft antrugen, und bei allen kleinen Reiberein in der Gruppe fast blind meine Meinung vertraten. Ich hatte sie hin und wieder vor zwar freundschaftlichen, doch allzu rauhen Attacken in Schutz genommen, und wurde nun durch diese Anhänglichkeit belohnt.

Schließlich gelangte ich - ohne etwas bewußt dafür getan zu haben - in der Gruppe zu einer Position, die für mich sehr komfortabel war. Nach meiner Litzmannstädter Zeit habe ich ähnliches in dieser Ausprägung nicht wieder erlebt, aber auch später habe ich in meiner Kindheit und Jugend nie

ernsthaftere Gruppenprobleme gehabt, mich unter meinen Altersgefährten - z. T. nach kürzeren oder längeren Eingewöhnungsphasen - stets recht wohl gefühlt.

Es ist wohl richtig, solche Entwicklungen als persönliches Glück zu bezeichnen. Ich brauchte, um mich zu behaupten, als Kind nie "gemein" zu werden. Das prägt für das ganze Leben; man kann dann schließlich allerdings auch zu "Gemeinheiten" grundsätzlich unfähig werden - im harten Wind des Erwachsenen-Alltags ist das, wie jeder Lebenserfahrene weiß, nicht immer von Vorteil.

Doch zurück zum Beginn der 40er Jahre, zur Ginstergasse im "großdeutschen Litzmannstadt".

Im September 1941 war die "Zeit des totalen Spielens" vorbei, ich wurde eingeschult.

Kurz zuvor, im Sommer 1941, hatte es ein Ereignis gegeben, das bei meinen Eltern Reaktionen auslöste, an die ich mich noch heute im einzelnen erinnern kann - ein Ereignis, das eine massive Zäsur in der bis dahin unerschütterlich optimistischen Grundstimmung unserer Familie nach unserer Ansiedlung im "neu eroberten deutschen Osten" darstellte. Es waren die Reaktionen meiner Eltern auf den Beginn des Krieges zwischen der Sowjetunion und Deutschland, die ich bald darauf in ähnlicher Form bei fast allen Deutsch-Balten unserer Umgebung beobachten konnte.

Ein strahlend schöner Sommertag war angebrochen. Mein Vater hatte Urlaub, meine Mutter genoß die ersten großen Ferien als deutsche, nunmehr beamtete Lehrerin. Meine Großmutter hatte an den letzten Tagen keine Magenbeschwerden gehabt, über die sie ansonsten häufig klagte. Kurz und gut, ich war in froher Vorerwartung auf einen allseitig schönen Tag, zumal wir uns vorgenommen hatten, mit der Vorortbahn einen Ausflug in das nördlich der Stadt gelegene ausgedehnte Waldgebiet zu machen. Am Vortag hatte ich meiner Mutter "geholfen", mit Liebe und Umsicht den Picknickkorb zu packen; d. h., ich durfte zusehen, wie sie dies tat, und hin und wieder von den Köstlichkeiten naschen, die eigentlich für den Ausflug reserviert waren.

Aber - nachdem ich meine Morgenwäsche hinter mich gebracht hatte und zum schön gedeckten Frühstückstisch kam, spürte ich sofort, daß bei den Erwachsenen eine eigenartige Stimmung herrschte, die ich mir nicht erklären konnte. Alle - besonders aber mein Vater - schienen mir irgendwie bedrückt, nichts war von der Vorfreude auf die Fahrt in den Wald zu spüren, die noch gestern für eine allseits gute Stimmung gesorgt hatte.

Das Frühstück verlief merkwürdig einsilbig, und als ich sah, daß offenbar keine Anstalten gemacht wurden, mit dem Picknickkorb zur Vorortbahn aufzubrechen, fragte ich meine Eltern, warum sie an diesem schönen Sommermorgen so traurig seien.

Meine Mutter antwortete kurz: "Seit heute früh haben wir Krieg mit Rußland." Als altklugem Dreikäsehoch war es mir unverständlich, daß dies ein Grund zur Traurigkeit sein sollte. "Na ja, aber wir werden sie doch bald besiegt haben!" meinte ich. Da schaute mich mein Vater lange an, faßte mich an beiden Händen, und sagte zu mir: "Gewiß, wir werden schließlich siegen, aber es wird sehr, sehr schwer werden!"

Natürlich konnte ich damals nicht wissen, was in seinem Kopf vorging. Ich weiß auch heute nicht, ob er zu diesem Zeitpunkt schon ahnte, welche Konsequenzen dieser neue Krieg für ihn ganz persönlich haben würde - als polyglottem Deutsch-Balten, der insbesondere auch über ausgezeichnete RussischKenntnisse verfügte. Später erzählte er mir, daß ihm damals der in seiner Petersburger Zeit von ihm selbst erfahrene außerordentliche, hartnäckige Selbstbehauptungswille des russischen Volkes, seine Leidensfähigkeit und der tief verwurzelte Nationalstolz der Russen durch den Kopf gingen. Und natürlich hatte er vom naturwissenschaftlich-technischen Bildungsstandard, vom waffentechnischen Niveau der Russen, von den enormen natürlichen Ressourcen, aber auch vom harten Klima dieses Landes - das jetzt plötzlich unser Feind geworden war - ganz andere, sehr viel realistischere Vorstellungen, als sie insbesondere in den ersten Kriegswochen durch Rundfunk und Zeitungen in Deutschland verbreitet wurden.

Der Ausflug in den Wald wurde "abgeblasen"; mit welchen Begründungen das geschah, weiß ich nicht mehr.

Dafür gab es sehr früh das Mittagessen, und kurz nach dem Mittagessen kam meine Großtante Olga Kopfstahl - "Tante Olly", die Schwester meiner Großmutter - , zu Besuch. Sie war irgendwie aufgeregt, war völlig unangemeldet zu uns gekommen, doch mir schien, daß meine Eltern mit ihr gerechnet hatten. Kurz nach ihr kamen auch Tante Lilly und meine andere Oma, die Mutter meiner Mutter.

Ich wurde auf die Straße zum Spielen geschickt, und sollte solange draußen bleiben, "wie ich wollte". Einen solchen "Persilschein" gab es für mich umhegten und umpflegten Stammhalter - bei allen neuen Großzügigkeiten - nur selten. Aber auch die anderen Kinder waren irgendwie irritiert, wahrscheinlich hatten sie in ihren Familien ähnliche Stimmungen erlebt, wie ich. Ich weiß noch, daß an diesem Nachmittag kein ausgelassenes Spiel zustande kam, wir uns schon nach 1 - 2 Stunden wieder nach Hause verkrümelten. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, die totale Nachmittagsfreiheit richtig auszunutzen; aber als alle anderen Kinder weg waren, blieb auch mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu trödeln.

Tante Olly war noch da, und ich bekam das Ende eines erregten Gespräches zwischen den Erwachsenen mit, in welchem es um den nunmehrigen Krieg gegen Rußland ging. Als die Erwachsenen mich bemerkten, verstummten sie. Ich faßte mir ein Herz und fragte - wie schon am Vormittag, doch

keineswegs mehr so naiv-lässig - "wir werden doch siegen?". Diesmal wandte sich Tante Olly mir zu, sah mich ernst an, und sagte: "Wir Deutschen werden immer siegen. Aber es gibt gute und weniger gute Siege - hoffentlich haben wir uns eines Tages nicht zu Tode gesiegt." Das verstand ich Knirps nun überhaupt nicht, machte den Mund auf, wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Meine Mutter blickte streng auf die Tante ihres Ehegatten, löste mich von ihr, meinte: "Man sollte Kinder nicht mit Dingen belasten, die sie nicht verstehen." Und zu mir gewandt, hörte ich von ihr damals zum erstenmal jene Worte, die ich während des Krieges in regelmäßigen Abständen von ihr immer wieder hören sollte: "Darüber, worüber zu Hause gesprochen wird, was zu Hause gesagt wird, darfst du mit niemandem reden, nicht mit den Kindern, nicht mit den Nachbarn, und auch später in der Schule nicht! Versprich mir das!" Natürlich versprach ich es, und war forthin nicht mehr ganz so unbeschwert, wie im ersten Jahr nach unserer Ansiedlung in Litzmannstadt.

Zwei oder drei Wochen nach diesem denkwürdigen, für alle Deutschen und Russen schicksalschweren Tag wurde mein Vater von unserem Hausnachbarn, Herrn Staab, "auf ein Glas Wein" und zu einem "Gespräch unter Männern" eingeladen, zum ersten und einzigen Mal.

Mein Vater kam nach einer guten Stunde von diesem Zusammensein mit Herrn Staab zurück, seine Miene war bedrückt. Vom Inhalt des Gespräches habe ich erst viel später erfahren - es war eine gut vorbereitete Werbeaktion des Parteigenossen Staab.

Es war ihm darum gegangen, meinen Vater davon zu überzeugen, daß es für einen deutschen Mann mit seinen besonderen Fertigkeiten nach dem Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion eigentlich eine Selbstverständlichkeit sei, sich auch als 40Jähriger freiwillig für den Dienst in der deutschen Wehrmacht, für den Dienst an der Ostfront zu melden.

Vermutlich wurde damals seitens der NSDAP eine "Maßnahme" durchgezogen, um die Deutsch-Balten mit ihren guten Russischkenntnissen für den Militärdienst verfügbar zu machen; andere Männer unseres Verwandten- und Bekanntenkreises erlebten etwa zur gleichen Zeit ähnliches. Der ältere und der mittlere der drei Staltmannjungen - etwa 15 - 20 Jahre jüngere Cousins meines Vaters - wurden z. B. damals für die Canaris-Division "Brandenburg" geworben; in sowjetische Uniformen gesteckt, agierten sie in Spezialkommandos hinter der sowjetischen Front. Diese Einsätze widersprachen eindeutig der Haager Kriegsrechtskonvention. Beide Cousins meines Vaters standen - wie uns nach Kriegsende bekannt wurde - schon Monate später vor sowjetischen Exekutions-Pelletons.

Nach einigen Tagen Bedenkzeit sagte mein Vater schweren Herzens zu, in einer regulärenWehrmachtsformation Dienst zu tun - in der Hoffnung, als "Freiwilliger" einen gewissen Einfluß auf seine Verwendung nehmen zu können. Er wurde dann tatsächlich vor die Wahl gestellt, entweder - wie in der lettischen Armee in den 20er Jahren während der Ableistung seines Wehrdienstes ausgebildet -

in der "berittenen Artillerie" eingesetzt zu werden, oder , nach einem Funkerkursus, den Nachrichtentruppen zugeteilt zu werden.

Mein Vater entschied sich für Letzteres, absolvierte den Funkerkursus, und hat den Großteil des Krieges als Funker in Bataillonsstäben zugebracht. Er war beschäftigt mit ständigen Versuchen, frontnahen sowjetischen Funkverkehr zu erfassen und auszuwerten. Es ist wohl als gesichert anzunehmen, daß ein solcher - oder ähnlicher - Einsatz für einen Mann mit dem Profil meines Vaters von vornherein ins Auge gefaßt war.

Ich war damals trotz aller Nachdenklichkeit in unserer Familie sehr stolz auf meinen Vater, ganz besonders, als er am Tag vor seinem Einrücken mit der ganzen Montur nach Hause kam, alle Uniformstücke der Reihe nach zur Probe anzog. Sie paßten hinlänglich.

Von seiner Dienststelle war er kurz zuvor mit "großem Bahnhof" verabschiedet worden. Auf einem sog. "Kameradschaftsabend", der speziell aus Anlaß seines bevorstehenden Abmarsches zum "freiwilligen Fronteinsatz" organisiert wurde, erhielt er das "Kriegsverdienstkreuz II. Klasse". Er war sehr überrascht, denn für ein Jahr Schreibtischarbeit eine solche Auszeichnung zu erhalten, war auch in jener auszeichnungsfreudigen Zeit durchaus nicht die Regel. Indessen war er sich sehr schnell darüber im klaren, daß hiermit nicht vor allem seine fleißige und korrekte Arbeit gewürdigt wurde, sondern diese Auszeichnung vor allem als Motivationshilfe für seine etwa gleichaltrigen Kollegen gedacht war. Diese waren, im Gegensatz zu meinem Vater, fast alle stramme SA-Männer - oder gar SS-Angehörige -

, hatten aber bisher wenig Neigung gezeigt, den Aufforderungen zur freiwilligen Meldung für den Wehrmachtseinsatz Folge zu leisten. Die meisten von ihnen wurden 1 - 2 Jahre später "ohne weiteres Federlesen" zum Waffendienst eingezogen - ohne Verabschiedung auf einem Kameradschaftsabend, und ohne Ordensschmuck.

Mein Vater hat sein Kriegsverdienstkreuz nie getragen, auch nicht an seiner Wehrmachtsuniform. Ich habe einmal aufgeschnappt, wie er diese Auszeichnung gegenüber seiner Ehefrau und seiner Mutter abfällig als "Fasanenorden" bezeichnete. Und in der Tat konnte man das bewußte Ordensband vor allem an den braunen Uniformen der NSDAP-Amtsträger, der "Goldfasanen", finden - d. h., bei vom Frontdienst befreiten Parteifunktionären, die auch schon Anfang der 40er Jahre in der breiten Bevölkerung nur noch selten beliebt waren.

Zur Auszeichnung mit dem Kriegsverdienstkreuz hatten 3 Flaschen Sekt gehört, sie waren im repräsentativen Schmuckkarton von der Geschäftsführung - auch im Sinne eines Abschiedspräsents -

überreicht worden. Eine dieser Flaschen wurde von meinen Eltern und meiner Oma - der Mutter meines Vaters - am letzten Abend vor seiner Abreise geleert.

Für die beiden anderen Flaschen Sekt wurde von ihm festgelegt, daß sie am Tag des Sieges über Rußland und - die 3. und letzte - am Tag des "Endsieges" geleert werden sollten. Sie wurden in einem Schrank im Keller eingelagert, wo sie auch liegen blieben, als meine Mutter im Januar 1945 ihre Flucht in Richtung Westen antreten mußte.

Es war nach dem bewußten Tag im Juli des Jahres 1941 in unserem Hause alles ernster geworden - eine Stimmung, die irgendwie auch zu meinen Vorbereitungen auf den ersten Schultag paßte; er lag nur wenige Tage nach der Verabschiedung meines Vaters an die Ostfront.

Eingeschult wurde ich am 1.9.1941, in einer Grundschule im Zentrum von Litzmannstadt, an der meine Mutter etwa vor einem halben Jahr ihre Tätigkeit als Lehrerin begonnen hatte. Mein erster Eindruck von Schule ist mir als reichlich befremdlich in Erinnerung geblieben. Meine Mutter begab sich an diesem Tag mit mir zusammen zur Stätte ihres Wirkens und meiner künftigen Unterrichtung. Es war für sie auch kein gewöhnlicher Schultag, sondern der erste Schultag nach den großen Sommerferien.

Im Schulgebäude angelangt, ging zunächst eine ausgedehnte Begrüßerei vonstatten. Ich wurde wohl fast allen Lehrerinnen und Lehrern vorgestellt, bis dann festgestellt wurde, daß es höchste Zeit war, mich zu meiner zukünftigen Klasse zu geleiten. Im letzten Moment fiel einem Kollegen meiner Mutter die für mich vom Lehrerkollegium vorbereitete große Schultüte ein; sie wurde mir noch rasch zugesteckt. Meine Mutter brachte mich dann hurtigen Schrittes zu der mir für mein erstes Schuljahr zugedachten Klassenlehrerin und verabschiedete sich hastig - denn auf sie warteten ihre Pflichten als Klassenlehrerin einer anderen Klasse.

Meine neue Klassenlehrerin nahm mich in unseren Klassenraum mit, wo sie sofort anderweitig in Anspruch genommen wurde.

Da stand ich nun etwas verdattert und mehr oder weniger plötzlich allein gelassen in einem mir bis dahin völlig unbekannten Raum; es mochten 50 oder gar 60 Kinder sein, die z. T. bereits in den Schulbänken saßen, z. T. wie ich herumstanden, in der Mehrzahl ähnlich verschüchtert wie ich. Viele - aber durchaus nicht alle - hatten eine größere oder kleinere Schultüte; einige hatten sich schon daran gemacht, daraus zu naschen.

Andere Kinder indessen tobten krakeelend im Raum herum; es waren meist Jungen, sie waren augenscheinlich etwas größer und älter als wir anderen, und - keiner von ihnen hatte eine Schultüte!

Später bekam ich mit, daß diese Burschen fast durchweg die Sitzenbleiber des letzten Einschulungsjahrganges waren; sie wollten wohl mit ihrem rüpelhaften Benehmen uns "Uranfängern" von vornherein klarmachen, wer in der Klasse in Zukunft das Sagen haben würde.

In einem ähnlichen Stimmungsmilieu spielten sich dann auch die Unterrichtsstunden in meinen ersten Schulwochen ab. Unsere Lehrerin - eine erfahrene und energische Frau Mitte der 40er - hatte große Mühe, diesen riesigen Haufen z. T. ausgesprochen unerzogener ABC-Schützen durch den Unterricht zu führen.

Die Mehrheit meiner neuen Schulkameraden war ziemlich dürftig gekleidet, es gab auch viele sehr schwächliche Kinder unter ihnen. Die Schule lag mitten in einem Wohngebiet, an welches mehrere Industriebetriebe grenzten, und ihre Schüler waren fast ausschließlich die Kinder in diesen Betrieben beschäftigter volksdeutscher Fabrikarbeiter, deren Eltern schon seit langem am Ort ansässig waren. Es waren Proletarierkinder, aus Familien, die alles andere als auf Rosen gebettet waren. Da sie mehr oder weniger überzeugend ihre Deutschstämmigkeit hatten belegen können, waren diese Kinder zum Schulunterricht zugelassen worden - im Gegensatz zu den Kindern ihrer polnischen Kollegen, Nachbarn, Freunde.

Für mich war das alles eine fremde, keineswegs anheimelnde Welt.

Dazu kam der lange Schulweg. Um zum Unterricht zu gelangen, mußte ich etwa 5 Minuten zu Fuß zur Straßenbahn gehen, dann über eine halbe Stunde mit der Straßenbahn in das Zentrum der Stadt fahren, einmal umsteigen, noch einmal etwa 10 Minuten fahren, zum Schluß noch einmal 10 Minuten laufen. Und nach den beiden Schulstunden mußte der gleiche Weg in umgekehrter Abfolge nach Hause zurückgelegt werden.

Ich war also als 6-Jähriger jeden Schultag in der 600 000-Einwohner-Stadt insgesamt fast 5 Stunden ohne Begleitung unterwegs - denn der Unterricht für die ersten Klassen war auf die 2. und 3. Schulstunde gelegt, so daß meine Mutter, die täglich 5 - 6 Stunden Unterricht geben mußte, immer schon längst aus dem Hause war, wenn ich loszog; andererseits konnte sie erst einige Stunden nach mir ihre Rückfahrt antreten.

Die anderen Kinder meines Alters aus Heinzelshof waren in der Heinzelshofer Grundschule eingeschult worden, auch meine Spielkameraden aus der Ginstergasse.

Meine wenig überlegte Einschulungsaktion wurde bald auch meiner Mutter bewußt. Von sich aus veranlaßte sie schon im Oktober 1941 meine Umsetzung. Nun hatte ich täglich jeweils 15 Minuten Fußweg zur und von der Schule.

Die Klassenstärken der Heinzelshofer Schule waren erheblich geringer - etwa 25 - 30 Kinder je Klasse

- und das soziale Milieu war erheblich anders. Es dominierte der Nachwuchs aus Angestellten- und Mittelstandsfamilien, auch die Sprößlinge aus "bessergestellten Kreisen" - d. h., aus den Familien von Großkaufleuten, kleineren Industriellen und aus Intellektuellen-Familien - stellten ein bemerkenswertes Segment der Schülerschaft. Sitzenbleiber waren seltene Ausnahmen, desgleichen Kinder aus ärmlichen Verhältnissen. Es ging alles viel ruhiger und gesitteter zu als in meiner ersten Schule. Auch der eine oder andere Spielkamerad aus der Ginstergasse war in meiner oder einer der beiden Parallel-klassen. Ich lebte mich jedenfalls schnell in das Schulleben der Heinzelshofer Schule ein – Konfliktarmut im persönlichen Umfeld ist immer angenehm - und habe die Heinzelshofer Schule bis zum Sommer 1944, dem Jahr meiner Evakuierung nach Kühlungsborn, stets gern besucht. Den Umstand, daß meine Mutter nicht an dieser, sondern an einer anderen Schule als Lehrerin arbeitete, habe ich nie als Nachteil empfunden.

Wie viele Generationen von Schülern vor mir, so begann auch ich mein Schulleben mit der guten alten Schiefertafel - es war eine leibhaftige Tafel aus Schiefer, in einen Holzrahmen gefaßt, auf der wir Litzmannstädter ABC-Schützen des Jahres 1941 mit einem gleichfalls aus Schiefer bestehenden Griffel unsere ersten kratzenden Schreibversuche machten.

War die Tafel voll geschrieben, wurde der eingekratzte Griffelstaub mit einem in Wasser getauchten Schwamm ausgewaschen, und die nächste Schreibübung konnte beginnen. Die Schiefertafeln waren beinahe unverwüstlich - man mußte schon mit einem Hammer oder ähnlichem auf sie einschlagen, um sie zum Springen zu bringen. Viele meiner Mitschüler - vor allem die Kinder aus volksdeutschen, z. T. seit Generationen am Ort ansässigen Familien - erschienen mit Tafeln, mit Hilfe welcher ihre älteren Geschwister, oder gar schon ihre Eltern das Schreiben und Rechnen erlernt hatten.

Doch 4 oder 5 Monate nach meinem Schulbeginn wurde eine erhebliche Neuerung eingeführt - wir bekamen sog. "Widukind" - Tafeln. Das waren Tafeln von gleichem Format wie die Schiefertafeln, jedoch aus einer ca. 3 mm dicken, strapazierfähigen weißen Kunststoffplatte, auf welcher mit einer Art Fettstift geschrieben wurde. Gelöscht wurde das Geschriebene mit Hilfe besonderer Wischtücher, die vermutlich mit einem Fettlöser imprägniert waren. Ich muß gestehen - auf den elastischen Widukind-Tafeln schrieb es sich erheblich angenehmer als auf den alten Schiefertafeln, weshalb diese Neuerung bei uns Kindern sofort auf Sympathie stieß.

Etwa um die gleiche Zeit gab es eine andere Umstellung, die uns kleinen Geistern wenig sympathisch war, uns erhebliche Zusatzarbeit einbrachte - hatten wir im Herbst unsere Eroberung der Buchstabenwelt mit der sog. "deutschen" - d. h., mit einer gotischen - Schrift begonnen, so besann man sich im Winter höheren Ortes darauf, daß es doch wohl zweckmäßiger wäre, wenn wir die in Deutschland schon damals allgemein üblichen lateinischen Schriftzeichen lesen und schreiben lernen würden. Bei

einigen fleißigen Mädchen, die das gotische Alphabet bereits vor der Einschulung gelernt hatten, gab es jetzt bittere Tränen - sie sahen sich um den Lohn ihres Fleißes gebracht, mußten nun die "neuen" Buchstaben genauso von Anfang an lernen, wie wir alle anderen Kinder auch.

Ab 2. Klasse ging man dann zum Schreiben mit Tinte und Stahlfeder über. Die Tintenfässer - jede Schul-Doppelbank hatte ein solches - wurden halb gefüllt, ab sofort galt es, mit Gefühl die Schreibfeder im Tintenfaß zu benetzen und anschließend mit angemessenem, gemäß jeweiliger Buchstabenführung variierendem Druck den vorgegebenen Text auf das Papier zu bringen.

Der Kugelschreiber war m. W. damals noch nicht im breiten Handelsangebot, und Füllfederhalter wurden aus "pädagogischen Gründen" nicht gestattet. Das Schreiben mit der aus dem Tintenfaß benetzten Schreibfeder erforderte einiges Geschick, auf der Widukind-Tafel hatte sich das Schreiben erheblich einfacher gestaltet.

Andererseits eignete sich das Tintenfaß mit seinem Inhalt vorzüglich, diversen Unfug anzustellen. Besonders beliebt war das "versehentliche" Verspritzen von Tinte mit Hilfe entsprechender ruckartiger Bewegungen der "frisch aufgeladenen" Schreibfeder.

Gewiß war das Leben in der Schule nicht immer nur lustig und unterhaltsam. Auch bei kleinen Disziplinlosigkeiten - z. B. nachlässig ausgeführten Hausarbeiten - konnte es Schläge seitens des Lehrers setzen, mit dem Lineal auf die Fingerrücken. Mich traf es nicht allzu oft, aber einige Male mußte auch ich wegen irgendwelcher Nichtigkeiten diese schmerzliche Erfahrung machen. Dennoch - in der Heinzelshofer Grundschule wurde wesentlich weniger und wesentlich moderater geschlagen, als ich es ab 1944 später in der Kühlungsborner Grundschule, in Mecklenburg, erleben sollte.

Als unangenehm habe ich auch die an jedem Montagmorgen - vor Schulbeginn - in Litzmannstadt üblichen Wochenappelle in Erinnerung.

Bevor mit dem Unterricht begonnen wurde, mußten alle Schüler ab 2. Klasse sich an den Montagen in der Aula versammeln, wo nach der Meldung an den Schuldirektor und einer kurzen Begrüßung durch ihn ein Lehrer - jeder von ihnen kam einmal an die Reihe - eine etwa fünf bis zehn Minuten lange Ansprache an uns Schüler hielt. Der Tenor dieser Reden war immer der gleiche:

"Die Wehrmacht führt einen heldenhaften Kampf; die Heimat muß unseren Soldaten an der Front helfen; und wir müssen als Schüler jeden Tag unsere Pflicht tun, um einmal die großen Aufgaben des deutschen Menschen erfüllen zu können, für Führer, Volk und Vaterland!"

Das besonders Unangenehme der Appelle war, daß zum Schluß immer das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gesungen wurden, wobei über die ganze Zeitdauer des Gesanges wir Kinder ohne Unterbrechung den rechten Arm zum "deutschen Gruß" fast waagerecht ausgestreckt halten mußten.

Gegen Ende der Zeremonie kamen so manchem von uns die Tränen - der ausgestreckte rechte Arm schmerzte allzu sehr.

Ab 2. Klasse hatte jede Schulklasse einen "Klassenführer" zu haben. Zumeist kamen, von reinen Mädchenklassen abgesehen, Jungen zu diesem Amt. Der Klassenführer war angehalten, die tollsten Tobereien seiner Klassenkameraden in den Pausen zu unterbinden, und er hatte zu Beginn jeder Unterrichtsstunde dem jeweiligen Lehrer - natürlich mit "deutschem Gruß" - die Anwesenheit der Klasse zu melden. Da das Amt seinen Inhaber aus der Masse der Schüler heraushob, war es - zumindest in den unteren Klassenstufen - heiß begehrt. In Heinzelshof war es üblich, daß der Klassenlehrer 3 - 5 Vorschläge der Klasse unterbreitete, die Namen der betreffenden Kinder an die Tafel schrieb, und dann die Klasse darüber abstimmen ließ, wer von den Vorgeschlagenen nach Meinung der Schüler für ein Jahr ihr "Führer" sein sollte. In Mecklenburg ging man weniger demokratisch vor - dort wurde der Klassenführer vom Klassenlehrer ohne weitere Prozeduren und Erörterungen eingesetzt. Ich hatte die "große Ehre", in meinem 3. Schuljahr, dem letzten, das ich in Litzmannstadt absolvierte, Klassenführer zu sein.

Natürlich liefen die vorstehend bestehenden Regelungen auf Militarisierung und Ideologisierung im Sinne des herrschenden Nationalsozialismus hinaus - insbesondere strebte der nazistische Staat danach, seinen Nachwuchs von frühester Kindheit an ideologisch fest in sein politisches System einzubinden. Andererseits - es war nicht zu übersehen, daß insbesondere durch die Elemente einer gewissen Schülerselbstverwaltung in Litzmannstadt auch bewußte Disziplin und Leistungsorientierung, d. h. generell gültige Erziehungswerte, gestärkt wurden.

Es gab zu jener Zeit im deutschen Schulbetrieb immer wieder auch solche politisch motivierte Vorgaben, die von den Machthabern selbst schnell als unsinnig, bzw. wirkungslos erkannt und deshalb auch meist bald wieder zurückgenommen wurden. Im Jahre 1942 wurden z. B. an unserer Schule die Bezeichnungen der Monate durch altgermanisch volkstümelnde Phantasieprodukte ersetzt - statt "Januar", "Februar", "März" usw. hieß es nun plötzlich "Hartung", "Hornung", "Ostermond", usw. Ab 1943 waren dann wieder die altgewohnten deutschen Monatsbezeichnungen gültig.

Abgesehen von der Tatsache, daß die Mehrheit unserer Väter, bei vielen Kindern auch die älteren Brüder, zur Wehrmacht eingezogen waren, merkten wir Schulkinder 1941 und 1942 vom Krieg zunächst nicht allzu viel. Von Kampfhandlungen oder Luftangriffen war in Litzmannstadt nichts zu spüren; die Betriebe der eingezogenen Männer waren m. W. verpflichtet, Beträge etwa in der Höhe ihrer früheren Durchschnittslöhne auch weiterhin an ihre Ehefrauen monatlich auszuzahlen, so daß in den Familien zumeist eine ausreichende materielle Existenzbasis gesichert blieb.

Doch im Laufe der Zeit empfanden auch wir Kinder, daß sich einiges nachhaltig zu unserem Nachteil zu ändern begann.

Schon als Kleinkinder hatten wir erlebt, daß Deutsche, Polen und Juden in sehr unterschiedlichen Verhältnissen leben mußten. Kleinkinder hinterfragen kaum Benachteiligungen, denen ihnen persönlich fremde Menschen unterworfen sind, und so war es für die weitaus meisten von uns kleinen Deutschen selbstverständlich, daß die Welt in Litzmannstadt so war, wie sie eben war, zumal Polen und Juden ja auch keinen für uns erkennbaren Widerstand gegen das leisteten, was ihnen geschah. Das alles änderte sich ab 1943, etwa zeitgleich mit der vernichtenden Niederlage der deutschen Wehrmacht in Stalingrad.

Etwa 100 Meter, bevor unsere Ginstergasse auf die Hohensteiner Straße stieß, wurde sie von einer kleinen Nebenstraße geschnitten. Mitten auf der Kreuzung stand eine bunt angestrichene Muttergottesstatue auf einem Sockel, wie das in katholischen Ländern öfters zu finden ist. Bis auf eine waren die Familien unserer kindlichen Ginstergassen-Gemeinschaft evangelisch-lutherisch, und so war uns diese Statue im allgemeinen ziemlich unwichtig, auch mir.

Zu bestimmten katholischen Feiertagen wurde sie mit Blumen geschmückt, einige Male habe ich an ihrem Sockel auch brennende Kerzen gesehen. Das fanden wir Kinder recht hübsch, aber sonst hatten wir - zumindest die meisten von uns - zu dieser Statue keine nähere Beziehung.

Wenn ich mich nicht irre, war es zu Ostern 1943 - ich saß mit meiner Mutter nach erfolgreicher Ostereiersuche am österlichen Frühstückstisch, als auf der Straße mein Name gerufen wurde. Draußen standen meine "Schildknappen" Dieter Kunert und der kleinere Staab-Junge; sie riefen mir aufgeregt zu: "Die Figur ist kaputtgehauen worden, komm, schau dir das an!" Wir Kinder nannten die Muttergottesstatue unter uns "die Figur".

Meiner Mutter paßte es zwar nicht, daß die österliche Frühstücksstimmung gestört wurde, aber ich durfte dann doch mit den Jungen loslaufen, um mir das anzusehen, was meine Spielkameraden soeben verkündet hatten. Wir liefen die etwa 200 m bis zur Kreuzung. Tatsächlich - die Statue war vom Sockel gestoßen und - offensichtlich hatte es sich um eine Gipsfigur gehandelt - regelrecht zerstückelt worden. Der Sockel bestand aus Mauerwerk; auch er war lädiert, hatte aber dem Vandalismus mehr Widerstand entgegengesetzt, so daß er im wesentlichen erhalten geblieben war.

Rundherum standen in kleinen Gruppen etwa 40 - 50 Menschen, alle festlich angezogen, in ihrer übergroßen Mehrheit Polen; man unterhielt sich in polnisch. Es gab aber auch eine kleine Gruppe, die sich erregt in deutsch über den geschehenen Frevel austauschte. Als die Polen uns deutsche Kinder bemerkten, wurden wir ziemlich böse angesehen. Es dauerte aber nicht lange, bis aus der deutschen

Gruppe - vermutlich waren es deutsche Katholiken aus unserer Gegend - sich ein älterer Herr löste, zu uns kam und uns ansprach: "Schaut euch das gut an! Das ist Frevel! So etwas sollte unsere SS nicht tun! Hoffentlich läßt der liebe Herrgott nicht eines Tages unser ganzes Volk für solche Taten büßen! Und jetzt verschwindet ihr besser hier, ihr seid wahrscheinlich evangelische Lutheraner; aber erzählt ruhig in euren Familien, was ihr hier gesehen habt!"

Da die Zahl vor allem der Polen auf dem Platz von Minute zu Minute spürbar anwuchs - die meisten waren wohl katholische Kirchgänger auf dem Heimweg von ihrer Ostermesse - , und weil wir grundsätzlich folgsame Kinder waren, folgten wir der Aufforderung des älteren Mannes und zogen ab. Ich war etwas traurig. Die Skulptur war uns allen irgendwie vertraut geworden, mit ihrer Zerstörung erschien der Platz an der Kreuzung irgendwie leer. Zum Spielen hatte ich im Augenblick keine Lust, und so kehrte ich in unsere Wohnung zurück, erzählte alles meiner Mutter. Sie sagte nach meinem Bericht: "Dinge, die anderen Menschen heilig sind, sollte man nicht mutwillig zerstören."

Es dauerte eine kleine Weile - eine halbe, vielleicht auch eine ganze Stunde - , da hörte ich einen sich auf der Straße langsam unserem Haus nähernden Gesang; es war Kirchengesang, und es war polnischer Gesang. Meine Mutter, Janina - unser polnisches Dienstmädchen - und ich gingen auf unseren Balkon. Dort konnten wir etwas beobachten, was die Ginstergasse zu meiner Zeit nie vorher und auch nie nachher gesehen hat. Uns näherte sich ein Zug von 300 - 400, vielleicht auch 500 Menschen, die erste Reihe quer über die ganze Straße, Hand in Hand, und sang polnische Kirchenlieder. In der Mitte dieser Prozession fuhren 3 oder 4 Droschken, mit Decken und Kissen ausgelegt, auf denen die Trümmer der Muttergottesstatue liebevoll platziert waren. Der deutsche ältere Herr, der uns Kinder zuvor an der Kreuzung angesprochen hatte, ging in einer der ersten Reihen mit. Auch von Balkonen der Nachbarhäuser wurde das alles betrachtet, auf allen Balkonen herrschte Schweigen.

Als etwa die Hälfte des Zuges an uns vorbeigezogen war, schluchzte unser Dienstmädchen laut auf und lief in die Küche. Meine Mutter meinte: "Laß sie; sie ist katholisch, und für sie ist das bestimmt ein schlimmer Anblick!"

Dieser Zug am Ostersonntag 1943, dessen antideutscher Charakter unübersehbar war, und der ganz gewiß eine "nicht genehmigte Demonstration" darstellte, zog durch die ausschließlich von Deutschen bewohnte Ginstergasse, ohne das irgendjemand dagegen einschritt. Er soll sich dann noch einige Kilometer durch andere Straßen bewegt haben, bis die Droschken an einem deutschen katholischen Gemeindehaus hielten, wo die Trümmer aus den Fuhrwerken genommen und in das besagte Gemeindehaus getragen wurden.

Einige Tage später gab es zu diesen Geschehnissen einen kurzen Wortwechsel zwischen meiner Mutter und unserem Hausnachbarn, dem "PG" - d. h. Parteigenossen - Staab, bei welchem er meine Mutter zu instruieren versuchte: "Das war eine Provokation irgendwelcher Rowdies! Jedem, der das

der SS oder der SA in die Schuhe schieben will, dem sollte man auf die Finger klopfen!" Meine Mutter sagte mir anschließend nur, daß Herr Staab "eine solche Meinung" hätte; mein Eindruck war, daß auch sie dieser Umdeutung des Geschehens keinen Glauben schenkte.

Mich hat an diesen Vorgängen vor allem bewegt und auch erschreckt, daß Polen es wagten, in einer mir befremdlichen Prozession, in erheblicher Zahl, mitten durch unsere sonst so friedliche und so deutsche Ginstergasse zu ziehen; und daß von deutscher Seite niemand dagegen eingeschritten war.

Es war auch im Frühjahr 1943, als ich erstmals die gegen uns aufgestaute Wut polnischer Kinder sehr direkt und sehr persönlich zu spüren bekam.

Wenn ich zu meiner Schule wollte, konnte ich zwischen zwei Wegen wählen - entweder die Ginstergasse entlang bis zur Hohensteiner Straße, dann etwa einen halben Kilometer auf dieser Hauptstraße in Richtung Zentrum, schließlich wieder in einer Parallelstraße der Ginstergasse bis zur Schule; oder aber - und das war der kürzere, aber nicht ganz offizielle Weg - ein kurzes Stück Ginstergasse in die andere Richtung, über den Hof eines Privatgrundstückes, und dann eine kleine Nebengasse geradeaus, die fast direkt auf die Schule stieß. Der "große" Weg war in etwa 15 - 18 Minuten zurückzulegen, auf dem "kleinen" sparte man 5 - 6 Minuten.

Im Prinzip war ich angehalten, immer den großen Weg zu nutzen - wir sollten keine Privatgrundstücke betreten, insbesondere solche nicht, die zu von Polen bewohnten Häusern gehörten, wie es bei diesem Grundstück der Fall war.

Den Weg zurück von der Schule nach Hause wählte ich fast immer über die Hohensteiner Straße - da gab es immer etwas zu sehen; auch verschiedene Kinder aus der Nachbarschaft wählten gewöhnlich diesen Weg, man hatte also immer Gesellschaft. Nicht zuletzt war von Interesse, daß an dieser Straße ein Papierwarengeschäft lag, in welchem man nicht nur Schulhefte, Radiergummis, Bleistifte usw. kaufen konnte, sondern das auch ein kleines Spielzeugsortiment anbot, manches davon in seinem Schaufenster ausstellte.

Aber wenn morgens die Zeit knapp geworden war, dann lief man eben doch die kürzere, über den "Polenhof" führende Strecke.

Natürlich hatte ich - und nicht nur ich - hin und wieder unfreundliche Blicke der dort wohnenden Polen bemerkt, auch das eine oder andere Mal einen verärgerten Zuruf "Hier privat, nix Straße!" Aber viel Beachtung schenkten wir deutsche Kinder solchen Zurufen nie; es waren ja "nur Polen", und die hatten uns ja nichts zu sagen.

Meine Schulkameraden zeigten schon mal den Polen die Zunge, und es gab - von größeren Kindern - gegenüber polnischen Erwachsenen bei solchen Gelegenheiten manchmal Ausrufe wie "Halt die Schnauze, Pollak!"

Aber bei diesen gelegentlichen verbalen Auseinandersetzungen war es bis jetzt fast immer geblieben. Im Frühjahr 1943 jedoch begannen öfters einzelne Steine zu fliegen, wenn wir wieder unseren Weg über den Hof nahmen. Das war neu für uns, und der "kurze Weg" zur Schule wurde von uns zunehmend gemieden.

An einem bestimmten Schultag indessen ging ein Frühjahrsschauer nach dem anderen nieder, und auch nach Schulschluß regnete es - nicht gerade extrem stark, aber stark genug, um einen möglichst kurzen Nachhauseweg einzuschlagen. Wir mochten 6 - 8 Kinder sein, die wir uns entschlossen, allen bekannten Risiken zum Trotz, den Heimweg über das Privatgrundstück mit den uns unfreundlich gesonnenen Polen zu wagen.

Bis etwa zur Mitte des Grundstückes ging auch alles gut. Im Garten des Hauses hielt sich eine etwa gleich große Gruppe polnischer Kinder auf - sie waren etwas älter als wir, zwischen 10 und 12 Jahre alt, trotz des Regens damit beschäftigt, das Gartenland umzugraben, für die Frühjahrsbestellung vorzubereiten.

Wir deutschen Kinder waren diesmal keineswegs aggressiv gestimmt - erstens regnete es und wir wollten schnell ins Trockene, zweitens waren die Polen uns körperlich eindeutig überlegen. Der größte der Polenjungen bemerkte uns wohl als erster von ihnen, fixierte uns, warf seinen Spaten beiseite, brüllte auf polnisch "verfluchte Deutsche", bückte sich, und schleuderte - ohne daß wir ihm an jenem Tag einen besonderen Anlaß gegeben hätten - einen Erdklumpen in unsere Richtung. Wir blieben ob dieses unerhörten Vorganges zunächst stehen; ehe wir uns versahen, taten es ihm nun seine Gefährten gleich, und wir befanden uns plötzlich in einem Hagel von Erdklumpen; auch einige Steine flogen. Das löste sehr schnell unsere Erstarrung, wir liefen so schnell wie möglich vom Grundstück, in unsere rettende Ginstergasse.

Ich war von keinem der Wurfgeschosse getroffen worden, 2 oder 3 Kinder unserer Gruppe hatten den Erdklumpen nicht ausweichen können, eines jedoch - ein Junge aus meiner Klasse - war von einem Stein am Kopf verwundet worden, und die Wunde blutete auch ein wenig.

Bedeutendere Folgen für das getroffene Kind hatte diese Verletzung nicht; nach einigen Tagen waren die Schmerzen vergessen, nach einigen Wochen war von seiner Wunde nichts mehr zu sehen.

Für die Polen hatte dieser Zwischenfall dagegen verheerende Konsequenzen.

Noch am Abend des gleichen Tages fuhr ein LKW mit deutschen Schutzpolizisten vor; das Haus wurde umstellt, einige erwachsene Polen - vermutlich die Väter der Stein- und Erdeschleuderer - wurden abgeführt. Mehrere Tage lang stand ständig ein Polizist auf dem besagten Hof, der auch uns deutschen Kindern mit Nachdruck klar machte, daß man auf fremden Grundstücken - wem immer sie gehören mögen - nichts zu suchen hat.

Eines Morgens war dann das ganze Haus über Nacht von seinen Bewohnern geräumt worden. Türen und Fenster wurden mit Brettern vernagelt; das Haus war auch zum Zeitpunkt meiner Evakuierung aus Litzmannstadt im Sommer 1944 unbewohnt.

Diese Vorgänge in der Nachbarschaft unserer Ginstergasse kamen hin und wieder in den Familien ihrer deutschen Bewohner zur Sprache. Ich erinnere mich, daß meine Mutter damals nachdenklich meinte: "Vielleicht wollen die polnischen Kinder auch zur Schule gehen und etwas lernen, vielleicht fühlen sie sich ungerecht zurückgesetzt, und haben deshalb schließlich auf euch mit Steinen geworfen." In der Tat war das damalige Geschehen für mich ein Anstoß, zu überlegen, ob "die Polen eigentlich auch Menschen" seien. Ich kam letztenendes zur Auffassung, daß sie es sind.

Stark beeindruckt in diesem Sinne hat mich ein anderer Vorfall, der sich im Frühsommer 1943 ereignete. Mein "ordentlicher" Schulweg führte - wie schon geschildert - auf die Länge etwa eines halben Kilometers längs der Hohensteiner Straße, auf der auch die Straßenbahn Richtung Zentrum - und zurück - fuhr; mein Schulweg führte hier ziemlich exakt von einer Straßenbahnhaltestelle bis zur nächsten. Wir hätten also - rein theoretisch - die Teilstrecke auf der Hauptstraße per Straßenbahn zurücklegen können. Aber das machte fast niemand von uns, es war zu umständlich.

Es gab einige Ausnahmen - unsere "Todesspringer". Das waren 4 oder 5 Jungen aus den 6. und 7. Klassen, die - ausreichendes Publikum vorausgesetzt - darin wetteiferten, auf die anfahrende Straßenbahn aufzuspringen, und - wenn der Schaffner nahte - auch bei relativ großem Tempo wieder abzuspringen. Dieses Spektakel wurde nicht an jedem Tag nach Schulschluß geboten, aber doch recht oft, und auch ich habe einige Male diese spannende Vorführung erlebt. Die "Todesspringer" wurden von uns Kleinen - und wahrscheinlich auch von der Weiblichkeit ihrer eigenen, höheren Klassenstufen - gebührend bewundert.

Es war einige Wochen nach den Vorgängen um den Polenhof, da bemerkte ich, daß eine Straßenbahn nach dem Anfahren an der Haltestelle hart bremste, stehenblieb, und sich sofort ein Menschenauflauf bildete. Als Kind ist man neugierig. Man neigt dazu, schnell dorthin zu laufen, wohin sich andere mit besonderer Aufmerksamkeit zu bewegen scheinen, um zu sehen, was diese Anziehung ausübt. Auch ich lief zu dem schnell wachsenden Menschenknäuel.

Die Szene war seltsam und befremdlich. Eines unserer Idole, ein "Todesspringer" aus der 6. Klasse, stand mit ziemlich verschmutzter Kleidung, bleich, mit schlotternden Knien da; ein kräftiger Pole mittleren Alters, gleichfalls mit verschmutzter Kleidung, hatte ihn am Kragen gepackt und schimpfte in hoher Erregung, auf polnisch, auf ihn ein. Wieder hörte ich die polnischen Worte für "verfluchter Deutscher", aber keiner der Umstehenden, in der Mehrzahl Deutsche, sagte etwas dazu; im Gegenteil,

die meisten von ihnen schauten betreten drein, und eine gepflegte ältere deutsche Dame versuchte sogar, die Schmutzspuren auf der Kleidung des Polen mit ihrem Taschentuch zu mindern, ihn mit Worten wie: "Sie waren sehr mutig, wir danken ihnen, er wird es sicherlich auch nicht wieder tun!" etwas zu beruhigen.

Was war geschehen? Unser "Todesspringer" war bei seinem Aufsprungversuch vom Trittbrett abgerutscht und zwischen Triebwagen und Anhänger gestürzt. Der Pole - man sagte, er wäre vor dem Krieg ein bekannter Sportler gewesen - hatte die Situation blitzartig erfaßt, den Springer mit schnellem Zugriff an einem Bein gepackt und zwischen Triebfahrzeug und Hänger wieder herausgezerrt, bevor er durch die Räder des Hängers überrollt wurde; dabei war er selbst zu Fall gekommen. Mir war, als ich das aus den Gesprächen der Umstehenden heraushörte, sofort klar - hier hatte ein Pole einem deutschen Jungen das Leben gerettet, während alle anderen, auch deutsche Erwachsene, das Geschehen reaktionsunfähig registriert hatten.

Und er dürfte es von vornherein gewußt haben, daß es sich um ein deutsches Kind handelte - mein Schulkamerad trug, wie damals die meisten Jungen seines Alters, einige Uniformstücke des Deutschen Jungvolks, die ein polnischer Junge nie angelegt hätte.

Solche Erlebnisse verändern natürlich nicht abrupt "längerfristige Grundüberzeugungen", aber sie zwingen zum Nachdenken, und sie sind Elemente der Herausprägung differenzierterer Sichtweisen. Es dürfte gleichfalls im Frühjahr oder Frühsommer 1943 gewesen sein, als Janina, unser polnisches Hausmädchen, massiv zahnkrank wurde.

Im Notfall konnten damals im "Gau Wartheland" auch Polen einen Zahnarzt aufsuchen. Janina ging also nach Anmeldung durch meine Mutter zu einem deutschen Zahnarzt, der eine völlig vereiterte Zahnwurzel diagnostizierte, die bei den damals gegebenen Möglichkeiten nur durch das Ziehen des Zahnes beseitigt werden konnte.

Das wurde Janina mitgeteilt; sie wurde nach Hause geschickt, um sich zu überlegen, ob sie sich wirklich den Zahn ziehen lassen wollte. Da die Schmerzen in den nächsten Tagen unerträglich wurden, entschloß sich unser Hausmädchen, der Entfernung des Zahnes zuzustimmen und ging - nach erneuter Anmeldung - noch einmal zum Zahnarzt. Nach etwa 2 Stunden kam sie, aschfahl im Gesicht, sich kaum auf den Beinen haltend, wieder zu uns in die Wohnung zurück und warf sich vor Schmerzen wimmernd, aus dem Mund blutend, auf ihr Bett.

Ihr war, wie vorgesehen, der bewußte Zahn gezogen worden; jedoch, da sie eine Polin war, hatte sie die ganze zahnärztliche Prozedur ohne jede Betäubung überstehen müssen. Das war selbst für mich bornierten kleinen deutsch-baltischen Sprößling schwer faßbar. Gewiß, sie war "nur" eine Polin, aber,

etwa 17 - 18 Jahre alt, war sie mir mehr als nur ein Dienstmädchen. Sie war im Laufe der Zeit so etwas wie eine ältere Schwester geworden, die mir mein Essen zubereitete, mir bei der Körperpflege half. Und die bei der häufigen arbeitsbedingten Abwesenheit meiner Mutter mir immer eine sehr nachsichtige Aufsichtsperson gewesen war. Ich fand es schlimm, daß man ihr diese Tortour angetan hatte, und war damals dem Zahnarzt sehr böse.

Meine Mutter konnte für die bei ihrem polnischen Hausmädchen seitens des deutschen Stomatologen unnachgiebig praktizierte "zahnärztliche Versorgungsvorschrift" ebenfalls kein Verständnis aufbringen. Doch - nachdenklich ermahnte sie mich auch, darüber andernorts nicht zu sprechen: "Man weiß nicht, wie es verstanden wird!"

Die unzweideutigen Zeichen bedrohlicher Konflikte zwischen uns - in der Mehrheit zugezogenen - Deutschen und den angestammten Bewohnern des Landes häuften sich im Laufe der Jahre 1943 und 1944 zusehends.

Mir ist z. B. gut erinnerlich, wie die im Warthegau ausgehängten Listen von zum Tode verurteilten und Hingerichteten von Monat zu Monat länger wurden. Es waren meist polnische Namen, die auf diesen Listen standen. Als ich 1944 nach Kühlungsborn evakuiert wurde, fiel mir auf, daß der Aushang solcher Listen in Mecklenburg unüblich war.

Irgendwie drängte sich auch uns 8- bis 9Jährigen die Frage auf, warum die Zahl jener, die ihr Leben durch den Scharfrichter lassen mußten, immer größer wurde.

Die erschütterndsten Eindrücke der Litzmannstädter Zeit, die mich über meine ganze spätere Kindheit und Jugend am nachhaltigsten beschäftigten, stammten aus Wahrnehmungen, die ich anläßlich meiner gelegentlichen Straßenbahnfahrten durch das jüdische Ghetto machte.

Wie schon ausgeführt, lag das Ghetto zwischen dem Stadtzentrum und unserem vorstädtischen Villenviertel Heinzelshof. M. W. war die vom Norden in das Stadtzentrum führende Hauptverkehrsstraße, die Hohensteiner Straße, der einzige für den öffentlichen Verkehr freigehaltene Weg, der quer durch das Ghetto führte.

Links und rechts der eigentlichen Fahrbahn zogen sich auf der Bordsteinkante errichtete Stracheldrahtzäune hin, von der einen Seite durch Polizei und SS, von der anderen Seite durch jüdische Posten gesichert. Auch diese Männer trugen eine Art Uniform, z. B. Schirmmützen und gelbe Armbinden mit schwarzen Rändern und einem schwarzen Davidstern. Die Gehsteige der Hohensteiner Straße waren auf diese Weise für die Ghetto-Bewohner nutzbar geblieben.

In den ersten Jahren nach der Ghetto-Errichtung war auch Pferdefuhrwerken und Radfahrern die

Passage auf der Fahrbahn der Hohensteiner Straße durch das Ghetto erlaubt, später war sie nur für Kraftfahrzeuge und die Straßenbahn gestattet; für Fußgänger war die Passage von Anfang an verboten. Es sollte dadurch offensichtlich jede Möglichkeit einer Kontaktaufnahme zwischen den jüdischen Ghetto-Bewohnern und der Außenwelt unterbunden werden.

Die Straßenbahn durchfuhr die etwa 3 - 4 km lange Strecke durch das Ghetto mit nur einem einzigen, kurzen Halt. Etwa in der Mitte der Ghetto-Anlage war der "Ring", ein großer Platz mit Ringverkehr. An diesem Platz lag, außerhalb der Stacheldrahtzäune, ein relativ großes, dreistöckiges stabiles Gebäude, in welchem die deutsche Ghetto-Oberaufsicht, die Zentralwache der deutschen Polizei und die Zentrale der SS-Wachmannschaften untergebracht waren. Ab 1941 wurde die Ringhaltestelle nur von den dort beschäftigten Personen benutzt, anderen wurde der Aufenthalt auf dem Ringgelände grundsätzlich verboten.

Im Sommer 1940 habe ich es noch erlebt, daß neben dem Ring ein großer Bauernmarkt florierte; Ende 1940 wurde er geschlossen, die Fläche dem Ghetto-Areal zugeschlagen und - wie das ganze Ghetto - durch einen Stacheldrahtzaun vom Ring abgetrennt.

Es gab, soweit ich mich erinnern kann, zwei hölzerne, brückenartige Übergänge über die Fahrbahn und die Straßenbahngleise der Hohensteiner Straße, über welche die im Ghetto eingepferchten Juden von der einen Seite zu der anderen Seite des Ghettos gelangen, die Straße überqueren konnten. Da nur diese beiden Nadelöhre zwei ansonsten getrennte Hälften eines zeitweise von Hunderttausenden Menschen bevölkerten Gebietes verbanden, herrschte auf den Übergängen stets erhebliches Gedränge. Daneben gab es 4 oder 5 Übergänge zu ebener Erde, die in größeren Zeitabständen für 2 - 3 Minuten geöffnet wurden, um einen gewissen Fahrzeugverkehr innerhalb des Ghettos möglich zu machen. Anfangs verkehrten auch Pferdefuhrwerke, später sah man fast ausschließlich nur von Menschen gezogene und geschobene Karren.

Da für deutsche Kinder - ebenso wie für polnische oder beliebige andere Kinder - die Welt des Ghettos eine verbotene Welt war, hatte sie für uns immer etwas Geheimnisvolles; man schaute als Kind sehr aufmerksam aus dem Fenster, wenn man wieder einmal mit der Straßenbahn "in die Stadt" fuhr, denn allzu oft fand das für die allermeisten von uns nicht statt.

In der ersten Zeit nach unserer Ansiedlung hatte ich den Eindruck, daß dort die gleichen Menschen wie außerhalb des Ghettos lebten. Abgesehen vom gelben sog. "Judenstern", den jeder Jude tragen mußte, waren die Ghetto-Bewohner so gekleidet, wie Deutsche oder Polen auch; auffallend Unterernährte oder elend aussehende Passanten waren zunächst kaum zu bemerken. Das Ghetto wirkte weder leer noch überfüllt. Es war jene Zeit, in der fast ausschließlich die lodzer Juden und die Juden aus der näheren Umgebung dorthin verbracht worden waren - früher sowohl reiche, nicht selten sogar sehr reiche, wie auch weniger wohlhabende Juden, sowohl schlichte Landleute, als auch elegante Groß-

stadtbewohner. Alles in allem hatte man in dieser ersten Zeit als durchfahrender Straßenbahnpassagier den Eindruck eines zwar irgendwie beengten, doch geordneten Lebens im Ghetto.

Das sollte sich bald ändern - das Ghetto wurde offensichtlich voller und voller. Und neben den gut gekleideten und normal genährten konnte man immer mehr Menschen sehen, die mit Sicherheit bittere Not litten, ausgezehrt und verzweifelt aussahen. An den Straßenecken und in den Eingängen belebter Häuser fanden sich mehr und mehr ausgemergelte, erschreckend unterernährte, bettelnde Kinder. Die Pferdefuhrwerke des Ghettos verschwanden im Laufe der Zeit völlig, auch die Jauchewagen – Litzmannstadt hatte keine durchgängige Fäkalienkanalisation - wurden jetzt, oft mit letzter Anstrengung, von Männern gezogen.

Die einzigen Personen, die auf jüdischer Seite noch einigermaßen bei Kräften zu sein schienen, waren die jüdischen Sicherheitskräfte, die mit ihren Gummiknüppeln auch sehr rigoros umgehen konnten, wenn die anderen Juden ihren Anweisungen nicht sofort Folge leisteten. Die deutschen Wachmannschaften hielten sich bei solchen, mehr oder weniger banalen Auseinandersetzungen in der Regel zurück.

Das war - wie wir später erfuhren - die Zeit, als das Litzmannstädter Ghetto als Zwischenstation für deutsche und andere Juden auf ihrem Weg in die Vernichtungslager dienen mußte. Wer erst vor kürzerem in das Ghetto verbracht worden war, verfügte zumeist noch über ordentliche Kleidung und war in der Regel ausreichend ernährt. Einige Monate Ghetto-Leben änderten das alles radikal zum Schlimmen.

Im Jahr 1944 schien die Bevölkerungsdichte des Ghettos wieder zurückzugehen. Und das, was man bei einer Straßenbahnfahrt sehen konnte, begann allmählich durchweg einen grauenvollen Eindruck zu hinterlassen - es gab fast nur Elendsgestalten, die Straßen waren verdreckt, überall Schmutz und Verfall, in den Augen der Menschen Apathie und Hoffnungslosigkeit.

Und auf dem Ringplatz begann ein eigenartiger Berg zu wachsen - Koffer, Taschen und zu Transportbehältnissen geschnürte Pappkartons; vor allem aber Koffer verschiedener Größe und Fertigungsqualität, d. h. Vulkanfiber-Koffer, Stoffkoffer, Holzkoffer, Lederkoffer, usw. Der Berg war im Ansatz schon im Herbst 1943 zu erkennen, er wuchs - den Unbilden der Witterung schonungslos ausgesetzt - im Winter und weiter im Frühjahr 1944. Als ich im Sommer 1944 evakuiert wurde, war er nur wenig niedriger als das dreistöckige Gebäude der Ghettowache, mindestens 5 m hoch, und bedeckte die gesamte innere Fläche des großzügig angelegten Kreisverkehrs.

Wir Kinder machten uns unsere Gedanken über diese Koffer - eine plausible Erklärung konnten wir nicht finden, und die Erwachsenen wollten sie uns auch nicht geben. Erst nach dem Krieg wurde bekannt, daß es das Reisegepäck jener Juden war, die unter der Vorspiegelung der Umsiedlung in besser versorgte Lager in die Gaskammern gelockt wurden. Zum Töten durch Auszehrung und

Verhungernlassen war nun auch im Litzmannstädter Ghetto als Methode des Holocaust der direkte Mord getreten.

Etwa 2 - 3 km nordöstlich von Heinzelshof lag ein großer Friedhof, und zum Friedhof gehörte das größte Krematorium der Stadt.

Wer in den 30er oder 40er Jahren in der Nähe eines Krematoriums gelebt hat, der wird wissen, daß die damals übliche Methode der Leichenverbrennung immer einen tiefschwarzen, gewissermaßen "fetten" Qualm und Rauch ergab.

Wir konnten von unseren Häusern es bei gutem Wetter stets sehr schnell aus-machen, wenn das Krematorium wieder einmal seine Arbeit tat, und wir kannten schon als 6 oder 7-Jährige damals den Zweck von Krematorien.

In den Jahren 1940 und 1941 pflegte nur etwa 2 - 4mal täglich der bewußte Qualm und Rauch aufzusteigen. In den Folgejahren rauchten die Krematoriumsschornsteine von Jahr zu Jahr häufiger, im Jahr 1944 gab es dann kaum noch Pausen.

Nach dem Krieg wurde bekannt, daß in Litzmannstadt eine besonders perverse Variante der Entwicklungen des deutschen Lkw-Baues zum Einsatz kam - geschlossene Kastenwagen, die ihre Auspuffgase in den mit Sitzbänken ausgestatteten Kasten leiteten. Die Juden wurden aufgefordert, zwecks "Vornahme des anstehenden Transportes in ein anderes Lager" dort Platz zu nehmen. Anschließend fuhr das Auto mit geschlossenem Kasten direkt zum Krematorium, wo die Leichen der unterwegs durch die Auspuffgase Getöteten ohne weitere Verzögerung verbrannt wurden.

Spätestens ab 1943/Anfang 44 gab es vermutlich mehr Tote durch Auszehrung und Mord als Zugänge, das Ghetto wurde entvölkert.

Wenn man das Thema "Ghetto" zu Hause anschnitt, wurde schnell abgelenkt. Das Thema rührte an heikle Tabu-Zonen. In Litzmannstadt dürfte damals jedem Erwachsenen bewußt gewesen sein, daß mit den Juden des Ghettos sehr, sehr Schlimmes geschah, wenngleich man die Details des grauenvollen Geschehens sicherlich im allgemeinen nicht kannte, nicht kennen durfte, und nicht kennen wollte.

Mit der Abreise meines Vaters an die Ostfront im nordfinnischen Lappland war die fröhlich-optimistische, von Zukunftsgewißheit getragene Grundstimmung unserer Familie aus dem Jahre 1940 verflogen, und die allgemeine Stimmung in unserem Hause sollte in den folgenden Jahren, bis zum Ende unserer Litzmannstädter Zeit, gedrückt bleiben. Meine Mutter sorgte sich Monat für Monat mehr um ihren Mann, und natürlich machte sich meine nun bei uns wohnende Großmutter - die Mutter meines Vaters - immer mehr Sorgen um das einzige ihr verbliebene Kind. Gewiß im Zusammenhang auch damit verschlimmerte sich ihr Magenleiden immer mehr. Ab Frühjahr 1942 war sie stets von Schmerzen geplagt, wir litten mit ihr. Das Klavier blieb zunehmend verwaist, da weder meine Mutter noch ich

den Umgang mit diesem Instrument - im Gegensatz zu meinem Vater und seiner Mutter - bisher gelernt hatten.

Eine zunehmende Rolle für das aktuelle Familienklima begannen die täglichen Nachrichtensendungen des Rundfunks zu spielen. Meine Mutter war immer erleichtert, wenn von der Lapplandfront keine größeren Kämpfe gemeldet wurden. Gut erinnere ich mich an das Hoffen und Bangen im Zusammenhang mit der Stalingrader Kesselschlacht 1942/43 und die allgemeine tiefe Depression nach dem Untergang der Paulus-Armee.

Mein Vater hat während des Krieges 3 oder 4mal Heimaturlaub bekommen, als betagter "Freiwilliger" und Familienvater wurde er in dieser Angelegenheit vermutlich ein wenig bevorzugt. Wenn mein Vater zu Hause war, bemühte er sich, im Kreise der Familie einen gewissen Optimismus auszustrahlen, auch um die Sorgen seiner Ehefrau und seiner Mutter in Bezug auf seine eigene Person abzumildern.

Durch Zufall wurde ich eines Urlaubsabends Zeuge eines im Flüsterton geführten Schlafzimmergespräches meiner Eltern. Meine Mutter klagte über viele schlimme Dinge, die kaum übersehbar an Polen und Juden verübt wurden, worauf mein Vater in etwa erwiderte: "An der Front sind wir uns eigentlich inzwischen alle einig - natürlich müssen wir erst diesen verfluchten Krieg zu einem guten Ende bringen, doch dann muß es den Goldfasanen an den Kragen gehen!" Meine Mutter versuchte diesen nur mühsam beherrschten Zornesausbruch zu relativieren, insbesondere Hitler irgendwie zu entschuldigen - "ich kann mir nicht vorstellen, daß der Führer das weiß, oder gar befohlen hat!" - , worauf mein Vater erregt erwiderte: "Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Hitler das ganze Reich kommandiert, aber mit den schlimmen Sachen nichts zu tun hat! Wenn der Krieg zu Ende ist, werden wir ja sehen, wo er steht!"

Ich war durch diesen Wortwechsel stark aufgewühlt, schlich wieder in mein Bett, konnte sehr lange nicht einschlafen. Ich wußte, welche Folgen solche Reden haben können, wenn ihr Inhalt nach draußen dringt; und so behielt ich alles streng für mich. Auch meinen Eltern habe ich nie erzählt, daß ich - es war wirklich Zufall - sie damals belauscht hatte.

In ihrer Schule hatte sich meine Mutter mit einem Ehepaar Marschner - einem Lehrerehepaar - befreundet; die Familien begannen, sich in mehrmonatigen Abständen zu Hause zu besuchen. Herr und Frau Marschner waren etwa 6 - 8 Jahre jünger als meine Eltern, kinderlos, und kamen aus einem ländlichen Gebiet des Altreiches, waren also "Reichsdeutsche". Sie waren beide glühende Anhänger Adolf Hitlers; überwältigt von den neuen, im Osten auf sie einströmenden Eindrücken, hatten sie ein echtes Interesse an den historischen Wurzeln des Deutschtums im polnisch-baltischen

Raum. Beide waren sie NSDAP-Mitglieder; wenn ich ihre damaligen Auffassungen auf meinen heutigen Erfahrungshintergrund projiziere, dann würde ich die Marschners am ehesten als naive Idealisten, gar utopische Sozialisten mit einem sehr starken deutsch-nationalen Touch bezeichnen. Meinen Eltern waren sie unverkennbar interessante Gesprächspartner, sprachen sie doch auch recht freimütig über die Verhältnisse in ihrer ursprünglichen reichsdeutschen Heimat - ein Themenkreis, der bei Gesprächen zwischen "Reichsdeutschen" - einerseits - und "Volks-", bzw. "Balten-Deutschen" - andererseits - von den Gesprächspartnern aus dem Altreich typischerweise weitestgehend ausgespart wurde.

Bei ihren letzten Besuchen in unserer Wohnung wirkten Herr und Frau Marschner längst nicht so locker und aufgeräumt, wie ich sie zu Beginn unserer Bekanntschaft kennengelernt hatte. Eines Tages - es muß im Herbst 1943 gewesen sein - kam meine Mutter von ihrem Schuldienst sehr niedergeschlagen nach Hause. Sie erzählte mir, daß Herr Marschner ihr vertraulich mitgeteilt habe, daß er "das, was von ihm als Parteigenosse und mittleren SA-Führer verlangt werde" nicht mehr mitmachen könnte, und sich umgehend für den Einsatz an der Front melden werde. Meine Mutter war daraufhin mit den Marschners in deren Wohnung gefahren. Dort offenbarte das Ehepaar ihr, daß Herr Marschner in letzter Zeit fast wöchentlich zumindest einen nächtlichen "Unterstützungseinsatz" leisten mußte, bei welchem er mit seinem SA-Sturm - zumeist ältere Büroangestellte - SS- und Polizeiaktionen zur Verhaftung halbjüdischer oder polnischer Familien abzusichern hatte. Es war dabei wiederholt zu für ihn unerträglichen Szenen gekommen, z. B. dann, wenn kleine Kinder - vermutlich für immer - von ihren Müttern brutal getrennt wurden. Er "werde psychisch damit nicht fertig", und er hätte sich schon überlegt, sich mit seiner Dienstwaffe zu erschießen. Schließlich hätte er sich aber entschlossen - und seine Frau billigte das - an die Front zu

Gewöhnlich vermied es meine Mutter, derartige Fragen im Gespräch mit mir eingehender zu behandeln - aber das, was sie von den ihr inzwischen näherstehenden Menschen erfahren hatte, löste an jenem Tag ihre Selbstkontrolle mir gegenüber.

gehen. "Der Krieg muß jetzt schnell entschieden werden, sonst gibt es für den Nationalsozialismus

keine Zukunft! Er darf nicht weiter entarten!"

Sie fing zu weinen an, und sagte zu mir sinngemäß: "Sollte tatsächlich an der Propaganda des Feindes etwas dran sein, daß wir diesen Krieg in Wahrheit nicht zur Befriedung Europas führen, sondern um andere Völker zu unterdrücken - es wäre schrecklich! Und dafür lassen unsere besten Männer ihr Leben!" Sie ging in das Schlafzimmer, schloß die Tür hinter sich. Als das Schluchzen allmählich nachließ, zog ich mich, ziemlich verwirrt, in die Küche zurück. Es dauerte einige Zeit, bis meine Mutter, wieder gefaßt, zu mir kam und mich - wie ich es inzwischen schon einige Male erlebt hatte -

dringend bat, von dem eben von ihr Gehörten niemandem etwas weiterzuerzählen, auch in der Familie nicht.

Herr Marschner hat sich - wie angekündigt - freiwillig für die Ostfront gemeldet, wurde sofort eingezogen und nach einer kurzen Ausbildung an die Front geschickt.

Wenige Monate später wurde in der Schule meiner Mutter bekannt gegeben, daß der "SA-Sturmführer und Parteigenosse Marschner, unser lieber und verdienstvoller Kollege", sein Leben an der Ostfront für "Führer, Volk und Vaterland" gelassen hat.

Seine Witwe ließ sich unverzüglich in das Altreich zurückversetzen. Der Kontakt zwischen den beiden Frauen brach abrupt ab, wurde niemals wieder aufgenommen.

Ein Mann, der damals eine große Rolle bei Entwicklung und Prägung der politischen Meinungsbildung unserer gesamten Familie gespielt hat, ist mein "Onkel" Hermann Metzger gewesen. Hermann Metzger war der Ehegatte einer Cousine meines Vaters, von Ortrun Metzger, geb. Kopfstahl, einer Tochter von Tante Olly, einer Schwester meiner bei uns wohnenden Großmutter Angelika Akkermann. Er war also ein "echter angeheirateter Cousin" meines Vaters. Für mich war Onkel Hermann somit ein "angeheirateter Onkel 2. Grades"; da auch Metzgers - die früher in Riga gelebt hatten - in Litzmannstadt angesiedelt worden waren, sah man sich jetzt öfter, lud sich z. B. zu den Geburtstagsfeiern ein. Onkel Hermann war für mich von Anfang an eine hochinteressante Persönlichkeit. Schon seine physische Erscheinung war beeindruckend - mit einer Körpergröße von über 1,90 m war er für die damalige Zeit ein Riese. Er war schlank - ohne dünn zu sein - und er hatte eine ausgezeichnete Haltung. Auch seine Frau - genannt Tante Duddy - war eine stattliche Dame, knapp 1,80 m groß. Wo die beiden als Ehepaar erschienen, fielen sie natürlich auf. Aber Onkel Hermann war nicht nur stattlich und groß - er war auch, von jungen Jahren an, immer Berufsoffizier gewesen; und das war für ein männliches Schulkind jener Zeit zweifelsohne ein "Fascinosum an sich".

Begonnen hatte er seine Karriere noch in der Armee des Zaren; als Deutscher war er - wie Edgar, der Bruder meiner Mutter - im 1. Weltkrieg an einer Front eingesetzt worden, an der militärische Auseinandersetzungen der Zarenarmee mit deutschem Militär höchst unwahrscheinlich waren, an der russisch-türkischen Front im Kaukasus. Nach der Revolution hatte er einige Zeit unter "weißen" Generalen gekämpft. Nach dem Sieg der Roten Armee im Bürgerkrieg war es ihm gelungen, "unterzutauchen". Und etwa 1922 - als in Riga geborener Deutscher - war er, wie mein Vater, legal nach Lettland zurückgekehrt. Er bewarb sich umgehend in der neu gegründeten lettischen Armee, wurde angenommen, hatte dann die Cousine meines Vaters geheiratet, hatte sich 1938 zum Hauptmann hochgedient.

1939 bat er um seinen Abschied, um - wie die meisten Deutsch-Balten - in das Deutsche Reich umsiedeln zu können. Der ehrenvolle Abschied wurde ihm gewährt, noch 1939 kam er mit seiner Ehefrau in Deutschland an, wurde - wie wir - eingebürgert, und meldete sich als Berufsoffizier sofort für den Dienst in der deutschen Wehrmacht.

Sein letzter lettischer Dienstgrad - Hauptmann - wurde von der Wehrmacht akzeptiert. Da er inzwischen über 40 Jahre alt war, erfolgte zunächst kein Fronteinsatz, sondern "Heimatverwendung". Das änderte sich nach Eröfffnung der Feindseligkeiten mit der Sowjetunion. Er wurde einem Divisionsstab zugeteilt, wo er, polyglott wie die meisten Deutsch-Balten, in den Jahren 1941 - 1943 mit der Beschaffung und Auswertung russischsprachiger Feindinformationen befaßt war. Onkel Hermann war also ein Mann, der sehr viel wußte, mehr Einblicke in das Frontgeschehen und das Geschehen hinter der Front hatte, als irgendjemand sonst in unserer Familie. Ähnlich wie mein Vater, war er während des Krieges 3 oder 4mal auf Heimaturlaub, und bei jedem Urlaub war er an einem Nachmittag mit Tante Duddy bei uns zu Besuch. Es war schon etwas Besonderes, sich vor den Spielkameraden mit einer so imponierenden Erscheinung in der Ausgangsuniform eines Hauptmanns der Wehrmacht - z. B. bei der Verabschiedung an der Grundstücksgrenze - sehen zu lassen. Und auch auf meine wohl noch sehr kindlich-naiven Fragen ließ er sich stets ein, die sich - knabengemäß - vor allem auf Waffen und Waffenwirkungen bezogen. An der Kaffeetafel gab es immer zunächst den üblichen allgemeinen Familienplausch; nachdem die Tafel aufgehoben war, wurde ich - wie bei anderen Besuchen - zum Spielen geschickt. Wenn Onkel Hermann und Tante Duddy gingen, war

In besonderer Erinnerung ist mir der letzte Besuch der beiden geblieben, es muß im Frühjahr 1944 gewesen sein.

meine Mutter immer sehr ernst.

Es sei eingefügt, daß Onkel Hermann etwa Anfang 1943 zum Major befördert worden war; ich erinnere mich noch, welche Ehrfurcht mich damals angesichts der doch recht seltenen silbernen Raupen-Schulterstücke erfaßte.

Zu dem erwähnten letzten Besuch ein Jahr später kam zu uns ein durch und durch verbittert wirkender Mann, der - seinen Dienstrangabzeichen nach zu urteilen - wieder "nur" Hauptmann war. Ich habe ihn damals bei unserem Abschied - es sollte unsere letzte Begegnung sein - vorsichtig gefragt, warum er so traurig sei.

Die letzten Worte, die ich von ihm darauf gehört hatte, waren: "Das ist mit einem Satz nicht zu beantworten; vielleicht kann dir das deine Mutter erklären. Auf jeden Fall mußt du in unserer heutigen Welt - was andere auch von dir verlangen sollten - immer ein braver Sohn deiner Eltern sein, soll da kommen was will!"

Dann strich er mit seiner Hand mir über den Schädel - das hat er sonst nie getan - und die Erwachsenen gingen zur Verabschiedung in das Treppenhaus. Ich war eigenartig berührt, die soeben erfahrene Geste war in unserer Familie nicht üblich. Und ich wußte, daß er selbst keine Kinder hatte.

Als er mit seiner Frau die Treppe herunterging, blickte ich ihnen aus der Wohnungstür nach.

Er bemerkte das, lächelte mir zu, und grüßte mich kurz, halb ernsthaft, halb im Scherz mit einem militärischen Gruß, d. h., mit dem Anlegen der rechten Hand an den Mützenschirm. Auch das irritierte mich, denn zu dieser Zeit war in der Wehrmacht der "deutsche Gruß" mit "Heil Hitler" und erhobenem rechten Arm längst Vorschrift.

Was mit Onkel Hermann geschehen war, hat mir meine Mutter erst nach dem Krieg weitergegeben. Er war degradiert worden, durfte seine Familie noch einmal besuchen, bevor er - mit Stabsdienstverbot belegt - an einem anderen Frontabschnitt die Führung einer in vorderster Linie liegenden Kompanie zu übernehmen hatte. Der Anlaß seiner Degradierung war ein von ihm in schriftlicher Form verfaßter und auf dem ordnungsmäßigen Dienstweg eingereichter Protest gegen ihm bekannt gewordene Erschießungen von Frauen und Kindern durch ein deutsches Wehrmachts-Sonderkommando. Das hatte die Anstrengung eines Kriegsgerichtsverfahrens wegen "Wehrkraftzersetzung" zur Folge - nicht gegen den Kommandeur des Sonderkommandos, sondern gegen meinen Onkel. Letztlich ging das ganze noch glimpflich für ihn aus - das Verfahren wurde niedergeschlagen, er wurde aber wegen "fehlerhaften militärischen Verhaltens" zum Hauptmann degradiert und auf ein Frontkommando abgeschoben.

Ich habe Onkel Hermann nie wieder gesehen; er sollte ein wahrlich bitteres Schicksal erleiden. Den Krieg überlebte er, wurde nach relativ kurzer sowjetischer Gefangenschaft schwer krank zu seiner Frau entlassen, die sich nach Sachsen-Anhalt geflüchtet hatte.

Für ihn als ehemaligem Berufsoffizier war es nach Kriegsende besonders schwer, eine von ihm auf Dauer ausübbare Tätigkeit zu finden. Er versuchte, sich mit gelegentlichem Dolmetschen über Wasser zu halten. Das fiel offensichtlich den örtlichen sowjetischen Sicherheitsorganen auf; er wurde von ihnen zu einer "eingehenden Einvernahme" vorgeladen, wo er seinen Lebenslauf getreulich im einzelnen darstellte. Damit war es um ihn geschehen - als ehemaliger "weißer" russischer Offizier verhaftete man ihn einige Tage später, deportierte ihn anschließend in die Sowjetunion.

Nach einem halben Jahr - m. W. im Frühjahr 1946 - erhielt seine Frau von sowjetischer Seite die lapidare Nachricht, daß er verstorben sei.

Der Krieg wurde in den Jahren 1943 und 1944 immer mehr zum bestimmenden Element unseres Lebens. Auch das Spielen von uns Kindern reflektierte immer stärker das, was in unserer Umgebung zum dominierenden Gesprächsstoff geworden war - Kämpfen, Waffen, Vernichten, Angreifen, Verteidigen; und vor allem, natürlich, Siegen!

Der düstere Glanz all dessen nahm insbesondere uns Jungen gefangen, wohl auch deshalb, weil wir die wirklich bedrohlichen Seiten des ganzen Geschehens in ihrer Wirkung gegen uns selbst bisher fast überhaupt nicht erlebt hatten. Die wenigen Situationen, in denen es sich angedeutet hatte, daß Kampf und Krieg sich auch gegen uns Deutsche richten können, waren uns zwar meist im Gedächtnis geblieben - doch niemals waren sie für uns wirklich gefährlich geworden, seltene Ausnahmen im Alltagsgeschehen. Und in Schule, Rundfunk, in den Zeitungen, - auch im Elternhaus - wurde über das Schlimme an der Front oder über die Bombardierungen westdeutscher Städte so gut wie überhaupt nicht gesprochen.

Die Erwachsenen bemühten sich, das, was sie davon gelegentlich - z. B. von Fronturlaubern oder ausgebombten Verwandten - hörten, zu verdrängen; und außerdem konnte man, insbesondere im neu eroberten deutschen Osten, sehr schnell in den Verdacht politischer Unzuverlässigkeit kommen. Also sprach man auch deshalb über schlimme Dinge nicht. Und schließlich wollte man uns Kinder wohl wirklich nicht mit nur schwer zu verarbeitenden Nachrichten und Erlebnisschilderungen belasten.

Und so betrachteten wir 7 bis 9- Jährigen das ganze Geschehen vor allem als ein großes Abenteuer, das es mitzuerleben galt.

Im Jahr 1943 kam das Zusammenkleben von Modellen aller möglichen Kriegsflugzeugtypen groß in Mode. In Spielzeugläden, aber auch in Schreibwarenläden gab es attraktiv mit den Umrissen von Flugzeugteilen bedruckte Bögen, sog. Ausschneidebögen, aus einer nicht zu dicken, relativ elastischen Pappe zu kaufen, aus denen die einzelnen Teile der Flugzeugmodelle auszuschneiden waren. Nachdem man fein säuberlich mit einer Schere die Flugzeugelemente ausgeschnitten, die erforderlichen Kniffe in die Pappe gedrückt hatte, wurde schließlich alles mit "Uhu-Kleber" zur möglichst maßstabgetreuen Nachbildung des betreffenden Flugzeugs zusammengefügt.

Besonders gefragt waren natürlich die Bögen zum Zusammenbasteln der deutschen Flugzeuge, der Messerschmidt -, Junkers - , Heinkel -, Arado - , Dornier - usw. Maschinen. Auch japanische Modelle erfreuten sich einer gewissen Beliebtheit, während die Bögen zum Basteln italienischer Flugzeuge weniger gekauft wurden. Andere Flugzeugmuster waren seltener im Angebot. Gefragt waren von den Maschinen der kleineren Verbündeten Deutschlands insbesondere die wenigen finnischen Typen, vor allem wegen der exotischen blauen finnischen Hakenkreuze, die von diesen Flugzeugen als Hoheitszeichen getragen wurden.

Hauptbezugsquelle besagter Ausschneidebögen für die Schüler der Heinzelshofer Schule war der Papierwarenladen an der Hohensteiner Straße, an dem ich vorbeikam, wenn ich den "regulären" Schulweg benutzte.

Die im Jahre 1943 gewaltig gestiegene, von den Produzenten der Ausschneidebögen in diesem Ausmaß nicht erwartete Nachfrage hatte zur Folge, daß - von den italienischen Ladenhütern abgesehen - die Kaufwünsche von uns Schülern bald nicht voll befriedigt werden konnten.

Da kamen die Ladenbetreiber - ein älteres, volksdeutsches Ehepaar - auf eine Idee, deren Umsetzung sie sicher bitter bereut haben. Vermutlich hatte es in Lodz auch schon vor dem Krieg Kinder und Jugendliche gegeben, die in ihrer Freizeit Modelle von Kriegsflugzeugen zusammenklebten. Jedenfalls hatte sich im Lager des Geschäftes in der Hohensteiner Straße ein Posten von Ausschneidebögen polnischer Flugzeugtypen über die ersten Kriegsjahre erhalten, Bögen mit polnischer Beschriftung und polnischen Erläuterungen. In zunehmender Ermangelung anderer Ware boten die beiden alten Leute nun diese polnischen Bögen an. Die polnischen Vorkriegsflugzeuge waren für uns deutsche Kinder natürlich noch exotischer als die finnischen Modelle, und sie wurden deshalb recht gut gekauft; zudem war der geforderte Preis erheblich niedriger als für die Bögen mit den aktuellen deutschen Kriegsflugzeugen. Das alles "ging 2 - 3 Wochen gut".

Dann kam in der Schule das Gerücht auf, die polnischen Bögen seien verboten worden; als ich davon hörte, ging ich noch am gleichen Tag mit einigen Klassenkameraden in den Schreibwarenladen, um vielleicht doch noch einen der letzten Bögen zu ergattern. Wir wurden von der alten Frau nach unseren Wünschen gefragt, sie sah verweint aus. Als wir sie um Ausschneidebögen der polnischen Kriegsflugzeuge baten, antwortete sie - ganz gegen ihre sonst freundliche Art - ziemlich barsch: "Die gibt es nicht mehr, und die wird es nie wieder geben!"

Einige Tage später war der Laden geschlossen. Nach etwa einem halben Jahr wurde er von einem neuen Betreiber wieder eröffnet; die polnischen Bögen tauchten nicht wieder auf, auch die Bögen mit italienischen Flugzeugen waren verschwunden. Wenn überhaupt, gab es nur noch einige Vorlagen für bekannte deutsche Modelle zu kaufen.

Im Winter 1943/44 spielten wir an den langen Abenden kaum noch Halma, Mühle, Dame oder gar Schach, sondern neue Brettspiele mit den Namen "Panzerschlacht" oder "Luftschlacht über England"; statt der Märchen- und Tierquartette aus der Vorkriegszeit galt es nun Panzer-, Schiffs-, Kanonen-Typen usw. zusammenzutauschen.

Hochkonjunktur hatte auch das Spiel mit Plaste-Soldaten, Spielzeug-Kanonen, -Panzern, -LKW. Schon im Herbst 1943, vor allem aber im Frühjahr 1944 hatte fast jeder von uns Jungen seinen Eltern ein halbes Gemüsebeet abgebettelt, in welchem wir Schützengräben, Horchposten, Unterstände für

unsere Plaste-Soldaten anlegten, mit kleinen Ästen und Bindfaden Verhaue imitierten, unsere Spielzeug-Kanonen in Feuerstellungen verschanzten.

Wir besuchten uns und tauschten "sachkundig" unsere Meinung über die Qualität unserer "Festungs-Bollwerke" aus.

Eigenartig war dabei, daß unsere Anlagen - natürlich waren es alles deutsche Wehrmachtsanlagen - entstanden, ohne daß ihnen ein Feind gegenüberstand. "Russenstellungen" wollte eben keiner von uns bauen. Der einzige, dem das auffiel, und es auch zur Sprache brachte, war Egon Leege. Wie zu erwarten, waren überzeugende Argumente für diese "Festungen ohne Feindbedrohung" nicht zu finden. Um so "doofer" fanden wir Egons Einwände - fehlen die Argumente, beginnt bekanntlich das Beleidigen und das Beschimpfen.

Auch unsere vertrauten Straßenspiele militarisierten sich, der nach wie vor beliebte Völkerball bekam Konkurenz durch das "Fliegerspiel".

Im Kern war das ein Abschlagspiel. Die eine Partei waren die "Bomber", die andere Partei die "Jäger". Ein bestimmter Straßenabschnitt von etwa 12 - 15 m Länge wurde an beiden Seiten markiert, nur innerhalb dieser Markierungen durften sich die "Jäger" bewegen; auf ein bestimmtes Kommando hin versuchten jene Kinder, die die Partei der "Bomber" bildeten, diesen Straßenabschnitt von einer Seite zur anderen zu durchlaufen. Die "Jäger" starteten ihnen entgegen und versuchten, sie abzuschlagen. Im nächsten Durchgang wurden von den beiden Kindergruppen die Rollen getauscht. Sieger war letzten Endes jene Partei, die als "Jäger" die meisten "Bomber" abgeschossen hatte, d. h. durch Anschlag aus dem Spiel hatte bringen können.

Wenn nicht mehr als 6 - 8 Kinder dieses Spiel spielten, blieb es übersichtlich; kamen jedoch mehr Teilnehmer zusammen, waren nachfolgende endlose Streitereien, wer von wem "abgeschossen" worden war, und wer nicht, so gut wie unvermeidlich.

Im Herbst 1943 wurden indessen in den meisten Gärten echte Luftschutzgräben ausgehoben, die uns bei Luftangriffen einen gewissen Schutz bieten sollten. Selbstredend animierten diese kriegerischen Anlagen uns zum Erfinden verschiedener neuer Spiele, bei denen die Luftschutzgräben im Mittelpunkt standen.

Dennoch - das war nur die eine Seite meines Kinderlebens. Wie sehr auch Krieg und die Zugehörigkeit zu einer Besatzerschicht in einem besetzten Land uns Kinder prägten - selbstverständlich durchlebte ich auch solche Phasen der Entwicklung eines Schulkindes, hatte solche persönlichkeitsbestimmenden Erlebnisse und Eindrücke, die ein Kind meiner sozialen Schicht - nennen wir sie "mittlere Mittelschicht" - zu jener Zeit, relativ unabhängig von Krieg und Besetzung, zu haben pflegte.

Meine "erste Zigarette" gehört zu dieser Art Erlebnisse; die kleine Story ist nicht ohne Komik, sie sei hier eingeflochten.

Man kann das Ganze unter die Überschrift stellen:

"Wie ich mit 8 Jahren meine erste Zigarette rauchte, und warum nie etwas rauskam".

Wir waren eine verschworene Gemeinschaft, die Kinder aus der Litzmannstädter Ginstergasse. Das waren - wir haben sie schon vorgestellt - 8 Rangen, 7 Jungen und 1 Mädchen.

Zur Erinnerung seien sie noch einmal kurz im einzelnen aufgeführt:

Felix Rüdiger, der agilste von uns, war immer vorneweg, immer sehr gut angezogen, ein stolzer blonder Lockenkopf.

Gehört wurde aber eher auf Egon Leege, den ältesten, somit erfahrensten von uns, sowie - vor allem in der letzten Zeit meiner Litzmannstädter Periode - auf mich, dessen "Kraft in der Ruhe" lag. Außerdem gehörten dazu - voll respektiert, da an Durchsetzungskraft und Phantasiereichtum uns Jungen völlig ebenbürtig - Ilse Lindau, unser einziges Mädchen; weiter Dieter Kunert, der jüngere Leege-Bruder Rudi Leege, sowie die beiden ältesten Jungen aus der kinderreichen Familie des damaligen SS- Scharführers Staab.

Im Herbst 1943 begann uns zunehmend ein Thema zu beschäftigen, das bis dahin keine Rolle gespielt hatte - das Zigarettenrauchen.

Das hatte damit begonnen, daß uns Dieter Kunert brühwarm über gewisse Vorgänge in seiner Familie berichtet hatte. Er stand in der Hackordnung, die es natürlich auch in unserer Clique gab, ziemlich weit unten, und war hocherfreut, uns anderen auch einmal etwas erzählen zu können, was uns irgendwie neu, erstaunlich und beachtenswert vorkam.

Er hatte einen 17jährigen Bruder, der schon Lehrling und Hitlerjunge war. Dieser Bruder nun hatte es im Ergebnis hartnäckiger Auseinandersetzungen in der Familie erreicht, daß er nach Belieben Zigaretten rauchen durfte - solange er die Zigaretten von seinem Lehrlingslohn bezahlen konnte. Interessant für uns war weniger diese Tatsache an sich, als der Umstand, daß er gleichzeitig von seinen Eltern auch die Erlaubnis bekommen hatte, jeden Tag nach Belieben bis 24.00 Uhr sich dort aufzuhalten, wo er sich aufhalten wollte. Um 24.00 Uhr gab es damals in Litzmannstadt ohnehin für alle Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren die offizielle Polizeistunde. Aber natürlich wurde uns kleinen Quirlen es sehr selten erlaubt, länger als bis 18.00 oder 19.00 Uhr, im Sommer ausnahmsweise auch einmal bis 20.00 Uhr, auf der Straße herumzutoben.

Die Ausgangserlaubnis für den großen Bruder von Dieter Kunert war also schon etwas "gewaltig Besonderes".

Und das schien mit dem Rauchen zusammenzuhängen, etwa in der Art: "das Rauchen als wichtiger Schritt zum Erwachsenwerden".

Oder: "Als Erwachsener zählt nur, wer das Rauchen gelernt hat".

Wir kamen im Kollektiv zur Auffassung, es sei an der Zeit, daß auch wir uns mit dem Zigarettenrauchen konkret beschäftigen, vor allem einmal das Rauchen ausprobieren. Diesen Vorsatz in die Tat umzusetzen war schwierig. Ein bis zwei Reichsmark für eine Packung Zigaretten hätten wir wohl zusammenbekommen, aber Zigaretten gab es nur auf Raucherkarte, und seine Raucherkarte hütete jeder Raucher fast mehr noch als seine Lebensmittelkarte.

Felix wußte Rat. Er hatte herausgefunden, wo sein Vater bei seinem letzten Fronturlaub einige Packungen französischer Zigaretten verwahrt hatte, die seine Mutter nie anrührte. Sie rauchte zwar auch, beschränkte sich aber streng auf das, was ihre eigene Raucherkarte hergab.

Eine Packung weniger von Vaters Zigaretten-Schatz - so war sein Kalkül - , das würde vermutlich frühestens bei Vaters nächstem Urlaub rauskommen. Und auf Fronturlaub für ein paar Tage nach Hause gekommenen Vätern waren diese wenigen Tage zu schade, um mit ihren Kindern "Strafgerichte" abzuhalten. Das war inzwischen allgemeines Erfahrungswissen.

Kurz und gut - Felix kündigte uns an, großspurig wie meistens, daß er "ein paar Zigaretten" besorgen würde.

Und tatsächlich - am nächsten Tag ließ er stolz die geklaute Packung in seine Hosentasche "gucken". Nach kurzem hin und her kamen wir überein, uns in den Rüdigerschen Gartenschuppen zu begeben, um dort unser großes Raucherlebnis zu starten - der Raum hatte keine Fenster, also würde man uns und unser Tun wohl kaum bemerken.

Gesagt, getan. Die Zigaretten wurden, nachdem die Schuppentür gut verrammelt war, verteilt, jeder von uns hatte seine Zigarette.

Doch nun offenbarte sich die ganze Unerfahrenheit von uns Raucher-Eleven - keiner hatte Streichhölzer eingesteckt.

Also - alle Zigaretten wurden wieder eingesammelt; Felix versteckte die Packung im Schuppen, und wir krochen etwas bedripst wieder ins Freie, um nun zunächst die Streichholz-Beschaffung zu klären. Egon, unser Ältester, akzeptierte schließlich auf unser Drängen, dieses Problem zu lösen, zur Not durch den Kauf der Feuerspender.

Es vergingen mehrere Tage, an denen es einige Regenschauer gab.

Schließlich kam Egon mit stolz geschwellter Brust zum täglichen Nachmittagsspiel - er hatte die Hölzer "beschaffen" können. Natürlich hatte auch er den Artikel unserer Begierde zu Hause geklaut. Als zumindest die "tragenden Mitglieder" unserer Gruppe beisammen waren - auf die Staabsöhne und Dieter Kunert warteten wir am besagten Nachmittag nicht - verzogen wir uns wieder in den Schuppen

der Familie Rüdiger, um nun endlich das vorgesehene Raucherlebnis in die Tat umzusetzen. Es war jedem von uns bewußt, daß wir etwas vorhatten, was unsere Eltern uns nie erlauben würden. Aber - wir waren, wie gesagt, eine verschworene Gemeinschaft, und gemeinsame Regelverstöße schweißen erst richtig zusammen.

Felix kramte die Zigaretten aus ihrem Versteck heraus, jeder griff sich wieder eine, und Egon Leege zündete mit Grandezza das erste Streichholz an.

Fatal - die Zigaretten wollten nicht brennen! Der Regen hatte sie durchnäßt.

Ein Zündholz nach dem anderen verbrannte, ohne das eine Zigarette zu glühen begann. Schließlich schaffte es Felix doch, durch einige heldisch-tiefe Züge den erforderlichen Glimm-Prozeß seiner Zigarette in Gang zu setzen - aber sofort reagierten seine Atemwege mit einer heftigen Hustenattacke. Ich weiß nicht mehr, ob wir noch eine 2. Zigarette "in Gang" gebracht haben.

Das Geschehen entwickelte sich jedenfalls im wesentlichen dahingehend, daß wir nun reihum die Felixsche Zigarette kreisen ließen, fast jeder nach seinem Zug kräftig hustete, wir dennoch allesamt ob des Unerhörten des Vorganges und unseres ungewöhnlichen Mutes in eine Art gemeinsame fiebrige Erregung gerieten.

Doch - schnöder Verrat harrte unser, störte gar bald unsere hochgestimmte, wenn auch durch heftiges gemeinsames Husten leicht gereizte Idylle.

Oder - "wenn es gegen die Kleinen geht, halten die Großen immer zusammen!"

Man hatte uns vom Nachbargarten aus beobachtet. Jemandem dort war es sehr seltsam erschienen, daß 5 Kinder sich in den dunklen Gartenschuppen der Familie Rüdiger verkrochen hatten, kurz darauf ein waltiges Husten ausbrach, aber dann aus dem Schuppen niemand wieder aufgetaucht war.

Mit neudeutschem Pflichtbewußtsein begab dieser Jemand sich eilfertigen Schrittes unverzüglichst zur Wohnung der Familie Rüdiger, um die rechtmäßige Schuppenbesitzerin vor möglichem Ungemach zu warnen, der Mutter unseres Felix aufgeregt seine beunruhigenden Wahrnehmungen zu berichten. Ich habe es jedenfalls bis heute nicht vergessen, wie plötzlich die Schuppentür aufgerissen wurde, Felix' Mutter in der Tür stand, angesichts von Dunkelheit und Qualm im Raum zwar sehr aufgeregt, aber auch etwas verdattert wirkte.

Felix reagierte sofort, riß die glimmende Zigarette an sich und drückte sie aus. Aber diese Aktion hatte seine Mutter nun doch mitgekriegt, griff sich ihren Sprößling und begann, ihn heftig zu ohrfeigen. Wir anderen taten das, was ertappte Kinder in solchen Situationen zu tun pflegen - wir "rissen aus". Und dann begann das große Zittern. Wir zitterten alle tagelang in Erwartung der vermutlich furchtbaren Strafen, die uns über kurz oder lang ob unserer außergewöhnlichen Missetat zu Hause

erwarten würden. Und tatsächlich - sowohl Ilse, als auch den Leege-Brüdern wurde nach einiger Zeit von ihren Müttern "der Hintern versohlt"; Frau Rüdiger hatte beide Mit-Mütter - charakteristisches Solidaritätsverhalten erwachsener Erziehungsgewaltiger - nach ausgiebigem Verhör ihres überführten Sohnes von den Vorgängen in ihrem Gartenschuppen detailliert in Kenntnis gesetzt.

Nur an mir ging der Kelch vorüber. Das war nur so zu erklären, daß meine Komplizenschaft bei besagtem Delikt nicht bis an das Ohr meiner Mutter gedrungen war. Vermutlich wäre meine Bestrafung nicht ganz so drakonisch wie in den Familien Leege, Lindau und Rüdiger ausgefallen, aber eine sehr ausführliche pädagogische Ermahnung, auch zumindest einige Tage Hausarrest hätte ich wohl in jedem Fall hinnehmen müssen.

Nein - meine Straffreiheit war bei nüchterner Betrachtung der Sachlage nur so zu erklären, daß meine Mutter von dem ganzen Geschehnis im Rüdigerschen Gartenschuppen wirklich nie etwas erfahren hat. Ich habe später wiederholt darüber nachdenken müssen.

Vermutlich hatte meine Strafverschonung etwas mit den "besonderen persönlichen Beziehungen" zwischen Frau Rüdiger und meiner Mutter zu tun. Wie schon an anderer Stelle gesagt - unsere beiden Familien stammten aus dem Baltikum, wir waren fast zur gleichen Zeit von Riga aus in das Deutsche Reich gekommen. Aber - die Rüdigers waren 100%ige Rigenser, während wir - aus Rigaer Sicht - sehr stark "kurländisch" eingefärbt waren. Ich, z. B., war in Litauen, in Schaulen geboren und hatte dort bis zur Umsiedlung gelebt; meine Mutter war sogar erst durch ihre Eheschließung lettische Staatsbürgerin geworden.

Als Felix' Vater und mein Vater noch nicht zur Wehrmacht eingezogen waren, hatten sich die beiden Männer angefreundet, unsere Familien einige Male in ihren Wohnungen gegenseitig besucht. Mit dem Abmarsch unserer Väter an die Front hörten diese Besuche schlagartig auf. Es war nicht zu übersehen - unsere Mütter fanden sich gegenseitig ganz bestimmt nicht sonderlich sympathisch.

Wahrscheinlich spielten hier uralte innere deutsch-baltische Befindlichkeiten eine Rolle - das "mondäne" Riga mit seinen im Kern hanseatischen deutschen Familien blickte stets auf die "Provinz" in seiner Umgebung mit einem Anflug von Hochmut herab, und die mit starken prussischen Wurzeln ausgestatteten Deutschen des preußisch-litauischen Raumes empfanden gar Manches, was aus dem großstädtischen Leben in Riga berichtet wurde, als "dekadent" oder "liederlich".

In den einleitenden Aussagen dieser Niederschrift sind diese Sachverhalte kurz angesprochen worden. Und in der Tat - meine Mutter und Felix' Mutter waren Persönlichkeiten sehr unterschiedlicher Prägung. Frau Rüdiger, eine gebildete junge Frau, war, ohne eine berufliche Ausbildung abgeschlossen zu haben, als "höhere Tochter aus gutem Hause" bald nach dem Abitur "weggeheiratet" worden, und sie ging auch in Litzmannstadt keiner Erwerbstätigkeit nach. Sie lebte vom Geld ihres Gatten, pflegte aus-

dauernd sich, ihren Sohn, ihren Haushalt, ihren Garten und ihre ausgezeichneten Kenntnisse deutscher Romanliteratur.

Meine Mutter dagegen übte - nach den Lebensumständen geschuldeter sechsjähriger beruflicher Abstinenz - ihre Tätigkeit als Lehrerin mit Hingabe und Leidenschaft aus.

Wenn sich die beiden Damen zufällig begegneten, tauschten sie stets ein strahlend eisiges Lächeln aus, wechselten 3 - 5 Sätze über solche schicksalshaften Themen wie persönliche Gesundheit und Wetter, wünschten sich recht schnell gegenseitig einen "schönen Tag" und gingen ihrer Wege.

Vermutlich hat der spezielle Charakter dieser Beziehungen zwischen den Müttern von Felix und mir keinen Raum gelassen, sich über bestimmte Erziehungsdefizite ihrer Sprößlinge näher auszutauschen. Im Falle des Rauchexperimentes zu meinem kleinen Glück.

Es war vermutlich auch in den Erlebnissen im Zusammenhang mit meiner ersten Zigarette mitbegründet, daß ich meine nächsten 15 Jahre Nichtraucher blieb.

Ein "Kapitel für sich" waren z. Z. meiner Kindheit die Poesie-Alben.

Während ein Junge sich ein solches sehr selten anlegte, führten meine Klassenkameradinnen - von wenigen Ausnahmen abgesehen - spätestens ab 3. Klasse ein Poesie-Album. Charakteristisch für unser "Ginstergassengruppen-Mitglied" Ilse Lindau war, daß sie, jedoch, keines hatte.

Nachdem Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel, Geschwister, Cousinen und Cousins sich mit guten Wunsch- und Erinnerungssprüchen eingetragen hatten, wurden die Alben den Lieblingslehrern und persönlichen Freundinnen gegeben, mit der Bitte um einen Eintrag auf einer meist sehr präzise bezeichneten Seite.

Schließlich vollzog sich dann ein Austausch von Einträgen mit weiteren Mädchen des persönlichen Umfeldes, ausreichende gegenseitige Sympathien vorausgesetzt.

Wenn ein Junge - Brüder und Cousins ausgeklammert - zu einem Eintrag aufgefordert wurde, war das als Ausdruck besonderer Huld der jungen Dame zu verstehen; es geschah folglich nicht allzu oft.

Interessant war zweifelsohne stets die Gestaltung der einzelnen Seiten. Im Prinzip galt - je aufwendiger, desto mehr Sympathie und Zuneigung. Weit verbreitet bei der Ausschmückung des schriftlichen Eintrages waren sog. "Lackbilder". Das waren farbige, in Relief-Hochglanzdruck hergestellte Konturen-Bilder. Natürlich eigneten sich Abbildungen von Blumen - z. B. von Rosen, Maiglöckehen, Tulpen - vorzüglich zur Dekoration herzergreifender Freundschaftsbeteuerungen, aber auch niedliche Kätzchen, Häschen, Rehe, Schwalben und ähnliches Getier waren sehr beliebt. Insbesondere stark katholisch geprägte, meist "volksdeutsche" Mädchen meinten es sicherlich besonders gut mit der

Albumbesitzerin, wenn sie ihre guten Wünsche mit dem Anbringen von Heiligenbildern untermauerten, die in der Regel noch aus der polnischen Vergangenheit ihrer Heimat stammten.

Mit besonderem Fleiß bemühten sich oft die meist in schwierigen Verhältnissen lebenden Mädchen aus den "Rote-Liste-Familien" um Eintragungen - Ausdruck des Bemühens um völlige Integration im deutschen Bevölkerungsanteil der Stadt.

Mir ist 3 oder 4mal die Ehre des Eintrages in ein Poesie-Album zuteil geworden. Es wäre eine sehr große Brüskierung gewesen, ein solches Ansinnen abzulehnen. Andererseits galten unter uns Jungen die Poesie-Alben als "reine Mädchensache", in die man sich nicht allzu sehr einbinden lassen sollte. Als ausgesprochen unmännlich galt jede Wendung, die man als "süßliches Gesäusel" auslegen konnte. Was also tun, wenn man als Junge um einen "Poesie-Eintrag" gebeten wurde? In unserer Klasse hatte sich schnell ein kleiner Fundus an Sprüchen etabliert, die man als Junge einem beliebigen Mädchen in ihr Erinnerungsbuch schreiben konnte, ohne "sein Gesicht zu verlieren".

Ich hatte mich für die etwas makabre, preußisch-trockene Empfehlung entschlossen:

"Üb' immer Treu und Redlichkeit,

bis an Dein kühles Grab!

In Erinnerung an unsere Schulzeit

Dein Klassenkamerad Siegfried Akkermann"

Ich konnte sehr bald feststellen - ein solcher Eintrag pflegte im Freundinnenkreis der betreffenden jungen Dame zu weiteren Eintragungsersuchen nicht gerade zu animieren. Mir war das genehm.

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen zählen die beiden großen Sommerferienreisen in den Jahren 1942 und 1943, in das ostpreußische Seebad Cranz und nach Kühlungsborn, dem mecklenburgischen Ostseebad.

Hilde Nitsch - von mir immer Tante Hilde genannt - war eine Arbeitskollegin und Freundin meiner Mutter. Vom Besuch bei ihr Ende der 30er Jahre in Königsberg ist schon im Rahmen der einleitenden Remineszenzen dieser Niederschrift berichtet worden.

Tante Hilde hatte ihren Beruf seit den 20er Jahren ohne Unterbrechung voll ausüben können und war auf diese Weise zu einem gewissen Wohlstand gelangt, der den Besitz eines kleinen Ferienhäuschens im Ostseebad Cranz - nördlich von Königsberg gelegen - einbeschloß.

Im August 1942 überließ sie diese Bleibe für 4 Wochen meiner Mutter und mir; mein Vater war zu dieser Zeit schon seit längerem Soldat.

Für mich 7jährigen Knaben bestand ein sehr interessanter Teil der Reisen bereits in den jeweiligen

Eisenbahnfahrten; das fing am Litzmannstädter Hauptbahnhof mit seinem Gewimmel und der Sitzplatzsuche an. Dann folgte - von den Halts auf den Zwischenstationen unterbrochen - der stundenlange "Landschaftsfilm", den das Schauen aus dem Abteilfenster bot.

Cranz war ein gepflegter Badeort mittlerer Größe, und das erstmalige Erleben der Ostsee etwas ganz Besonderes. Ich hatte gerade meine erste Schulklasse mit sehr guten Noten absolviert, war mächtig stolz auf mich, fühlte mich durch die Nähe meiner Mutter sehr gut aufgehoben; und nun dieser überwältigende Anblick des endlosen, sich ständig bewegenden tiefblauen Wassers.

Es war für mich ein unvergeßliches Naturerlebnis, diese erste Berührung mit dem Meer. Wir hatten von unserem Häuschen ein Stück Weges durch einen Kiefernwald zurückzulegen - und plötzlich lagen Strand und See vor uns, an unserem Ankunftstag sonnenbeschienen, durch eine milde Brise bewegt. Mich erfaßte damals ein tiefes Glücksgefühl, und die in diesem Moment in mich gepflanzte Affinität zum Meer - insbesondere zum unverwechselbaren "Mare balticum" - sollte mich nicht wieder verlassen.

Von den 4 Wochen in Cranz verregneten mehr als die Hälfte. Trotzdem war es eine schöne Zeit. Da es ungeachtet des Regens nicht kalt wurde, konnte auch im Regen in der See gebadet werden. Wir machten täglich ausgedehnte "feucht-romantische" Waldspaziergänge, und abends lasen meine Mutter und ich uns abwechselnd bei Kerzenlicht aus "Robinson Crusoe" von Defoe vor. Das hatte den von meiner Mutter sicherlich zielstrebig angestrebten Nebeneffekt, daß ich nach diesem Sommerurlaub jeden Text flüssig lesen konnte.

Unvergeßlich war die Rückreise, bei der wir einen gewaltigen Umweg über Memel machten, die Strecke von Cranz nach Memel mit Hilfe eines Linienschiffes auf dem Kurischen Haff zurücklegten, vorbei an Dünen, Wäldern und Feldern. Etwa auf der Höhe von Nidden tummelten sich große Jungen von der HJ mit Segelflugzeugen, vor allem Schulgleitern. Selbstredend konnte ich so lange nicht den Blick von diesem Schauspiel wenden, bis der letzte Segler mit bloßem Auge nicht mehr auszumachen war.

Im Sommer 1943, des nächsten Jahres, besuchten wir meinen Onkel Walter im mecklenburgischen Ostseebad Kühlungsborn. Damals ahnte ich noch nicht, daß dieser Ort ein Jahr später wieder von mir aufgesucht, und dann der Start- und Haltepunkt für mein gesamtes ferneres Leben werden sollte. Kühlungsborn war schon damals ganz anders als Cranz - größer , lebhafter, vielgestaltiger. An Sauberkeit und Gepflegtheit nahmen sich die beiden Bäder kaum etwas. Das Naturerleben - Wald, Sandstrand, Wasser - war in Kühlungsborn sicher auch gegeben, aus Cranz hatte ich es allerdings noch überwältigender in Erinnerung; z. B. ist die Dünung der Meereswellen in Mecklenburg schwächer als

an den preußisch- baltischen Stränden. Andererseits sollte ich bereits beim ersten Bade merken - das Wasser der Ostsee war hier noch salziger, als 500 - 800 km weiter östlich.

Der Kühlungsborner Aufenthalt war viel kürzer als der Aufenthalt in Cranz, die Wohnbedingungen bei meinem Onkel - mit meinem Onkel und seiner Frau, sowie meiner Mutter und mir in nur 2 Zimmern - waren erheblich beengt. Kurz und gut - Kühlungsborn gefiel mir zwar auch, aber jenes paradiesischnordische Glücksgefühl, das ich in Cranz hatte, stellte sich damals in den 8 - 10 Tagen unseres Kurzurlaubs an der Mecklenburger Ostsee nicht ein.

Wurden die Sommerferien durch schöne Reisen gewürzt, so gab es in der Weihnachtszeit einen Besuch der Märchenvorstellung des Litzmannstädter Theaters. Es waren meist sehr freie Adaptationen der Märchen der Gebrüder Grimm, die vor einer phantastischen und häufig gewechselten Kulisse, mit damals uns Kinder stark beeindruckender Technik - z. B. ein "Automat zur Produktion lebender Märchenfiguren" - in Szene gesetzt wurden. Da fast alle Kinder aus der Ginstergasse mit ihren Eltern diese Vorstellungen besuchten, gaben sie viel Stoff für unsere Gespräche in den kalten Wintermonaten ab.

In das Kino kamen wir nicht viel öfter als in das Theater - zwei, höchstens dreimal im Jahr. Dabei gab es auch damals schon für uns Zweit- und Dritt- Klässler Pflichtveranstaltungen mit Filmen, in denen deutsche Soldaten siegten, unschuldige deutsche Kinder und Mütter von brutalen Vertretern irgendwelcher Ostvölker - vorzugsweise Polen - brutal niedergemetzelt wurden. In einige dieser Filme wurden wir im Klassenverband geführt; sicher erzielten sie damals bei uns politisch noch recht unbedarften Unterstufenschülern durchaus ihre beabsichtigte Wirkung. An sog. "nachbereitende Diskussionen" seitens der Lehrer kann ich mich jedoch nicht erinnern.

Bei meiner Rückschau auf die Litzmannstädter Zeit erinnere ich mich - wie kann es anders sein - auch an solche Zeiträume, Situationen und Sachverhalte, die ich als Belastung oder als traurig empfunden habe, und die - mehr oder weniger unabhängig von der großen und der kleinen Politik - so oder so ähnlich die Kindheiten der meisten Menschen jener Zeit begleitet haben, natürlich in einer sehr breit gefächerten Vielfalt individueller Varianten.

In meinem 2. Schuljahr war ich mit wenigen Unterbrechungen etwa 3 - 4 Monate erheblich krank. Ich habe in dieser Zeit kurz nacheinander fast alle derzeit in Deutschland gängigen Infektionskrankheiten des Kindesalters durchgemacht - Masern, Röteln, Windpocken, Keuchhusten, z. T. mit komplizierenden Mittelohrentzündungen, Mandelvereiterungen, Bindehautentzündungen. War der eine Hautausschlag abgeklungen, stellte sich wenige Wochen später der nächste ein, zumeist mit hohem Fieber, Kopfschmerzen und anderen, teilweise auch quälenden Unannehmlichkeiten.

Im Februar entschloß sich meine Mutter, mich erst nach offensichtlich völliger Wiederherstellung in die Schule zu schicken, was dazu führte, daß ich die Monate März und April bei sich allmählich einstellendem Wohlbefinden zu Hause hocken mußte. An den Nachmittagen bemühte sich meine Mutter, durch eine Art von persönlichem Sonderunterricht keine allzu großen schulischen Lücken entstehen zu lassen, aber am Vormittag saß ich mit unserem polnischen Dienstmädchen allein in der Wohnung herum. Die Märchenbücher waren mir bald langweilig geworden; da entdeckte ich eine für mich neue Welt - den unerschöpflichen Wissensvorrat, der in den 24 Bänden unseres "Meyerschen Konversationslexikon" steckte.

Ich konnte meine Mutter dazu überreden, daß für die Zeit meiner Quarantäne das ganze Lexikon so deponiert wurde, daß ich ungehindert an diese dicken Folianten herankam. Und dann wurde Tag für Tag von mir ein solches dickes Buch durchgestöbert.

Auch wenn unsere Familie nur im Besitz einer antiquierten Ausgabe aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg war, faszinierten mich die vielen Illustrationen, vor allem die farbigen Bildtafeln. Der Effekt dieses lexikalischen Genusses bestand gewiß nicht in einer fulminanten Wissensvermehrung meinerseits, sondern vor allem in der Entwicklung eines nachhaltigen Eindruckes von der überwältigenden Vielfalt der Natur, der menschlichen Lebensmöglichkeiten, des damals - zu Beginn des 20. Jahrhunderts - schon angesammelten und geordneten menschlichen Wissens.

Vermutlich trugen diese Wochen ihren Anteil dazu bei, daß mich später elementarer Wissensdrang und schlichte Entdeckerneugier in meinem Tun und Handeln lebenslang motiviert und stimuliert haben.

Nachdem ich meine diversen Infektionskrankheiten überstanden hatte, d. h. im Frühsommer 1943, wurde mir aus kindlicher Dummheit und knabenhaftem Imponiergehabe ein körperlicher Schaden zugeführt, der bleibende Nachwirkungen haben sollte.

Bei Leeges wurde damals die Brüstung der Gartenterrasse neu hochgemauert, ein halber Stein dick. Wir Kinder verfolgten den Fortgang der Arbeiten aufmerksam, schauten oft den Maurern zu.

Nachdem die Brüstung fertig war, begann ein großes Wettbalancieren auf der neuen halbsteinigen Mauerkrone. Gegenüber dem Terrassenniveau lag sie etwa um einen Meter höher, gegenüber dem Gartenniveau um etwa 1,50 m. Verlor man die Balance, konnte man ohne bedenkliches Risiko entweder auf die Terrasse, oder aber auch in den Garten abspringen.

Bald begannen wir, um die Wette auf der Krone hin und herzulaufen - ein Kind auf der einen Hälfte der Mauer, das andere auf der anderen. Rudi Leege, der als der jüngere der beiden Leege-Brüder fast immer im Schatten von Egon stand, übte eifrig, und war dann auch bald der vermutlich schnellste von uns. Allerdings - er und ich hatten noch keinen Wettlauf direkt gegeneinander auf der Mauer veranstaltet. Für mich hatte das Spiel nach einigen Tagen schon ein wenig vom Reiz des Neuen verloren,

und ich war deshalb keinesfalls sehr darauf aus, mich mit unserem Meister im "neuen Sport" jetzt noch zu messen.

Aber Rudi sah das anders - keiner hatte ihn bei den diversen Vergleichen schlagen können, nur wir beide waren - wie gesagt - noch nicht gegeneinander angetreten. Er drängelte so lange, bis ich nachgab und wir vor versammelter Kinderschar zur "letzten Entscheidung"antraten, zum direkten Vergleich. Wir liefen einmal gegeneinander - nicht Rudi, sondern ich siegte. Wir liefen noch einmal gegeneinander - es war nicht zu übersehen, an diesem Tag war ich der bessere. Natürlich mußte Rudi einiges an Hohn und Spott von der versammelten "Mannschaft" einstecken; mir wurde bewußt, daß es bestimmt klüger gewesen wäre, den Kleineren in gerade diesem, "seinem" Wettbewerb auch einmal gewinnen zu lassen. Gewiß - es war alles fair zugegangen, doch Rudi hatte an den nächsten Tagen ständig eine ausgesprochen schlechte Laune.

Nach einigen Wochen wurde der "Mauersport" modifiziert. Alle mußten auf der Mauer stehen, einer machte Faxen und Grimassen, die uns zum Lachen bringen sollten. Wer trotz Lachen am längsten auf der Mauer stand, war der Sieger. Aber das war nur eine sehr kurzzeitig interessante Variante unserer Mauerübungen, bald kam auch sie uns zu langweilig, vor allem zu albern vor, wurde aus dem Repertoire der Spiele gestrichen. An der neuen Mauer wurde noch in verschiedenen anderen Formen eine Weile herumgeturnt, z. B. "einbeiniges Dauerstehen auf der Mauer" geübt.

Unser Interesse an der Mauer ging aber dann doch mehr und mehr zurück.

Auch Rudis "große Zeit" und seine Niederlage gegen mich waren so gut wie vergessen, als ich mich eines Tages wieder mal auf die Mauer gestellt hatte, "nur so". Die anderen Kinder unserer Gruppe hockten auf der Terrasse herum, wohl keinem von uns wollte etwas wirklich Reizvolles als Spiel einfallen.

Da hatte Rudi eine schlimme Anwandlung - er trat auf mich zu, umfaßte meine beiden Beine kurz oberhalb der Fußgelenke und sagte zu mir: "Was tust du, wenn ich dir jetzt die Beine wegziehe?" Noch ehe ich etwas antworten konnte, war es geschehen - Rudi riß meine beiden Beine an sich, und ich kippte, mit dem Kopf voran, von der 1,5 m hohen Mauer in den Garten. Ich schaffte es noch, die Hände hochzureißen, so daß der Aufprall des Kopfes auf den Boden etwas abgefedert wurde. Ich hatte sofort einen sehr starken Kopfschmerz, mir war, als ob mein Kopf auseinandergedrückt sei. Ich blieb bei vollem Bewußtsein, sprang auf, lief schreiend weg, versuchte meinen Kopf mit den Händen wieder zusammenzudrücken. Offensichtlich gelang mir das auch, denn seit dieser Zeit habe ich auf meinem Schädel eine deutlich hervorspringende Knochenkante.

Der Schmerz ließ nur langsam nach. Es dauerte später Monate, bis ich wieder völlig ohne Kopfschmerzen war.

Der Kopfsturz hatte aber auch - neben der Schädeldeformation - andere, andauernde Folgen. In den ersten Wochen nach dem Ereignis konnte ich mich an vieles sonst Vertrautes nicht erinnern, und in der Schule blieb 2 - 3 Wochen lang kaum etwas in meinem Gedächtnis. Das normalisierte sich später wieder, mein einst fast "fotografisches" Bildgedächtnis jedoch, sowie das in meiner frühen Kindheit von den Erwachsenen oft bestaunte "absolute Melodiengedächtnis" haben sich nie wieder eingestellt. Vermutlich hat der damalige Sturz eine kleine Hirnblutung zur Folge gehabt. Meinen Eltern habe ich von alledem nichts erzählt - seinen Spielkameraden verpetzte man "bei den Großen" nicht, das war eiserne Gruppenregel.

Unvergessen sind mir aus jener Zeit die leidvollen letzten Lebensmonate meiner Großmutter Angelika Akkermann, der Mutter meines Vaters.

Ich kann mich nicht daran erinnern, von dieser Frau je ein böses Wort gehört zu haben. Sie war in ihren letzten Lebensjahren eine zurückhaltende, ja wortkarge Persönlichkeit geworden. Doch ihre Selbstbeherrschung und innere Disziplin, ihre Ruhe und Übersicht, ihre Toleranz und Großzügigkeit gegenüber ihren Mitmenschen, auch ihre persönliche Anspruchslosigkeit in materiellen Dingen haben bei mir prägende Spuren hinterlassen. Mir ist sie stets mit großmütterlicher Wärme und Zuneigung zugetan gewesen.

Schon bald nach ihrem Zuzug zu uns im Sommer 1940 begann sie über Magenbeschwerden zu klagen, die von ihrem Arzt als sich wiederholende Magenschleimentzündungen interpretiert und mit dem Standard-Magenmittel jener Jahre, mit doppelkohlensaurem Natron, behandelt wurden. Es traten danach Phasen der Besserung ein. Nach der Einberufung meines Vaters zur Wehrmacht wurden diese beschwerdearmen Intervalle aber immer kürzer.

Das Jahr 1942 - das Jahr vor meinem Mauersturz - ist mir als jenes Jahr in Erinnerung, in welchem meine Großmutter immer häufiger von kaum stillbaren Schmerzen gequält wurde. Meine Mutter bemühte sich redlich um ihre Schwiegermutter, ich habe nie den Eindruck eines Spannungsverhältnisses zwischen den beiden Frauen gehabt.

Nie abfinden konnte sich meine Großmutter mit dem Klima und dem allgemeinen Charakter ihres neuen Wohnortes. Sie war viel zu sehr Rigenserin gewesen, um sich in der meeresfernen, in ihrem Urcharakter polnisch-katholischen Industriemetropole, die man jetzt Litzmannstadt nannte, wohlfühlen zu können.

Ständig bedrückt fühlte sie sich ab 1941 durch die kriegsbedingte Unerreichbarkeit meines Vaters, ihres Sohnes; die stete Lebensgefahr, in der er als Frontsoldat schwebte, ließ ihr Innenleben nicht zur Ruhe kommen. Dennoch blieb sie bis in ihre letzten Lebenswochen beherrscht und mir eine liebevolle Großmutter.

Irgendwann im Jahr 1942 wurde schließlich der Magen geröntgt, der Befund war niederschmetternd inoperabler Magenkrebs. Die Behandlung wurde nun insofern verändert, als daß sie von ihrem Arzt ausreichend mit starken Schmerzmitteln versorgt wurde. Im Spätherbst nahm man sie in einem Krankenhaus auf. Mein Vater ersuchte um Sonderurlaub, er bekam ihn bewilligt und traf zwei Tage vor ihrem Tod ein.

Ihre Beerdigung habe ich als düsteres, deprimierendes Ereignis empfunden. Ich war damals 7 Jahre alt, es war die erste Beerdigung, bei der ich zugegen war. Sehr unangenehm berührt wurde ich durch den auch für meine Eltern völlig überraschenden Auftritt von etwa einem Dutzend alter polnischer "Klageweiber", die sich plötzlich mit sehr unecht wirkendem, "herzzerreißenden" Schluchzen um den Sarg meiner Großmutter drängten. Es waren ärmlich gekleidete Frauen, die nach alter Landessitte auf diese Weise etwas Geld "erarbeiten" - oder erbetteln - wollten. Mein Vater hatte Mühe, seine Beherrschung zu bewahren.

Er empfand genauso wie wir anderen Balten dieses professionelle Klagegeschrei wie Hohn auf unsere tiefe Trauer um einen uns sehr nahen Menschen, steckte der Anführerin der Gruppe einen Geldschein zu und wies die ganze Schar aus der Totenkapelle.

Einen oder zwei Tage später mußte er sich wieder auf den Weg an die Front machen, nach Karelien, jenseits des Polarkreises.

Zu jenen Menschen, die mein kindliches Weltbild damals spürbar erweiterten - sicher in einer ganz anderen als der von ihm angestrebten Richtung - gehörte Herr Staab, unser Wohnungsnachbar. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt - Herr Staab war aus dem Altreich nach Litzmannstadt gekommen, damals bereits über 50 Jahre alt. Er war in seiner Heimat mittlerer Beamte gewesen, wollte vermutlich über einen Karrieresprung im neu eroberten Osten - wenige Jahre vor Erreichen der Pensions-Altersgrenze - sich, u. a., Ansprüche auf eine höhere Pension sichern. Bereits vor 1933 NSDAP-Mitglied, hatte er jetzt eine hauptamtliche Parteifunktion übernommen.

Seine Frau war etwa in seinem Alter, unscheinbar, trat kaum in Erscheinung. Wie bereits erwähnt - unsere Beziehungen zu Familie Staab waren korrekt, höflich, aber im großen und ganzen ziemlich distanziert.

Das hatte sich nach der Einberufung meines Vaters zur Wehrmacht - an der Herr Staab, wie wir dargestellt haben, "nicht schuldlos" war - für einige Monate etwas geändert, doch schon nach einem halben Jahr war wieder die frühere Distanz eingekehrt.

Zwischen mir und der Familie Staab gab es eine spezielle, persönliche, von den Erwachsenen kaum wahrgenommene Beziehung durch Gunter Staab, jenen Staab-Enkel, der mich zu seinem "großen Freund" auserkoren hatte, und jede Gelegenheit eines Kontaktes zu mir zu nutzen versuchte. Er war ein gutes Jahr jünger als ich, ein netter, blonder, im Vergleich zu uns anderen Kindern recht naiver Knabe, den ich als "Gefolgsmann" zwar akzeptierte, jedoch nicht so recht als meinen "eigentlichen" Freund empfand. Trotzdem - wenn mir nichts besseres einfiel, gab ich auch schon einmal seinem Drängen nach, und spielte mit ihm seine mir sehr kleinkindlich erscheinenden Lieblingsspiele. Es muß an einem Sonntag im Frühjahr 1944 gewesen sein, als Gunter wieder einmal bei seinem Großvater war, nach kurzer Zeit an unserer Wohnungstür klingelte, und mich anbettelte, mit ihm "Pferdchen" zu spielen. Das sog. Geschirr für dieses Spiel hatte er gleich mitgebracht - mit Hilfe einiger Lederriemen, die um die Brust geschnallt wurden, bekam das Pferdchen - d. h., Gunter - eine etwa 2 m lange Zügel-Schleife aus Bindfaden angelegt, mit welcher der Kutscher - also ich - das Pferdchen in seinem Lauf nach links und rechts lenken, mit "brr" und Zügelanziehen zum Stehen, bzw. mit "hühottt" zum schnellen Laufen bringen sollte. Es gehörte zum Spiel, daß das Pferdchen verschiedene Unarten hatte, bei "brr" loslief, oder beim Ziehen der rechten Seite der Schleife nach links lief, usw. Darüber mußte ich als Kutscher "ärgerlich" oder "verwirrt" reagieren, auch versuchen, das ungehorsame Pferdchen mit einigen sehr leichten, wirklich nur zum Scherz angedeuteten Schleifenschlägen zur Ordnung zu rufen. Ich war damals 9 Jahre alt, und dieses ganze Spiel war für mich damals wirklich ausgesprochener "Kleinkinderquark" - doch Gunter zuliebe ließ ich mich auf das "Pferdchenkutschieren" noch einmal mit ihm ein.

Wir tobten auf diese Weise schon eine Weile, abwechselnd über das Treppenhaus und durch den Garten. Unsere Stimmung war heiter-gelöst, weder Kinder noch Erwachsene waren in unserer Nähe. Wir ahnten beide nicht, daß Gunters Großvater, unser Nachbar Herr Staab, uns aus einem Fenster seiner Wohnung zu beobachten begonnen hatte.

Als das "Pferdchen" wieder einmal im Garten ganz ungebärdig bockte, mit den "Hufen wild scharrte", gab ich ihm - keineswegs zum erstenmal im Verlauf des Spiels - einige Schläge mit dem Bindfaden-Zügel.

Wie gesagt - das gehörte zum Spiel, störte die Harmonie zwischen Gunter und mir in keiner Weise. Plötzlich vernahm ich in meinem Rücken ein lautes Poltern; Herr Staab stürzte aus unserem Haus auf uns zu, riß mich beiseite, gab mir 2 oder 3 heftige Ohrfeigen, begleitet mit dem wütenden Ausruf: "Wir sind hier nicht in Rußland, Du hast meinen Enkel nicht zu schlagen! Wenn Du dich nicht wie ein

Deutscher benehmen kannst, mußt Du wohl wieder dorthin geschickt werden, wo Du herkommst!" Gunter war ganz verdattert, konnte nur noch sagen "Opa, aber wir spielen doch nur!", bevor er von seinem Großvater in dessen Wohnung gezogen wurde und die Tür hinter den beiden ins Schloß fiel. Ich war zunächst zur Säule erstarrt, konnte das Geschehene gar nicht fassen. Gewiß, die Schläge ins Gesicht hatten weh getan, aber das war nicht das Schlimmste. Ich hatte mich von dem Kleinen dazu bringen lassen, das von ihm so geliebte, alberne Pferdchenspiel mit ihm zu spielen, und wurde nun für meine Gutmütigkeit von seinem Großvater kränkend erniedrigt.

Es dauerte nicht lange, und mich überkam ein heftiger Weinkrampf. Ich verkroch mich im entferntesten Gartenwinkel, hatte einige Zeit nötig, bis ich mein Heulen unter Kontrolle bekam.

Jedenfalls war mein Gesicht völlig verweint, als mich meine Mutter zum Mittagessen rief.

Natürlich wurde ich nach der Ursache meines Aufgewühltseins gefragt, und mir blieb nichts übrig, als - von neuerlichem Schluchzen unterbrochen - den ganzen Hergang meiner Entwürdigung zu erzählen. Meine Mutter beschied mir darauf, kurz und knapp, oben in unserer Wohnung zu warten; sie ging schnurstracks die Treppe nach unten, klingelte bei Staabs. Frau Staab öffnete, meine Mutter bat ruhig, Herrn Staab sprechen zu dürfen, worauf er auch erschien. Ich hörte noch meine Mutter sagen "Herr Staab, ich glaube, wir gehen kurz in ihr Wohnzimmer", worauf die Wohnungstür geschlossen wurde. Kurz darauf war aus der Staabschen Wohnung ein erregter Wortwechsel zwischen meiner Mutter und dem Mann zu hören, wobei die Stimme meiner Mutter immer schneidender und bestimmter wurde, schließlich auch durch mehrere geschlossene Türen deutlich zu verstehen war: "Herr Staab, wenn mein Sohn zu strafen ist, so erledige ich das. Sie haben ihn nicht anzurühren. Falls sich ein Vorfall wie der heutige wiederholt, sehe ich mich gezwungen, mich an den Ortsgruppenleiter ihrer Partei zu wenden! Als mein Mann bei der Wehrmacht einrückte, haben Sie versprochen, uns bei etwaigen schwierigen Situationen zur Seite zu stehen. Ich glaube, daß damit anderes gemeint war, als heute geschehen ist!" Jetzt mischte sich die sonst immer im Hintergrund bleibende Frau Staab in das Gespräch, es wurde ruhiger, und etwas später verließ meine Mutter die Staabsche Wohnung. Ich konnte hören, wie zum Abschied Herr Staab ziemlich gepreßt ein "Es tut mir leid, Frau Akkermann!" von sich gab. Als meine Mutter wieder in unsere Wohnung eintrat, hatte sie einen hochroten Kopf, trank erst einmal ein Glas Wasser direkt aus der Leitung - was sonst völlig tabu war - und sagte zu mir: "Wenn dich Herr Staab noch einmal schlagen sollte, sagst du es mir sofort!" Damit war das Thema für sie beendet, und wir aßen Mittag.

Für mich war das Thema damit längst nicht erledigt; ich versuchte an den nächsten Tagen dem für mich unberechenbar gewordenen Mann möglichst völlig aus dem Weg zu gehen. Wenn ich aus dem Haus wollte, lauschte ich erst aufmerksam, ob sich in der Staabschen Wohnung etwas regte. Erst

wenn ich sicher sein konnte, daß ich bei meinem Weg aus dem Haus, an der Staabschen Wohnungstür vorbei, niemandem begegnen würde, lief ich, so schnell ich konnte, nach draußen.

Auch mit Gunter wollte ich einstweilen nichts zu tun haben. Gewiß traf ihn keine Schuld, aber ich empfand, daß er nachhaltiger für mich hätte eintreten müssen. Doch nach einigen Tagen wurde mir bewußt, daß ich damit von diesem kleinen Jungen zu viel verlangte. Trotzdem, ich ließ ihn einige Wochen links liegen, was ihn sehr betrübte. Es sollte wohl ein Trost sein, als er mir eines Tages sagte: "Mach Dir aus den paar Ohrfeigen von meinem Opa nichts, mein Vater prügelt uns öfters ohne jeden Grund!" Natürlich war dieser "Zuspruch" kein Trost; dennoch, im Laufe der Zeit trat in unserem Verhältnis wieder eine gewisse Normalität ein; auf seine albernen Kleinkinderspiele habe ich mich jedoch nie wieder eingelassen.

Es mochten 2 oder 3 Monate verstrichen sein, der Hochsommer war angebrochen, ich spielte im Garten.

Herr Staab hatte das bemerkt. Er kam aus dem Haus, ging zielstrebig zu mir, lächelte freundlich, und fragte mich "Siegfried, hast Du schon einmal gesehen, wie eine richtige Pistole auseinander genommen und wieder zusammengesetzt wird?" Natürlich hatte ich so etwas noch nie gesehen. "Soll ich dir das einmal zeigen?" Was sollte ich dazu anderes, als "ja" sagen.

Und so bat mich Herr Staab auf die Gartenbank in seiner Gartenhälfte, kam mit seiner Dienstpistole und einem weißen Tuch dorthin, breitete das Tuch auf der Bank aus und zerlegte die Waffe vor meinen staunenden Augen. Dabei wurden mir der Abzugsmechanismus, der Sicherungsmechanismus und noch manches mehr im einzelnen erklärt. Es war sehr viel, was mir Herr Staab vorführte, insgesamt zuviel, und zu sehr mit technischen Begriffen gespickt, als das ich alles wirklich erfassen konnte. Das Wesentliche aber verstand ich, und - es war eine richtige Waffe, deren Innenleben mir 9-Jährigem vorgestellt wurde, nicht irgendein Spielzeug! Zum Abschluß holte Herr Staab eine Patrone, hebelte mit einer Kneifzange vorsichtig die Kugel aus der Hülse, schüttete das Pulver auf die Gartenbanklehne, erläuterte dabei den Zündvorgang beim Auslösen eines Schusses, und ließ zum Schluß - ich mußte 3 m zurücktreten - das Pulver durch Anzünden mit Hilfe eines brennenden Streichholzes mit einer Stichflamme verbrennen.

Ich bedankte mich artig für das Gezeigte, und wurde von Herrn Staab mit den Worten verabschiedet: "Wenn Du weiterhin Dich so wie bisher entwickelst, dann wirst auch Du gewiß eines Tages deine persönliche Schußwaffe haben, zu den Waffenträgern unseres Führers gehören!"

Dieser Nachmittag im Hochsommer 1944 hat mich damals so stark beeindruckt, daß ich seinen Verlauf noch heute - etwa 60 Jahre später - im einzelnen schildern kann.

Von Stund an verhielt ich mich gegenüber der Familie Staab so, wie vor dem Zwischenfall beim Pferdchenspiel, obwohl sich meine innere Einstellung zu diesen Menschen erheblich verändert hatte; ich konnte ihn nie mehr so unbefangen wahrnehmen, wie vor der Prügelattacke. Mir war in der Person unseres Wohnungsnachbarn wohl zum erstenmal bewußt geworden, daß im gleichen Menschen sehr Schlimmes und Gütiges vereint sein können.

Die Aufmerksamkeit, die er mir - einem Drittklässler - im Zusammenhang mit seiner Einführung in die Handfeuerwaffenkunde schenkte, war sicherlich vordergründig motiviert - er wollte wohl helfen, die nach seiner Unbeherrschtheit sehr frostig gewordenen nachbarschaftlichen Beziehungen zu normalisieren. Folglich behandelte mich am bewußten Nachmittag auf der Gartenbank so, als wäre ich nicht der Nachbarsohn, sondern sein Enkel oder Neffe - freundlich, geduldig auf meine Fragen eingehend, sichtlich bemüht, sich für mich verständlich auszudrücken, mich und mein Bemühen um die Erfassung aller waffentechnischen Zusammenhänge sehr ernst nehmend. Vor allem dieses "Ernstgenommen-Werden" nahm mich im Augenblick für ihn ein. Dennoch - die ungerechten Ohrfeigen konnte ich ihm nicht vergessen.

Die Lebensweisheit, die sich schließlich aus diesen Widersprüchen herausschälte, war die schon zitierte Erkenntnis von der möglichen inneren Zwiespältigkeit des Menschen. Menschliche Enttäuschungen - deren es im Laufe der Jahre meines Lebens natürlich nicht wenige blieb - haben mich seit jener Zeit nur selten stark irritieren können.

Als ich meine Erlebnisse mit Herrn Staab meinem Vater - anläßlich dessen letzten Fronturlaubes - erzählte, hörte er sich das ruhig an. Meine Mutter hatte ihn offensichtlich schon vom Geschehenen in groben Zügen in Kenntnis gesetzt. Nachdem ich geendet hatte, sann mein Vater einige Augenblicke schweigend nach, um mir schließlich folgende Antwort zu geben: "Natürlich ist eine Pistole, ist ein Revolver etwas, was jeden Jungen interessiert. Aber schieße nie auf einen Menschen, besser, Du zielst auch nie auf ihn! Ich bin jetzt einige Jahre an der Front, und habe natürlich mit meinem Karabiner im Gefecht schießen müssen; aber ich habe nie auf einen bestimmten Menschen gezielt und abgedrückt. Wenn Du das - wie ich - in deinem Leben vermeiden kannst, wirst Du immer etwas besser schlafen, als wenn Du weißt, daß Du jemanden mit voller Absicht erschossen hast."

Ich bin dem Schicksal dankbar dafür - es ist mir in meinem ganzen Leben erspart geblieben, jemals von einer Schußwaffe gegenüber einem Menschen Gebrauch machen zu müssen.

Der Sommer des Jahres 1944 war für uns Deutsche, die in der Litzmannstädter Ginstergasse lebten, ein erheblich anderer, als die Sommer der vorangegangenen Jahre. Bei den letzten Montag-Morgen-Wochenapellen vor den großen Sommerferien an unserer Schule waren kaum noch Zitate der "nordischen Gestaltungskraft der germanischen Rasse", oder der "von der Vorsehung vorbestimmten Führungsrolle des deutschen Volkes" zu bemerken gewesen.

Fast alles drehte sich ausschließlich um den "heldenhaften Kampf" in dem "uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg", vor allem gegen den "feigen und mörderischen Weltbolschewismus", bei eifrigem Bemühen "unseres Herrgotts" - was meine Großmutter Anna Jessulat, die Witwe des Kantors Wilhelm Jessulat, wiederholt zu sarkastischen Bemerkungen veranlaßte, stets zum gelinden Entsetzen ihrer im staatlichen Bildungssystem als "Lehrerinnen im Beamtenverhältnis" tätigen Töchter.

Auf den Litfaßsäulen und an Mauerwänden erschienen in großer Zahl Plakate, die - auf grauem Hintergrund - den diagonalen schwarzen Schatten eines Schlapphutträgers zeigten, darunter die vier Worte: "Pssst! Feind hört mit!", in gelber Schrift. Die abendlichen Verdunkelungskontrollen seitens des Luftschutzes wurden zunehmend rigoroser durchgeführt, auch in der Schule häuften sich die Luftschutzübungen.

Den Erwachsenen wurde zu dieser Zeit mehr und mehr bewußt, daß die Periode der Blitzsiege der deutschen Wehrmacht vorbei war. Von der allgemein dominierenden Siegesrauschstimmung der Jahre 1940 - 1942 war im Sommer 1944 überhaupt nichts mehr zu spüren. Mancher erahnte, daß der Krieg ein für das deutsche Volk sehr böses Ende haben würde; und in Litzmannstadt, wo der schlimme Umgang mit Polen, vor allem aber mit den im Ghetto zusammengepferchten Juden wirklich von keinem übersehen werden konnte, fürchtete man wohl auch in vielen Familien, daß den Deutschen das, was sie anderen Völkern in den letzten Jahren angetan hatten, bald mit gleicher Münze zurückgezahlt werden würde.

Selbst bei uns damals 8 bis 10- Jährigen aus der Ginstergasse flammten im Frühjahr 1944 ernsthaftere Gespräche über unsere Lage und unsere Zukunft auf.

Der Vormarsch der Roten Armee hatte im Frühjahr-Frühsommer erst am Ostrand der Pripjet-Sümpfe gestoppt werden können, und diese Sümpfe lagen nur einige 100 km östlich unserer Stadt. Egon Leege, dessen Eltern und Großeltern in Lodz geboren und aufgewachsen waren, bemerkte eines Tages: "Und was passiert, wenn wir wieder einen schönen kalten Winter haben? Dann frieren die Sümpfe zu, und die Panzer des Iwan stehen eines Morgens vor unserer Haustür!" Die Staab-Kinder widersprachen heftig, und meinten, daß - im Gegenteil - unsere Panzer dann wieder nach Osten vorstoßen und "endlich Moskau erobern" würden. Wir übrigen Kinder schwiegen, waren aber der Auffassung, daß Egon eher Recht haben könnte.

Die Landung der westlichen Alliierten in der Normandie berührte uns weniger, es war "weit entfernter Theaterdonner". Doch immerhin - der Führer hatte den Westwall an der Atlantikküste als unüberwindlich erklärt, und jetzt waren - entgegen allen Versicherungen - die Amerikaner trotzdem in Frankreich gelandet. Nein, nein, es stand nicht mehr alles zum Besten in unserem einzigartigen Großdeutschland!

Und dann folgten zwei Ereignisse, die uns allen massiv unter die Haut gingen, die auf uns deutsche Kinder der Litzmannstädter Ginstergasse wie ein räumlich nahes, plötzlich - grelles Wetterleuchten wirkten.

In unseren Köpfen war jetzt kein Platz mehr für langatmige Grundsatzerörterungen, geschweige denn für den bis dahin durch unsere Umgebung - in letzter Zeit allerdings nur noch von Schule und offizieller Öffentlichkeit - nachhaltig angeregten Hurra-Patriotismus. Zwar spielten wir weiter Völkerball, aber in den Spielpausen begannen wir uns darüber sehr konkret auszutauschen, wohin man sich wohl wenden sollte, wenn die Ostfront - natürlich nur "zeitweilig" - noch näher käme. Es war unverkennbar - Themen dieser Art begannen die Gespräche zu Hause, in den Familien, zu dominieren.

Das eine dieser beiden uns bis in das Mark erschütternden Ereignisse war das Attentat auf Adolf Hitler in der ostpreußischen Wolfsschanze.

Aus irgendeinem Grunde war Egon Leege am Nachmittag zu Hause geblieben - wahrscheinlich mußte er, was öfters vorkam, irgendeine ihm aufgetragene häusliche Arbeit erledigen; doch zu späterer Stunde erschien er mit einer ungewohnt ernsten Miene bei uns auf der Straße und verkündete: "Auf den Führer ist heute mittags ein Attentat verübt worden; zum Glück hat der Führer überlebt". Es ist nicht weiter überraschend, daß damals keines von uns Kindern auf Anhieb wußte, was ein "Attentat" sein könnte. Also konnte Egon - seine Großmutter hatte es ihm vor einigen Minuten erklärt - sein frisches Detailwissen über die "feige Gemeinheit" unserer Feinde im einzelnen weitergeben.

Auch wenn uns unser Egon dabei wieder einmal sehr überheblich vorkam - der Inhalt dessen, was er erzählte, erschreckte uns alle zutiefst. Wenn es möglich war, daß der Führer in seinem eigenen Hauptquartier in eine solche Gefahr geriet - wie sicher waren wir dann hier, wo es so viele uns sicher nicht wohlgesonnene Polen in nächster Nachbarschaft gab, und "der Iwan" auch nicht mehr weit entfernt war?

Es war wenig später, als sich Egon an einem heißen Nachmittag, entgegen unseren Gewohnheiten, dicht neben mich auf die Bordsteinkante setzte und zu mir leise sagte: "In Warschau ist der Teufel los; die Polen haben einen Aufstand begonnen. Meinem Vater wurde es verboten, nach Warschau zu fahren, um in unserem Zweigbetrieb etwas zu erledigen. Meine Mutter hat die ganze Nacht geheult - wir haben im Altreich keine Verwandten oder alten Freunde. Ihr werdet bald zu euren Omas und Opas, Onkeln und Tanten in Richtung Westen fahren, doch wo soll unsere Familie hin?"

Natürlich wußte ich keine rechte Antwort, und mein "patriotischer Trost", es werde "alles schon nicht so schlimm" kommen, war bestimmt alles andere als überzeugend oder gar hilfreich.

Angesichts der räumlichen Nähe von Litzmannstadt und Warschau war es unvermeidbar, daß die Warschauer Ereignisse sehr bald allgemein - und in vielen Familien sehr detailliert - bekannt wurden. Der

sehr schnell gewaltige Dimensionen annehmende Warschauer Aufstand wurde zu diesem zweiten uns alle massiv bewegenden Ereignis im Sommer des Jahres 1944.

Gleichsam zur Bestätigung des durchgreifenden Situationswandels gab es dann Anfang August den ersten echten Fliegeralarm bei uns, nachdem wir in den Monaten zuvor durch viele Probealarme an das Sirenengeheul gewöhnt worden waren. Es war einer der Tage mit dem allerbesten Sommerwetter, als am späten Vormittag die Sirenen heulten, dieses Mal aber nach dem Voralarm nicht wieder entwarnten, sondern erstmals in das schreckliche fortdauernde Auf und Ab ihres Gejaules - das Signal für Hauptalarm - übergingen. Wir eilten in den Splittergraben auf dem Leegeschen Nachbargrundstück, um dann - halb neugierig, halb ängstlich - der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Nach etwa 10 - 15 Minuten begann die Luft von einem dumpfen Brummen erfüllt zu werden, in großer Höhe flogen, in Staffeln geordnet, 50 - 80 amerikanische Bomber von West nach Ost über die Stadt. Von deutschen Jagdflugzeugen war nichts zu sehen oder zu hören; anfangs schossen einige Flakgeschütze, aber an den weißen Explosionswolken der Granaten konnte jeder unschwer erkennen, daß die Flak mit ihren Geschossen die große Flughöhe der Amerikaner nicht annähernd erreichte. Die Flak hörte dann auch bald mit dem nutzlosen Geschieße auf.

Die Amerikaner warfen einige wenige, eher symbolische Bomben ab, bis sie dann gemächlich am östlichen Horizont entschwanden, das Brummen immer leiser wurde, schließlich aufhörte. Meine erste Bekanntschaft mit dem Bombenkrieg war also nicht sehr furchterregend verlaufen. Da sich nichts unmittelbar Gefährliches für uns Ginstergassen-Bewohner ergeben hatte, kletterten wir bald wieder aus dem Splittergraben, um das Schauspiel des amerikanischen Weiterfluges besser beobachten zu können. Die wahre Schrecklichkeit von ernsten Bombenangriffen sollte ich einige Wochen später in Kühlungsborn erleben.

Aus der Lokalzeitung erfuhren wir am nächsten Tag, daß die Amerikaner ihre Bombenlast weiter westlich, in der Gegend von Posen, abgeladen hatten; für Litzmannstadt hatten sie nur einige Bomben, gewissermaßen für Probeabwürfe, aufgespart. Die Maschinen hatten wohl den Auftrag, die durch den sowjetischen Vormarsch sich anbietenden Gelegenheiten einer Bombardierung der bisher von ihnen kaum erreichbaren östlichen Reichsgebiete zu erkunden, mit Landung auf nunmehr in sowjetischer Hand befindlichen Flugplätzen Weißrußlands.

Auch wenn der Fliegerangriff für uns Kinder dieses Mal nur ein Spektakel gewesen war - es war doch befremdlich zu erleben, daß von unserer deutschen Seite den amerikanischen Flugzeugen nichts und niemand entgegengesetzt werden konnte.

Mitte August teilte mir meine Mutter kurz und bündig, ohne lange Vorrede mit, daß es angebracht sei, meine Großmutter und mich zu evakuieren. Die Evakuierung sei etwas ähnliches, wie die ab September geplante Verschickung ganzer Schulklassen aus den Großstädten in weniger bombengefährdete, ländliche Gebiete.

Durch unsere Evakuierung würden allerdings wir beide - d. h. meine Großmutter und ich - nicht getrennt werden, sondern zusammenbleiben, nicht in irgendeine Kleinstadt des Warthegaus, sondern zu Onkel Walter ins mecklenburgische Kühlungsborn gebracht werden. Dort sollte ich auch einstweilen zur Schule gehen.

Ich empfand das als eine ausgesprochen unangenehme Neuigkeit - ich mochte nicht in eine andere Schule kommen, ich wollte bei meinen Freunden, vor allem bei meiner Mutter bleiben. Die Antwort meiner Mutter auf mein Herum-Gemaule war: "Wenn die Front wieder weiter weg ist, und es auch keine Bombenangriffe gibt, kommst du natürlich sofort zurück".

Ich verlegte mich schließlich aufs Betteln - zum Glück blieb meine Mutter hart; für Packen und Abschied blieb mir eine knappe Woche Zeit.

Da es nur ein vorübergehender Aufenthalt von etwa einem halben Jahr sein sollte, akzeptierte ich ohne größere Widerrede, daß die meisten Spielsachen - vor allem mein umfangreiches "Kriegsgerät", die Plastesoldaten, Blech-Kanonen, -Panzer und -LKWs - in Litzmannstadt bleiben sollten. Dieter Kunert, der im Vergleich zu uns anderen Kindern mit solchem schönen Knabenspielzeug von seinen Eltern - wohl aus finanziellen Gründen - sehr knapp gehalten wurde, bat mich, daß ich ihm doch einiges von dem, was ich nicht mitnahm, für die Zeit meiner Abwesenheit leihen möchte. Ich wollte nicht so recht meine Schätze in fremde Hände geben, doch schließlich lieh ich ihm etwa ein Dutzend Plastesoldaten bei Abnahme des Versprechens, diese unter einem bestimmten Baum in unserem Garten in einem Karton zu vergraben, falls er auch "zur Evakuierung geschickt" werden sollte. Ich wollte sicher sein, mein ganzes Gartenbeet-Schützengrabeninventar wieder zusammen zu haben, wenn ich - nach dem umgehend zu erwartenden Zurückdrängen des Feindes - im Frühjahr, spätestens im Sommer 1945 - nach Litzmannstadt zurückkommen würde.

Mein Wunsch, mich von meiner sehr geschätzten Lehrerin in der 3. Klasse, Frau Bischoff, zu verabschieden, konnte nicht erfüllt werden - Frau Bischoff war verreist.

An großen Abschiedsrunden bei unserer ortsansässigen weiteren Verwandtschaft lag meiner Mutter offensichtlich wenig. Meines Wissens gab es nur von Tante Olly noch einen kurzen Kaffeebesuch, der zudem ohnehin verabredet gewesen war. Es war meine letzte Begegnung mit dieser Großtante. Im Nachhinein ist es mir natürlich sehr verständlich, daß meine Mutter das ganze Unternehmen der

Evakuierung schnell und möglichst geräuschlos abwickeln wollte - denn wer im Spätsommer 1944 Reisen aus dem Warthegau in weit westlich gelegene Ziele Deutschlands antrat, begann sich bereits der "Heimatflucht" verdächtig zu machen.

Sehr enttäuscht von mir war Gunter Staab, zumal wir "doch erst vor kurzem erfahren hatten, wie ungefährlich amerikanische Luftangriffe für uns in Litzmannstadt" seien.

Felix Rüdiger, Inge Lindau, Dieter Kunert, Egon und Rudi Leege, den beiden Staab-Jungen - allen gab ich die Hand mit dem Versprechen, allerspätestens in einem Jahr wieder bei ihnen zurück zu sein. Nur Ilse grinste mich an und sagte "dafür bin vielleicht Ich dann gerade weg!" Von Rudi Leege verabschiedete ich mich, wie von den anderen; Egon schaute mich mit einem langen Blick an, und sagte: "An Deiner Stelle würde ich mich mit dem Zurückkommen nicht besonders beeilen!"

Die Fahrt nach Kühlungsborn traten wir zu viert an - meine Mutter und ich, meine Oma und Tante Lilly. Der letzte Weg von unserer Ginstergasse per Straßenbahn zum Bahnhof und dann zum Zug, wo wir auf Tante Lilly und meine Großmutter treffen sollten, ist mir in Einzelheiten im Gedächtnis geblieben. Irgendwie spürte ich doch, daß es ein Abschied für immer sein könnte.

Auf dem Bahnhof spielte sich noch die folgende Episode ab.

Wir stiegen gerade aus der Straßenbahn, als einige Mannschafts-Transport-LKW mit Blaulicht vorfuhren, Polizei und SS heraussprang, den Zugang zum Bahnhof weiträumig abriegelte. Wir waren schnell eingekeilt, und als meine Mutter sich energisch beschwerte, daß wir zum Zug müßten, da er sonst ohne uns abführe, wir eine sehr weite Reise vorhätten, wurde ihr von einem Polizisten bedeutet, sie möge sich beruhigen; Gauleiter Greiser werde in wenigen Minuten eintreffen, seinen Sonderzug besteigen und unverzüglich abfahren. Bis dahin sei ab sofort jeder andere Zugverkehr eingestellt, wir würden also unseren Zug mit Sicherheit erreichen.

Tatsächlich kamen einige Minuten später 6 - 8 PKW zügig vorgefahren, der Gauleiter und etwa 20 braun oder schwarz Uniformierte stiegen aus, begannen - der Gauleiter vorweg - über den freigehaltenen Bahnhofsvorplatz der breiten Freitreppe des Litzmannstädter Hauptbahnhofes zuzustreben. Einige Passanten rissen die rechte Hand zum Hitlergruß hoch, der eine oder andere brüllte auch "Sieg heil!" Die Mehrzahl - auch meine Mutter und ich - schwieg und staunte den goldbetreßten Gauleiter wie ein seltenes Zirkustier an. Dem war die ganze Situation offensichtlich nicht gerade angenehm, er grüßte mit einem unsicheren Lächeln zu den lautesten "Sieg heil!" - Brüllern zurück, verschwand im Bahnhofsgebäude, und kurz darauf wurde die Passage für die Öffentlichkeit wieder freigegeben.

Wie ich, so hatte auch meine Mutter bei dieser Gelegenheit den Gauleiter des Warthegaues zum ersten und einzigen Mal gesehen. Als wir uns mit dem ganzen aufgestauten Passantenstrom in Gang setzten, raunte sie mir zu: "Über das Ghetto, und was du dort gesehen hast, sprichst du in Kühlungsborn am besten überhaupt nicht!" Ich versprach es ihr, auch wenn ich damals nicht so ganz verstand, weshalb man in Kühlungsborn über das Litzmannstädter Ghetto nicht sprechen sollte.

Meine Tante und meine Oma waren etwas früher zum Bahnhof gefahren und hatten den Zug schon erreicht, bevor der Bahnhof abgesperrt wurde. Aber auch wir kamen, wenngleich etwas außer Atem, zur rechten Zeit in unserem Abteil an. Man wartete tatsächlich mit der Abfahrt, bis alle Passagiere aus dem durch die Absperrung bedingten Stau ihre Waggons erreicht hatten.

Die Reise von Litzmannstadt nach Kühlungsborn dauerte - das wußte ich vom Besuch im Vorjahr - etwa 30 Stunden.

Am frühen Nachmittag von Litzmannstadt abgefahren, führte uns unsere Strecke über Posen und Frankfurt/Oder zunächst nach Berlin, wo wir am frühen Morgen des nächsten Tages eintrafen. Dann hatten wir mit der S-Bahn den Weg vom Schlesischen zum Stettiner Bahnhof zu finden, um nachmittags in Rostock, schließlich am Abend - fast mit dem Sonnenuntergang - in Kühlungsborn anzukommen.

EVAKUIERT NACH KÜHLUNGSBORN

Das "Ostseebad Kühlungsborn" war für mich durch meinen Sommerurlaub im Jahre 1943 kein unbekanntes Reiseziel. Jetzt, im Sommer 1944, wirkte es genau so sauber und gepflegt, wie ich es vom Vorjahr in Erinnerung hatte.

Aber Kühlungsborn hatte sich dennoch erheblich verändert; es war kaum noch ein typisches Ferienbad und ein freundlich-heiterer Kurort, sondern - anders als im Vorjahr - eher eine Lazarettstadt.

Außerdem hatten in Kühlungsborn nicht wenige ausgebombte Familien - z. B. aus Hamburg und aus Berlin - bei ortsansässigen Verwandten oder Freunden ein Unterkommen gefunden.

Dominiert wurde das Ortsbild jedoch von den neu etablierten Verwundeten-Versorgungseinrichtungen für Soldaten aller Waffengattungen. Viele der großen Hotels waren in Reserve-Lazaretts umgewandelt, zur Tarnung dunkelgrün angestrichen worden; häufig leuchtete auf den Dachziegeln ein großes rotes Kreuz. Im Stadtwald sah man allenthalben gehfähige Lazarett-Insassen, verwundete Soldaten, denen ein Arm oder ein Bein - hin und wieder auch mehr als nur eine Gliedmaße - eingegipst oder amputiert waren. Meist gingen sie in kleineren Gruppen spazieren.

Mich 9-jährigen Knaben beeindruckten die hohen Tapferkeitsauszeichungen, z. B. das "EK I" - das "Eiserne Kreuz 1. Klasse" - oder gar das mit einem schwarz-weiß-roten Band um den Hals getragene "Ritterkreuz", die diesen meist jungen Männern verliehen worden waren. Wir Schulkinder hatten es in fünf Kriegsjahren gelernt, in solchen Soldaten Vorbilder zu sehen, und unwillkürlich erfaßte mich immer wieder ein Gefühl des Respektes, gar der Ehrfurcht, wenn ich einmal z. B. einen Ritterkreuzträger sah. Fast jeder Verwundete trug das Verwundeten-Abzeichen in Silber, einige hatten es auch in Gold. Der Zustand aller dieser Männer machte mich aber dann doch nachdenklich. War die auf der Brust getragene Plakette mit dem golden leuchtenden Stahlhelm - das "Verwundeten- Abzeichen in Gold" - es wirklich wert, schwerste lebenslange Schädigungen als Folge von Kriegsverletzungen hinzunehmen? Konnte das "EK I", oder selbst das "Ritterkreuz", einen amputierten Arm, ein fehlendes Bein aufwiegen? Ich gestehe - meine bis dahin unreflektierte Einstellung zu Kriegsauszeichnungen bekam bald einen gewissen "Knacks".

Das Flair des unbeschwerten Sommerparadieses war für das Ostseebad Kühlungsborn im Sommer 1944 jedenfalls entschwunden.

Zu dem gewandelten Stimmungsbild trugen erheblich die häufigen Leichenzüge zum Friedhof bei. Auf einem großen Handwagen befand sich der Sarg mit dem seinen Verwundungen erlegenen Soldaten, mit der Reichskriegsflagge bedeckt. Meist ging eine Gruppe von 6 - 12 Soldaten hinter dem Sarg,

manchmal waren es auch nur 2 oder 3. Die Verstorbenen wurden auf kürzestem Wege von ihrem Lazarett zum Friedhof gefahren und sofort beigesetzt, an jedem Tag mehrere. Nach der Beerdigung gingen die begleitenden Kameraden wieder in ihr Lazarett zurück, einer mit der vom Sarg geborgenen Reichskriegsflagge unter dem Arm - sie wurde für den nächsten Toten benötigt. Eine Trauerfeier in der Friedhofskapelle fand nur - m. W. - im Falle des Versterbens von Offizieren oder besonders hoch Dekorierten statt.

Auch wenn man sich in Kühlungsborn an dieses Bild gewöhnt hatte - in der Tiefe des Empfindens berührte es immer aufs Neue. Es waren oft noch sehr junge Männer, Jugendliche, deren Leben verloschen war. Und inzwischen hatten die meisten deutschen Familien, auch in Kühlungsborn, nahe Verwandte auf diese oder eine ähnliche Weise im Krieg verloren. Jeder Leichenzug für einen verstorbenen verwundeten deutschen Soldaten erinnerte an den Tod des eigenen Sohnes, Bruders, Verlobten, Freundes

Es war also eine eigenartige Mischung aus dem unmittelbaren Erleben schlimmer Kriegsfolgen, wunderschönen Sommerwetters und eines immer noch sehr gepflegten Ortsbildes, wodurch die Atmosphäre Kühlungsborns im Sommer 1944 bestimmt wurde.

Wie schon 1943, so wohnten wir wieder bei meinem Onkel Walter Jessulat und seiner Ehefrau, zu der ich "Tante Gertrud" sagte, in ihren beiden Zimmern im Haus Strandstraße 6, 2. Stock. Das 1. Stockwerk des Gebäudes wurde von der "Höheren Knaben- und Töchter-Lehranstalt" des Ortes eingenommen.

Aber während 1943 nur meine Mutter und ich meinen Onkel besucht hatten, waren wir in diesem Jahr zu viert angereist - außer uns beiden auch meine Großmutter und Tante Lilly. Zudem hatten mein Onkel und seine Frau bereits eine ihrer Schwestern, Eva Latzitis, bei sich aufgenommen. Die Folge war, daß 6 Erwachsene und 1 Kind gezwungen waren, in zwei Räumen zu wohnen. Ich glaube, man kann solche Wohnverhältnisse ohne Übertreibung als sehr beengt bezeichnen; die sich schnell einstellende allseits gereizte Grundstimmung der Erwachsenen blieb mir nicht verborgen.

Das Tüpfelchen auf dem "i" waren in dieser Situation die Enten-Küken, die "Tante Eva" aufzuziehen sich bemühte. Nachts fristeten sie ihr Dasein in einem großen Pappkarton unter ihrer Schlaftcouch, tagsüber wurden sie von ihrer "Entenmutter" zum nahen Karpfenteich getragen und dort gehütet. Auch wenn es im Laufe der Wochen den einen oder anderen Küken-Abgang gab - es gelang der Schwester meiner angeheirateten Tante tatsächlich, einige dieser Tiere bis Weihnachten in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie die Grundlage für einen unsere ganze Familie sättigenden Entenbraten abgaben.

Im Vergleich zu unseren gutbürgerlichen Wohnverhältnissen in Litzmannstadt waren die Wohnverhältnisse bei meinem Onkel "eine mittlere Katastrophe", so daß mich die Perspektive, unter diesen Bedingungen längere Zeit leben, die Schule besuchen zu müssen, alles andere als begeisterte.

Zu meinem Onkel Walter fühlte ich mich damals - als Junge in einer von Frauen dominierten familiären Umwelt - sehr hingezogen. Er war immer freundlich und ausgeglichen zu mir, aber er hatte für mich fast nie die Zeit, die ich mir wünschte. Er arbeitete inzwischen in seinem Doberaner Betrieb - einem Zulieferer der Heinkel-Flugzeugwerke in Rostock - als Werkmeister, mit vielen Überstunden, die sich in manchen Wochen zu 10 oder 11 Arbeitsschichten häuften. Er ging früh morgens stets vor 6.00 Uhr aus dem Haus, und er kam selten vor 8.00 Uhr abends wieder zurück. Das war für den End-Vierziger auf die Dauer gewiß eine enorme Belastung. Es ist verständlich, daß er an den Sonntagen seine Ruhe haben wollte; verständlich ist mir aus heutiger Sicht auch, daß ihn seine Ehefrau an diesen raren Tagen mit niemandem teilen wollte, auch nicht mit ihrem angeheirateten Neffen. Nur - mir war das damals keineswegs verständlich, ich fühlte bei ihr lediglich das Bestreben, mich irgendwie auszugrenzen.

Meine Mutter und Tante Lilly waren sich sicherlich betreffs der Untragbarkeit der aktuellen Wohnsituation bei ihrem Bruder voll bewußt. Trotz des wunderschönen Strandwetters Ende August 1944 blieben sie nur eine knappe Woche in Kühlungsborn, um dann wieder nach Litzmannstadt zurückzufahren, ihren Verpflichtungen als Lehrerinnen nachzukommen.

In dieser Woche erlebten wir einen schlimmen Bombenangriff - nicht als imponierendes Luftschauspiel in großer Höhe, mit fernem Flakgewummer und für uns ungefährlichem, eher unterhaltendem dumpfen Bombengedröhn, sondern als höchst bedrohliches und hautnahes Ereignis. Es war einer der letzten Tage, die meine Mutter und Tante Lilly mit uns in Kühlungsborn vor ihrer Rückfahrt verbrachten, vermutlich ein Sonntag. Wir hatten Mittag gegessen; mein Onkel hatte die letzte Luftlagemeldung im Radio abgehört und meinte, daß es möglich sei, daß "wir heute etwas abbekommen". Als alles mit Abräumen und Abwasch beschäftigt war, gab es Voralarm, der uns aus dem Warthegau frisch Zugereiste kaum beunruhigte; die viel alarmerfahreneren Kühlungsborner dagegen drängten zur Eile, da wir vielleicht bald in den Luftschutzkeller müßten. Und tatsächlich, nur wenige Minuten später gab es das widerliche, jaulende Auf- und Abheulen der Sirenen, den "echten Fliegeralarm". Insbesondere Tante Gertrud, aber auch mein Onkel Walter, wurden nun sehr energisch, dirigierten die anderen Frauen und mich in den Keller. Dort hatte man einen Raum geleert, zur Oberdecke mit Balken zusätzlich abgestützt und ihn mit ziemlich primitiven Sitzbänken ausgestattet. Die drei anderen Familien aus dem Gebäude waren schon vor uns nach unten gestürmt, saßen jetzt mit ernsten Gesichtern auf den Bänken. Ich hatte mir nichts übergezogen, war nur mit leichter Sommerkleidung in den Keller gelaufen. Da uns dort eine kühle und modrige Atmosphäre entgegenschlug, hätte ich am liebsten gleich wieder kehrtgemacht. Doch die Kellertür war von meinem Onkel unmittelbar nach unserer Ankunft im Luftschutzraum fest verschlossen worden, so daß ich mich notgedrungen in die Situation fügte. Die ernsten
Mienen der Erwachsenen erschienen mir jedoch in meiner kindlichen Dummheit reichlich übertrieben
- ich hatte es ja in Litzmannstadt bereits erlebt, wie die amerikanischen Flugzeuge in großer Höhe über
uns hinweg geflogen waren und irgendwo, weit entfernt von unserem Garten, ein paar Bomben abgeworfen hatten.

Auch über meine Mutter wunderte ich mich, die offensichtlich von der ernsten Atmosphäre angesteckt war, mich energisch bei der Hand faßte, sich in einen Mauerdurchgang stellte, mich sanft an sich drückte und zu mir "hier stehen wir wohl am sichersten" sagte, ruhig zwar, aber auch sehr ernst. Mir war das schließlich recht; dadurch, daß wir aneinandergeschmiegt standen, spürte ich wenigstens die unangenehme Kühle im Keller nicht allzu sehr.

Es trat bald Stille im Raum ein, keiner sprach; und dann konnten wir die Flak hören, vermutlich schossen die Geschütze der nahe Kühlungsborn, am Rieden-See, untergebrachten Flakschule der Luftwaffe. Doch plötzlich, in den kurzen Abständen von 5 - 10 Sekunden, hörten wir ziemlich heftige, sich in der Intensität allmählich steigernde Detonationen.

So etwas hatte ich in Litzmannstadt noch nicht erlebt. Das Gebäude, die Kellerwände - alles begann zuerst leicht, dann stärker zu vibrieren.

Dann trat eine Pause ein, vielleicht 1 - 2 Minuten. Alle begannen aufzuatmen, und mein Onkel sagte: "Hoffentlich ist es vorbei!" Aber es war nicht vorbei.

Plötzlich gab es ein fürchterliches Krachen, alles zitterte, der Kalk fiel von den Wänden, das Licht flackerte, und mich befiel ein Gefühl unerklärlicher Verlorenheit und Hilflosigkeit. Meine Mutter preßte mich an sich, irgendjemand begann mit gebrochener Stimme laut zu beten. Und da gab es auch schon den zweiten Knall, mindestens so laut wie sein Vorgänger, und einen dritten, der alles andere übertraf, zu Rissen in den festgemauerten Wänden führte, uns alle bis ins Mark erschütterte und eine Staubwolke auslöste; das Licht ging aus. Ich glaubte wirklich, daß jetzt bei der nächsten Bombe das ganze große Haus auf uns stürzen, uns begraben und zermalmen würde; und ohne mich noch kontrollieren zu können, fing ich laut zu wimmern an. Ich wimmerte nicht allein, aus dem dunklen Raum war ein mehrstimmiges Heulen, Wimmern und Weinen zu hören.

Doch die nächste Bombe kam nicht. Überraschend, wie schnell sich die allgemeine Verzweiflung legte, vorsichtige Wortfetzen zu hören waren, wie "sie sind doch jetzt vorbei, oder?", "Gott sei Dank, sie haben uns nicht getroffen!"

Mein Onkel Walter fragte schließlich: "Ist jemand verwundet?", was dann schon fast in normalen Stimmlagen allgemein verneint wurde. Dann kommandierte er: "Wir bleiben jetzt sicherheitshalber noch hier sitzen, bis die Entwarnung kommt! Und dann werde ich als erster hinausgehen, um irgendwie für Licht zu sorgen."

Die Entwarnung kam dann auch bald, und mit schlotternden Knien tasteten wir uns gleich hinter meinem Onkel aus dem dunklen Keller in den strahlenden Sommernachmittag.

Die letzten Bomben waren im Stadtwald eingeschlagen, nur 200 - 300 m von uns entfernt, doch ohne das es jemanden "erwischt" hatte. Der eigentliche Angriff war gegen die Flakschule gerichtet gewesen, wo es unter den jungen Flakhelfern auch Tote gegeben hatte.

Aber das erfuhren wir erst später.

Auf der Straße traf ich einige Jungen, mit denen ich schon vor einem Jahr gespielt hatte. Sie hatten offensichtlich einen solchen ernsten Fliegerangriff nicht zum erstenmal erlebt, waren jedenfalls schon hellwach dabei, den Himmel mit ihren Augen abzusuchen. Und wirklich, da oben hing ein kleiner weißer Fleck - ein einzelner Fallschirmspringer.

"Als wir aus unserem Keller rauskamen, haben wir noch gesehen, wie seine abgeschossene Maschine abschmierte" meinte einer meiner neuen Spielkameraden, sehr lässig, mit offensichtlichem Bemühen, Überlegenheit auszustrahlen.

Auch an diesem sonnendurchfluteten Sommertag wehte wieder ein leichter Südwestwind; es war unschwer auszumachen - der Fallschirmspringer wurde langsam, aber unaufhaltsam auf die offene See abgetrieben.

Ohne irgendjemanden zu fragen, liefen wir Jungen nun - so schnell wir konnten - an den Strand, zu den Resten der einstigen Seebrücke.

Wir kamen gerade noch zurecht, um den Springer in der Ostsee landen und ein Motorboot auslaufen zu sehen. Das Motorboot fuhr direkt auf den Punkt zu, an welchem der Flieger mit seinem Fallschirm niedergegangen war.

Dann waren einige Pistolenschüsse zu hören.

Das Boot kam ohne den Fallschirmspringer zurück.

Als ich das registrierte, zitterten mir zwar nicht wieder die Kniee, aber mir wurde plötzlich sehr kalt; ich bekam einen leichten Schüttelfrost, obwohl es immer noch ein wunderschöner Sommer-Sonntag-Nachmittag war, eine warme Sonne vom wolkenlosen Ostseehimmel schien.

Am 1. September 1944 begann für mich wieder der Schulunterricht, nunmehr in der "Volksschule Kühlungsborn".

Es gab zwei 4. Klassen, die in zwei verschiedenen Gebäuden unterrichtet wurden - die eine im eigentlichen Schulgebäude der Grundschule in Kühlungsborn-Ost, die andere in jenem Haus, in dem die "Höhere Knaben- und Töchter-Lehranstalt" untergebracht war.

Ich kam in diese "andere" Klasse. Unsere Klassenlehrerin war Frau Trenk. Sie war NSDAP-Mitglied und die Ehefrau des NSDAP-Ortsgruppenleiters, ebenfalls ein Lehrer; er unterrichtete in den höheren Klassen.

Gewiß war Frau Trenk eine überzeugte Nationalsozialistin, doch ohne demonstrativen Fanatismus. Trotz aller Fragwürdigkeiten dieser Ideologie und ihrer Auswüchse, die ihr kaum völlig verborgen gewesen sein konnten, hatte sie beschlossen, unerschütterlich an den "Führer" und seine "Bewegung" zu glauben. Sie war eine Persönlichkeit, die stets beherrschte Autorität ausstrahlte. Von der freundlichliberalen Mütterlichkeit meiner letzten Klassenlehrerin in Litzmannstadt, Frau Bischoff, konnte ich bei ihr jedoch nichts erkennen. Ihre Fächer beherrschte Frau Trenk zweifelsohne souverän; sie war im Umgang mit uns Schülern vergleichsweise großzügig, bemühte sich um Alltags-Gerechtigkeit, hatte keine Vorzugs- oder Lieblingsschüler.

Insgesamt war das Klassenklima in Kühlungsborn spürbar kühler, als ich es im Osten erlebt hatte, und es wurde häufiger, härter mit physischen Strafen vorgegangen. Die mir auch aus Litzmannstadt bekannten Schläge mit dem Lineal auf Handflächen und Handrücken wurden aus sehr viel nichtigeren Anlässen verabfolgt. Leisteten sich Jungen etwas größere Unbotmäßigkeiten - auch das wiederholte Nichtanfertigen von Hausaufgaben gehörte schon dazu - wurden sie nach Schulschluß zu einem Herrn Grunzig geschickt.

Herr Grunzig war der sog. "Schuldiener". Falls die Bestrafung eines Schülers aus unserer Klasse anstand, rief Frau Trenk in der letzten Pause besagten Schuldiener telefonisch an und instruierte ihn hinsichtlich Namen und vorgesehenem Strafmaß. Wenn der Junge weisungsgemäß bei ihm eintraf, wußte Herr Grunzig also bereits im einzelnen Bescheid. Da ihm die intensiveren körperlichen Abstrafungen aller Jungen von der 3. bis zur 8. Klasse als Dienstpflicht übertragen waren - Mädchen wurden von den harten körperlichen Strafen verschont - fanden sich fast täglich mehrere Kinder zu Mittagszeit bei ihm ein. Gemeinsam ging man dann in den Heizungskeller des Grundschulgebäudes, wo ein zu bestrafender Junge nach dem anderen von ihm in einen Verschlag gerufen wurde, um - je nach telefonisch erfolgter Anweisung durch den zuständigen Lehrer - 3 bis 10 Schläge mit einem Lederriemen auf das Gesäß zu erhalten.

Diese Prozedur war allgemein bekannt, ich kann mich nicht daran erinnern, daß je ein Junge versucht hätte, nach ausgesprochenem Verdikt dieser Strafe zu entrinnen. Sie wurde als "unausweichliches Schicksal" akzeptiert. Unter der Hand tuschelte man allerdings, daß Herr Grunzig seine Schläge sehr

wohl auch zu dosieren verstand, und eine aus seiner persönlichen Sicht überzogene Bestrafung auch einmal mit eher symbolischen, d. h. sehr milden Schlägen "abgearbeitet" wurde.

Über die pädagogischen Auswirkungen dieses differenzierten Systems körperlicher Züchtigung möchte ich mir hier kein Urteil erlauben, in Litzmannstadt gab es jedenfalls an unserer Heinzelshofer Schule derartiges nicht.

Hinsichtlich des schulischen Anforderungsniveaus machte es mir im Allgemeinen keine Schwierigkeiten, mit den Kühlungsborner Kindern mitzuhalten. In Mathematik und Deutsch – besser "Hochdeutsch" - war ich eindeutig besser als der Durchschnitt; Nachteile hatte ich, als neu zugezogener Ortsunkundiger, in Heimatkunde. Allergrößte Probleme machten mir die für mich völlig neuartigen Übungen in Plattdeutsch - etwa 20 % der Lesestücke und Sprachübungen wurden in Platt abgewickelt, das für mich in den ersten Monaten eine fremde Sprache war. Man schonte mich zunächst insofern, als daß meine kläglichen Bemühungen nicht zensiert wurden; später war eine "3" das für mich maximal Erreichbare in Plattdeutsch.

Bei einigen Kindern meiner Klasse gab es die gleichen Schwierigkeiten "seitenverkehrt" - sie konnten kaum Hochdeutsch, da in ihren Familien ausschließlich Platt gesprochen wurde. Fast alle diese Jungen und Mädchen waren Büdner- oder Landarbeiterkinder von Bauernhöfen in der Umgebung Kühlungsborns. Die Kinder der im Ort selbst ansässigen Familien hatten diese Probleme fast niemals - sie sprachen beide Varianten des Deutschen mehr oder weniger gut.

Ich spürte sehr schnell, daß nicht nur unterschiedliche sprachliche Fertigkeiten die einzelnen Einwohnergruppen und die einzelnen Kinder meiner Klasse voneinander trennten. Im Vergleich zu Litzmannstadt, wo unsere "Volksschule Heinzelshof" fast ausschließlich von Villenviertel-Kindern besucht wurde, die - wenngleich nach "Reichs"-, "Volks"- und "Balten-Deutsche" differenzierbar - alles in allem einen ähnlichen, in der Tendenz gehobenen sozialen Hintergrund hatten, waren in unserer Kühlungsborner Klasse des Jahres 1944 Kinder aus höchst unterschiedlichen Milieus vereint. Den Ton gab eine kleine Gruppe an, deren Eltern Inhaber von Hotels, mittleren Gewerbe- oder Handelseinrichtungen waren, ergänzt durch den einen oder anderen Sprößling der örtlichen Intelligenz. Neben solchen Kindern Alteingesessener gab es Kinder aus ähnlich gehobenem Milieu, die erst vor kurzem nach Kühlungsborn gelangt waren, entweder weil ihre Wohnungen in Hamburg, Berlin, Lübeck, Hannover oder anderen Städten West-, Mittel-, Süddeutschlands - aber auch in Rostock - durch Bomben zerstört worden waren, oder weil ihre Eltern sie, wie in meinem Fall, aus Furcht vor Kriegseinwirkungen bei Verwandten in Kühlungsborn untergebracht hatten. Auch wenn diese Kinder z. T. bereits länger als ein Jahr in Kühlungsborn lebten und zur Schule gingen - Zugang zum Zirkel des Nachwuchses der örtlichen Führungsschichten hatten sie fast nie gefunden. In meiner Klasse war ich

der zuletzt Gekommene, und, bis Februar 1945, der einzige aus dem Osten - also wurde ich von den Kindern der Bessergestellten am konsequentesten übersehen.

Doch das war nur der eine, der kleinere Teil unserer Klasse. Die anderen Schüler kamen aus weniger begüterten, z. T. ärmlichen Familien. Mehrere Kinder hatten keinen Vater - entweder weil er im Krieg gefallen war, oder weil sie unehelich geboren waren. Zum Kreis der eher auf der Schattenseite des Lebens Aufwachsenden gehörten auch die bereits erwähnten Kinder aus den Büdnereien und von den Bauernhöfen. Bereits als 9- oder 10Jährige wurden sie regelmäßig zu Arbeiten in Haus und Hof herangezogen, hatten ihre Schularbeiten oft nicht erledigt, weil die häuslichen Pflichten dafür keine Zeit ließen.

Allerdings - es gab auch einige begüterte Familien, die ihre Kinder in erheblichem Umfang und sehr früh zu Aushilfsarbeiten, z. B. im familieneigenen Hotelbetrieb, herbeizogen.

Ich fand monatelang keine persönlichen Freunde in Kühlungsborn. In den ersten Tagen war ich wohl als "Neuer" aus einer in Mecklenburg wenig bekannten Region Deutschlands irgendwie interessant und wurde von einigen Klassenkameraden tüchtig ausgefragt. Aber dieses aus kindlicher Neugierde resultierende Interesse war zumeist bald befriedigt, eingehendere Erörterungen - die dann auch manch sehr schlichte "längerfristige Grundüberzeugung" meiner Kühlungsborner Mitschüler in Bezug auf den Osten in Frage hätten stellen können - wünschte man kaum. Ich spürte sehr deutlich - man wollte sich in Kühlungsborn sein Überlegenheitsgefühl gegenüber "allem Östlichen" keinesfalls trüben lassen. Meine ersten näheren Freunde wurden schließlich "eingeborene" Mecklenburger aus sog. "kleinen Verhältnissen" - ich half gelegentlich bei den Mathematik-Hausaufgaben, und sie brachten mir beim Spielen das Plattdeutsche bei.

Eine kurze Bemerkung sei eingefügt zur Entwicklung meiner Kontakte mit jenen Nachbarskindern, mit denen ich schon im Jahre 1943 gelegentlich gespielt hatte und zu denen sich dann auch im Sommer 1944 schnell wieder ein lockeres "Spielkameraden-Verhältnis" herstellte. Als bekannt wurde, daß ich, der frühere Sommergast, ein dauerhafter Mitbewohner in ihrem Heimatort werden könnte, kühlten sich die Kontakte sehr schnell ab. Für eine dauerhafte Erweiterung ihres engen kindlichen Beziehungskreises bestand von der Seite meiner Spielkameraden aus dem Jahr 1943 offensichtlich kein Bedarf.

Von unseren damaligen erwachsenen Mitbewohnern in der Strandstraße 6 ist mir Rektor Engel in besonderer Erinnerung geblieben; er und seine Ehefrau waren unsere Etagennachbarn. Rektor Engel war ein hochgewachsener, sich gut haltender Mitte-Siebziger, Würde und viel Ruhe gingen von ihm aus. Er war früher in Kühlungsborn Schulrektor gewesen, schon Anfang der 30er

Jahre in Pension gegangen, und lebte jetzt recht zurückgezogen; aber er war immer noch Vorsitzender des Ortsvereins des Kyffhäuser-Bundes, einer Vereinigung ehemaliger deutscher Frontsoldaten des 1. Weltkrieges. Der Kyffhäuser-Bund hatte sich als Ganzes 1933 "gleichschalten" lassen und war so in das Gesamtsystem der NS-Organisationen gelangt.

Einmal monatlich konnte man Zeuge eines mir schon damals eigenartig anmutenden Zeremoniels sein. Am frühen Nachmittag versammelten sich etwa 15 - 20 ältere Männer - wohl alle über 60 Jahre alt - auf unserem Schulhof; dann kam Rektor Engel aus dem Haus, begrüßte jeden einzelnen, und gemeinsam gingen sie weg, Richtung Stadtwald. Nach etwa 3 Stunden kamen sie wieder zurück, in Marschformation, in Dreierreihen, um im Stillen Winkel, einer kleinen Nebenstraße der Strandstraße, auf Befehl von Rektor Engel halt zu machen. Rektor Engel hielt daraufhin eine kurze, etwa 3 - 5 Minuten lange Ansprache, in der er das damals Übliche von Vaterland, Pflicht zur Treue, entschlossener Verteidigung, usw. von sich gab. Schließlich ließ er die alten Männer in zackigem Kommandoton stramm stehen - offensichtlich bedeutete ihnen diese paramilitärische Zeremonie viel - und wegtreten. Ich habe ihn sonst nie so bestimmt wie bei diesen Kommandos sprechen hören. Auch wenn mich damals das Bekenntnis dieser Greisenschar zu alten Idealen irgendwie anrührte - das kleine Schauspiel war für mich neu, und angesichts der aktuellen Zeichen der Zeit empfand ich es als deplaziert.

Doch mit dieser Empfindung schien ich bei meinen damaligen Kühlungsborner Altersgefährten ziemlich allein zu sein. Ein Klassenkamerad hatte einen Opa in der Kyffhäuser-Gruppe, und auf diesen Opa war er - eben weil er Kyffhäuser-Mitglied war - besonders stolz; und manch anderer beneidete ihn darum.

Während Tante Eva ihre langsam größer werdenden Entenküken immer noch nachts im Pappkarton in der Wohnung versorgte, hatten andere unserer Haus-Mitbewohner Gänse, die ständig - d. h., auch tagsüber - im Schulschuppen gehalten wurden.

Mitte Oktober sprach sich unter uns Kindern herum, daß nunmehr der Zeitpunkt ihrer Schlachtung gekommen sei, was die Gemüter der bereits "schlachtungserfahrenen" unter uns seltsam erregte. Natürlich wollte ich mir das vermutlich Aufregende einer solchen Arbeit nicht entgehen lassen, und als das letzte Stündchen für das sonst so stolze Federvieh gekommen war, drängte auch ich mich in die Waschküche des Schulgebäudes, in der die Schlachtung stattfand. Ohne irgend etwas wie Angst, Schock oder Erregung zu empfinden, habe ich damals - zusammen mit 5 - 6 anderen Kindern, die im Gegensatz zu mir gar nicht ruhig blieben - zugesehen, wie 3 oder 4 Gänse durch Aufschlitzen ihrer Halsschlagadern getötet wurden.

Als ich das zu Hause erzählte, war Tante Gertrud entsetzt; jedenfalls tat sie so, und sprach von "furchtbaren Erlebnissen", deren Zeuge ich nun geworden sei. Ich habe damals diese ganze Aufregung nicht verstanden.

Einige Jahre später allerdings, als es bei uns zu Hause um das Kaninchenschlachten ging - ich hatte in der Zwischenzeit keine weiteren Schlachtungen erlebt - empfand ich eine unüberwindbare Scheu, Zeuge solcher Vorgänge sein zu müssen. Als 12Jähriger hatte ich eine erhebliche Angst vor dem Tod, die mir - soweit es andere, bzw. anderes betraf - als 9Jähriger prinzipiell fremd gewesen war.

Durch die Rückreise meiner Mutter und ihrer Schwester nach Litzmannstadt war die Wohndichte in unseren beiden Zimmern nicht mehr ganz so extrem wie im August, doch bei 4 Erwachsenen und mir immer noch bedrückend eng. Insbesondere der Ehefrau meines Onkels fiel es von Woche zu Woche schwerer, in diesen Verhältnissen zu leben, ihr psychisches Gleichgewicht zu behalten. Ich sollte es bald zu spüren bekommen; doch Näheres dazu später.

Mein Onkel war - wie schon gesagt - von morgens früh bis abends spät in seinem Doberaner Betrieb. Für die 3 Frauen hingegen war die Zwei-Zimmer-Wohnung nicht nur nachts, sondern auch tagsüber fast ausschließlicher Lebensraum.

Ich besuchte am Vormittag die Schule, bekam mittags zu Hause mein Mittagessen und setzte mich anschließend sofort an meine Schulaufgaben. Häusliche Pflichten hatte ich nicht, angesichts des "Hausfrauen-Überangebots" in der Familie ergab sich eine solche Freistellung für mich quasi "von selbst". Natürlich spürte ich das fast ständig gereizte häusliche Klima und suchte zumeist unmittelbar nach Mittagessen und Schularbeiten das Weite.

Dauerhaften Zugang zu den etwa gleichaltrigen Kindern in der Nachbarschaft oder Klassenkameraden konnte ich zunächst - wie schon angemerkt - nicht finden. Mir scheint es, daß ohnehin damals in Kühlungsborn Kinder viel allein, oder nur mit ihren Geschwistern die Freizeit verbrachten. Derart stabilen Kindergruppen, wie ich sie aus Litzmannstadt kannte, bin ich im Herbst 1944 in Kühlungsborn kaum begegnet.

Wenn sich einmal 3 oder 4 Kinder zu einem gemeinsamen Vorhaben zusammenfanden, waren dies schon viele, und es geschah selten. Völkerball - z. B. - wurde fast nur im schulischen Sportunterricht gespielt.

Was blieb da in meiner vielen freien Zeit zu tun übrig?

Im September 1944 bot sich angesichts des wunderschönen Spätsommerwetters der Ostseestrand an, wohin ich nach meinen Schularbeiten zunächst auch tagtäglich strebte. Ich badete einmal oder auch

öfters im Meer, gestaltete mehr oder weniger kunstvolle Sandburgen und andere kindlich-zeitgemäße Phantasiebauten aus Sand, Steinen und Strandgut, z. B. "Sandbunker".

Von anderen, größeren Kindern hatte ich mir bald ein bestimmtes Spiel abgeschaut - "Bunker zerstören".

Der Spielgedanke bestand in folgendem. Jede Partei häufte in einem bestimmten Feld eine bestimmte Anzahl von etwa kürbisgroßen Sandhaufen an. In jeden Haufen wurde, ausgerichtet auf die "gegnerische" Seite, ein kleiner Holzstock gesteckt. Dann wurde abwechselnd von einem bestimmten Punkt ein mittelschwerer Stein auf die "feindlichen Geschützbunker" gestoßen - berührte, "infolge des Beschusses", die Stockspitze den Boden, so galt der betreffende Bunker als vernichtet. Sieger war jene Partei, die zuerst alle "feindlichen Geschützbunker" ausgeschaltet hatte.

Da ich meist keinen Opponenten fand, habe ich dieses Spiel im September und Oktober 1944 oft mit mir selbst gespielt - ich nahm meine "Bunkerfestungen" der beiden Parteien abwechselnd unter "Beschuß", was zumindest den Vorteil hatte, daß immer die eine meiner beiden Parteien "siegreich" bleiben mußte.

Aber natürlich war das dann auch irgendwie "hirnrissig", und schließlich ziemlich langweilig. Als besagtes Spiel einige Jahre später unter uns Kindern und Jugendlichen in Kühlungsborn beinahe ein Modesport wurde, hatte ich aber einen sehr speziellen Erfahrungsvorteil, der mir immer wieder ausdrücklichen Respekt meiner Mitspieler einbrachte.

Der schöne September ging letzten Endes vorbei, und im Oktober gab es zunehmend Tage, an denen es für Strandaufenthalte oder ausgedehnte, ungebundene Streifzüge im nahen Stadtwald zu regnerisch war. Dann saß ich nach den Schularbeiten mit den 3 Frauen in der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, in einen Winkel möglichst unauffällig verkrochen, und versuchte, mich in eines der mitgebrachten Kinder- und Jugendbücher zu vertiefen.

So wurde ich einige Male ungewollt Zeuge von kurzen Wortwechseln zwischen meiner Großmutter und der Ehefrau meines Onkels, in denen mich meine Großmutter gegenüber ihrer Schwiegertochter nachhaltig verteidigte.

Ich war durchweg ein ruhiges und diszipliniertes Kind, das kaum Anlaß für "erzieherische Maßnahmen" bot. Dadurch belastete ich wahrscheinlich ungewollt die Atmosphäre in besonderer Weise - meiner "lieben Tante" bot sich keinerlei überzeugender, konkreter Anlaß, um ihre inzwischen kaum verhohlene Abneigung gegen mich irgendwie "festmachen" zu können, ihre aufgestauten Aggressionen abzureagieren.

Doch eines Abends - es war schon in der zweiten Oktoberhälfte - war die auf mich gewachsene stille Wut wohl zu groß geworden, meine Tante verlor ihre Selbstbeherrschung. Zunächst hatte sie mir in zunehmend gereiztem Ton nur Vorhaltungen gemacht, daß ich zu anderen Kindern unzureichend Kontakt fände.

Sicherlich war das auch auf dem Hintergrund ihres Wunsches zu verstehen, daß ich mich möglichst viel außerhalb ihrer kleinen, engen Wohnung aufhalten sollte, bei Regenwetter z. B. in den Wohnungen anderer Kinder.

Ich hörte mir ihre Vorhaltungen eine Weile schweigend an. Zum schweigenden Hinnehmen von durch Erwachsene gemachten Vorhaltungen war ich - wie damals wohl die meisten Kinder aus meiner sozialen Schicht - von frühesten Kindesbeinen an erzogen worden. Schließlich aber setzte ich mich doch verbal ein wenig zur Wehr, mit dem höflichen Hinweis, daß meine relative Isolierung vielleicht auch an den anderen Kindern liegen könnte.

Das war "die Höhe"! Meine Tante Gertrud verlor nun völlig die Fassung und schrie mich mit überschlagender Stimme an: "Weißt Du, was Du bist? Du bist ein stinkender kleiner Bovist, das sehen Dir alle Kinder hier an, und deshalb will keiner etwas mit Dir zu tun haben!"

Sprach's und rannte mit hochrotem Kopf aus der Wohnung.

Heute, mit dem Abstand von Jahrzehnten, halte ich es für möglich, daß sich damals auch tiefster weiblicher Schmerz über die inzwischen unveränderbare eigene Kinderlosigkeit bei dieser Frau durch einen Wutausbruch gegen mich entlud.

Doch zurück zum Herbst 1944. An jenem Tag im Oktober war ihre Schwester, Tante Eva, gerade mit ihren Entenküken am Karpfenteich beschäftigt, so daß meine Großmutter und ich nach dem Wegrennen meiner Tante allein zurückblieben. Wir tauschten schweigend einen langen Blick aus. Dann sagte ich: "Und jetzt schreibe ich das alles Mutti! Sie soll mich wieder nach Litzmannstadt zurückholen! Der Luftangriff hier war viel schlimmer als der in Litzmannstadt, und mit dieser Tante will ich nicht mehr zusammenleben"! Meine Oma dachte kurz nach, dann antwortete sie: "Wenn Du das tun willst, dann schreibe den Brief, mein Kind! Ich werde ihn selbst an deine Mutter abschicken!" Und so geschah es dann auch. Natürlich hatte meine Großmutter einen eigenen Brief verfaßt und in das Kuvert nach Litzmannstadt beigelegt.

Etwa 10 Tage später traf ein an meinen Onkel "persönlich" adressierter, eingeschriebener Eilbrief meiner Mutter ein, den meine Großmutter abfangen und direkt, ungeöffnet, am Abend ihrem Sohn geben konnte.

Er nahm ihn, begann ihn zu lesen. Seine Frau, durch den plötzlich in den Händen ihres Mannes befindlichen, unbekannten Brief ziemlich konsterniert, versuchte, das halbgelesene Schreiben an sich zu bringen; doch mein Onkel sagte, mit eigentümlichem, sonst von mir nie vernommenen Unterton "lass mich das Papier lesen!"

Dann faltete er es zusammen, steckte den Brief in seine Jackettasche und meinte ruhig zu seiner Frau:

"Zieh Dir deinen Mantel über, Gertrud, wir müssen einen längeren Spaziergang machen!"

Ich war schon eingeschlafen, als beide wieder zurückkamen. Meine Großmutter erzählte mir am nächsten Morgen, daß Tante Gertrud ein völlig verweintes Gesicht gehabt haben soll.

Von meiner Mutter erfuhr ich später, daß sie in diesem Brief ihren Bruder gebeten hatte, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, damit meine Großmutter und ich irgendwo ein anderes Quartier nehmen, aus der Zwei-Zimmer-Wohnung im Haus Strandstraße 6 ziehen können. Meine Mutter hatte -wovon ich damals nichts wußte - diese Bitte schon früher geäußert. Vielleicht war das von meiner Mutter an Tante Gertrud für die Zeit meines Aufenthaltes in ihrer Wohnung gezahlte, sehr angemessene Erziehungsgeld einer der Gründe gewesen, weshalb bisher keine andere Bleibe für mich zu finden gewesen war.

Nun ging alles sehr schnell. Innerhalb weniger Tage konnten wir zur Tischlermeisterwitwe Maria Uplegger im Haus "Hertha" ziehen, damals in die "Wilhelm-Gustloff-Straße" - später "Neue Reihe" - , in ein Haus mit dem Namen "Hertha", mit der Hausnummer 32.

Frau Uplegger hatte in ihrem Haus ein Zimmer, das im Sommer vermietet wurde. Der Sommer war nun vorbei, mit Sommergästen im auslaufenden Jahr 1944 nicht mehr zu rechnen. Meine Großmutter und ich konnten deshalb für einen moderaten Mietzins dieses Zimmer bis zur nächsten Sommersaison bewohnen.

So lautete die Vereinbarung vom Oktober 1944. Doch im Jahr 1945 kam es dann ganz anders. Das Zimmer wurde ein Teil jener Wohnung, in der unsere ganze Familie über Jahrzehnte, schließlich meine Mutter bis zu ihrem Tode im Jahre 1979 leben sollten, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung im Hochsommer 1945.

In den folgenden Monaten, d. h. in der Zeit von Mitte Oktober 1944 bis zum Weihnachtsfest 1944, waren meine Großmutter und ich eine eigene "kleine Familie", mit einer eigenen Ein-Zimmer-Bleibe. In rührender Sorge und Zuneigung stellte sich die damals bereits 77 Jahre alte Frau auf mich unausgelasteten 9- jährigen Knaben ein. Sie lernte von mir die Spielregeln der martialischen zeitgenössischen Brettspiele "Panzerschlacht" und "Flugzeugschlacht", machte mit mir ausgedehnte Spaziergänge, betreute und versorgte mich.

Von der Strandpromenade in Kühlungsborn konnte man im Herbst 1944 die in fünf- bis zehn-Minuten

- Abständen vorbeifliegenden, raketengetriebenen Flügelbomben "V 1" beobachten; vermutlich gestartet in Peenemünde, flogen sie in 500 - 1000 m Höhe über die Ostsee nach Großbritannien. Der Raketenantrieb zündete etwa alle 10 Sekunden; aus dem Antriebsrohr fauchte dann für 2 Sekunden ein roter Feuerstrahl, die Rakete wurde beschleunigt und ein wenig nach oben getrieben, um dann in charakteristischer Parabel-Bahn eines Geschosses sich wieder ein wenig in Richtung Wasseroberfläche zu senken. Der Sinkflug fand nach einigen weiteren Sekunden durch eine erneute Zündung des Raketentriebwerkes sein Ende, und die Wiederholung des Bewegungszyklus begann.

Die Flügelbomben hatten also einen "hüpfenden" Flug, und da sich das Ganze in der günstigen Beobachtungsentfernung von höchstens 4 - 5 km vor der Küste abspielte, bot sich an nebligen und trüben Abenden ein besonders gespenstischer, in gewisser Hinsicht faszinierender Anblick - feuerspeiende Monster fauchten mit ihrer todbringenden Fracht in großen Sprüngen durch "Nacht und Nebel". Kaum war das eine entschwunden, kam das nächste.

Aber - nachdem wir uns das an mehreren Abenden angeschaut hatten, begannen wir das Ganze doch zunehmend als monoton zu empfinden.

Meine Großmutter hatte eine erheblich effektivere Idee, den Nachmittagsspaziergängen einen sinnvollen, insbesondere nutzbringenden Inhalt zu geben; sie brachte es mir bei, die in Mecklenburg häufigsten Speisepilze zu erkennen und auch - dies allerdings mit sehr mäßigem Erfolg - im Kühlungsborner Stadtwald solche zu finden.

Auch wenn die Erträge dieser Bemühungen bescheiden blieben - einige Maronen, manchmal auch einen Steinpilz fanden wir meistens doch, und zur Geschmachsverbesserung unserer Mahlzeiten reichte das allemal.

Mitte November machten wir eine Feststellung, die uns zu Aktivitäten veranlaßte, mit welchen dem langweiligen Schlendrian meiner Freizeitgestaltung ein für allemal ein Ende bereitet wurde. Meine Oma stellte fest, daß unser im Zimmer befindlicher Kachelofen - sollte er warm werden - erheblich mehr Feuerung benötigte, als bisher grob überschlägig berechnet worden war.

Schon nach 3 oder 4 Herbstwochen war der von meinem Onkel uns mitgegebene Brikettvorrat erheblich dezimiert - und der eigentliche Winter stand erst bevor. Da wir Zeit genug hatten, begannen meine Großmutter und ich im Stadtwald Bruchholz zu sammeln. Frau Uplegger wies uns auf dem Hof einen überdachten Platz zu, an welchem wir die angeschleppten Äste lagerten.

Ende November gab es einige heftige Herbststürme, die zur Entwurzelung einer größeren Anzahl von Bäumen führten, und damit zum Anfall einer bemerkenswerten Menge von Astholz.

Zur Aufarbeitung dieses Sturmschadens wurden drei italienische Kriegsgefangene abkommandiert, offensichtlich Männer vom Fach, die ihre Arbeit gekonnt, mit Ruhe und Umsicht verrichteten. An den ersten Einsatztagen wurden sie von einem älteren deutschen Soldaten bewacht; dann wurde der abgezogen, und die Italiener arbeiteten - in ihren italienischen Militäruniformen - systematisch und ausdauernd, völlig selbständig den Windbruch auf.

Sie waren bei einem Bauern untergebracht, der sie auch beköstigte und ihnen ihr Handwerkszeug bereitstellte.

Tag für Tag fanden sich immer mehr Interessenten am vielen Bruch-Astholz ein, so daß die Italiener schließlich die Verteilung der dicksten Äste unter uns Deutschen regeln mußten, gewissermaßen zu von den deutschen Frauen, Jugendlichen und Kindern voll respektierten Chefs der Szene wurden - obwohl sie Kriegsgefangene waren.

Nach Weihnachten, als der Bruch aufgearbeitet war, machten sie sich bei verschiedenen Bauern nützlich; sie waren versierte Land- und Forstarbeiter, die gerne von den deutschen Bauern in den Gehöften rund um Kühlungsborn eingesetzt wurden. Erst im Spätwinter wurden sie von einem Wehrmachtskommando wieder aus Kühlungsborn abgeholt; über ihren weiteren Verbleib wurde im Ort nichts bekannt.

Meine Großmutter und ich haben jedenfalls damals im Herbst einen ansehnlichen Vorrat an Bruchholz nach Hause gebracht, der wesentlich mithalf, unser Zimmer im bitterkalten Winter 1944/45 ausreichend warm zu halten.

Die entkrampfte Wohnsituation ermöglichte, daß sich die Beziehungen zwischen Tante Gertrud und uns - insbesondere auch zu mir - wieder etwas entspannten. Sie brachte uns öfters von den durch sie zubereiteten Speisen "Probierportionen", die nicht selten einer vollen Mahlzeit entsprachen, und suchte nun öfters das Gespräch mit mir. Ich reagierte höflich, aber Sympathie konnte ich ihr nicht mehr entgegenbringen, auch wenn sie offensichtlich bemüht war, das im Oktober Geschehene vergessen zu lassen.

In der Schule ging das Leben im Kühlungsborner Herbst des Jahres 1944 noch seinen geregelten, üblichen Gang. Das Plattdeutsch verlor allmählich für mich seine Schrecken, ich hörte mich in die Sprache immer besser hinein und begann, sie zu verstehen.

Mit dem einen oder anderen Klassenkameraden gab es hin und wieder auch den einen oder anderen Kontakt außerhalb der Schule, doch freundschaftlich war das alles - bis auf weiteres - noch keineswegs zu nennen. Auch abgesehen von meiner Person blieb das von mir bereits in den ersten Kühlungsborner

Schultagen als kühl, oft distanziert empfundene allgemeine Klima in der Klasse weiter bestehen. Zudem gewann ich den Eindruck, daß dies in den anderen Klassen der Schule nicht anders war.

Dieser Bericht wäre unvollständig, würde ich nicht - zumindest in gedrängter Form - auf ein für unsere Kühlungsborner Schule besonderes Ereignis eingehen, auf den Besuch des Rostocker NSDAP-Kreisleiters im Spätherbst 1944.

In der Tendenz war das schulische Leben in Kühlungsborn erheblich weniger durch ausgesprochen politische Aktivitäten geprägt, als in Litzmannstadt; z. B. fanden in Kühlungsborn keine Wochenapelle am Montagmorgen statt.

Um so bedeutender war der Kreisleiterbesuch, sein konkretes Ziel waren die Jungen der 4. Klassen; genauer gesagt - eine bestimmte Auslese von uns.

Etwa jeder 3. Junge meiner Klasse wurde, nachdem der Kreisleiter eine kurze Ansprache seinerzeit üblichen Inhalts vor der ganzen Klasse gehalten hatte, in einen bestimmten Raum im Hauptgebäude der Schule geschickt; ich gehörte zu diesem Drittel der "Auserwählten".

Dort angekommen, mußten wir etwa 20 Minuten warten - der Kreisleiter sprach vor Schülern der anderen 4. Klasse. Dann kamen die "Auserwählten" auch dieser Klasse zu uns, mit ihnen mehrere Lehrer, und ein wenig später dann der Kreisleiter, diesmal in Begleitung des Rektors.

Nun hub der Kreisleiter mit einer längeren Rede an uns knappes Dutzend Neun- und Zehnjährige an. Wir wurden als Angehörige der "zukünftigen Elite unseres deutschen Volkes" bezeichnet, mit denen der Führer "Besonderes vorhabe".

Kurz und gut - wir erlebten eine Werbeverantstaltung für die sog. "Adolf-Hitler-Schulen", die offiziell "National-Politische Erziehungsanstalten" - abgekürzt "NAPOLA" - hießen, eine Art von Kadettenanstalten für den späteren politischen Führungsnachwuchs der NSDAP und ihrer Gliederungen. Wir ließen uns mit leuchtenden Augen und heißen Ohren - u. a. - von den vielen verlockenden Sportangeboten dort berichten - z. B. Segelfliegen, Motorrad-Geländesport, usw. - , was natürlich ein jedes Jungenherz höher schlagen ließ.

Zum Schluß wurden zwei Jungen vom Kreisleiter zu ihm befohlen - zwei Knaben mit hellblondem Haar, blauen Augen und langgestrecktem Schädel, zu denen er einige persönliche Worte sprach, sie zum Schluß mit Handschlag verabschiedete.

Dann wurden wir alle in unsere Klassen zu den wartenden Mädchen und den "nicht-auserwählten" Jungen entlassen.

Der Unterricht wurde ohne weitere Kommentare fortgesetzt.

Wie alle Eltern der "Auserwählten" erhielt auch meine Mutter zur Weihnachtszeit eine förmliche Anfrage, ob sie mit meiner Übernahme in eine NAPOLA ab April 1945 einverstanden wäre. Meine Mutter lehnte ab, mit dem Hinweis, daß ich ihr einziges Kind sei.

Zu Weihnachten 1944 gab es eine große Familienversammlung bei meinem Onkel Walter, in der Kühlungsborner Strandstraße 6.

Nicht nur meine Mutter und Tante Lilly verlebten die Weihnachtsfeiertage und die Jahreswende in Kühlungsborn, die Frau meines Onkels hatte auch ihren Bruder Georg Latzitis - Onkel Georg - und dessen Ehefrau - Tante Adele - zu sich eingeladen.

Meine Mutter und Tante Lilly schliefen jetzt natürlich nicht bei meinem Onkel, sondern bei meiner Großmutter und mir, im Haus "Hertha". Doch das Ehepaar Latzitis nächtigte - zusammen mit Onkel Georgs Schwestern Gertrud und Eva, sowie meinem Onkel Walter - in der kleinen Strandstraßen-Wohnung, und die eigentlichen Weihnachts-, bzw. Sylvesterfeierlichkeiten spielten sich sich in ihrer Gesamtheit für uns alle versammelten Familienmitglieder dort ab - für 8 Erwachsene und 1 Kind. Es war wirklich sehr, sehr eng.

Georg Latzitis war Diplom-Ingenieur.

Begünstigt durch die litauische Großmutter in der Familie Latzitis, hatte er in den 30er Jahren vom litauischen Staat - auf Basis eines Hochschulabkommens zwischen Litauen und der Tschechoslovakei - ein Auslandsstipendium bekommen, war an der Technischen Hochschule Prag zum Diplom-Ingenieur ausgebildet worden. Kurz vor Kriegsbeginn hatte er sein Studium abschließen können, eine deutschstämmige Pragerin - Tante Adele - geheiratet und war nach Litauen zurückgekehrt. Wenig später konnten er und seine junge Ehefrau sich dem großen Umsiedlungsgeschehen der Deutschen aus dem Baltikum anschließen, um dann bald - m. W. irgendwo in Pommern - eine Anstellung als Diplom-Ingenieur zu finden. Er war eine sehr "wendige" Persönlichkeit, trat der NSDAP bei, stieg schnell zum Wehrwirtschaftsführer auf und wurde schließlich für den ganzen Krieg "UK", d. h. "unabkömmlich" gestellt. Ihm blieb somit das Soldatendasein im 2. Weltkrieg erspart.

Erklärlicherweise wurde diese Karriere in unserem engeren Teil der Familie mit zwiespältigen Gefühlen verfolgt. Da er aber ein sehr gut informierter Mann geworden war, erfuhr er trotzdem bei meiner Mutter und ihren Geschwistern einen gewissen Respekt.

Meine Mutter und Tante Lilly - die gemeinsam anreisten - wurden von meiner Großmutter und mir vom Bahnhof Kühlungsborn Ost abgeholt. Als meine Mutter aus dem Zug stieg, bemerkte ich sofort an ihrem Mantelaufschlag ein mir im Prinzip recht geläufiges Abzeichen, das sie aber bisher noch nie getragen hatte - das schwarze Hakenkreuz im weißen Feld, umgeben vom roten Ring, d. h., das Abzeichen der Mitglieder und Kandidaten der NSDAP.

Meine Mutter hatte sich also im Herbst 1944 tatsächlich noch überreden lassen, NSDAP-Kandidatin zu werden, aus heutiger Sicht ein völlig unverständlicher Schritt. Damals sah ich das allerdings sehr unbefangen - mir fiel die Veränderung zwar sofort auf, aber irgendeine Wertung folgerte damals für mich keineswegs. Ich hatte meine Mutter wieder, zumindest für die Weihnachtsfeiertage, und hoffte sehr, daß sie mich nach Weihnachten in das mir zur Heimat gewordene Litzmannstadt zurücknehmen würde.

In der Familie gab es auf das Erscheinen der Parteiplakette am Mantelkragen meiner Mutter sehr unterschiedliche Reaktionen. Meine Großmutter und mein Onkel Walter schienen von dieser Entwicklung gar nicht erbaut zu sein. Georg Latzitis begrüßte sie mit einem lauten und ostentativen "willkommen an der Ostsee, Parteigenossin Schwägerin!", und begleitete das Ganze mit einem aufgesetzten großen Lachen. Völlig unverständlich war mir Tante Gertruds Reaktion. Sie, die sich ihr Leben lang aus allen politischen Aktivitäten möglichst herausgehalten hatte, erklärte ausführlich und langatmig ihre große Freude, daß neben ihrem Bruder jetzt auch eine ihrer Schwägerinnen "Mitglied der Partei" geworden sei.

Wenn es während der Weihnachtsfeiertage zu irgendwelchen Vorstellungszeremonien kam - gegenüber Nachbarn, weitläufig Bekannen, usw. -, fügte sie bei der Vorstellung meiner Mutter der Namensnennung regelmäßig den Satz an: "Meine Schwägerin ist Mitglied der Partei!". Vielleicht glaubte sie meiner Mutter damit zu schmeicheln - sie war auch sonst sichtlich bemüht, die "atmosphärische Störung" im Oktober nicht wieder zu thematisieren -, vielleicht aber meinte sie auch, damit ihr eigenes Ansehen bei bestimmten Leuten steigern zu können. Ich weiß es nicht. Meiner Mutter war das unübersehbar peinlich, und schließlich machte sie gegenüber ihrer Schwägerin auch eine diesbezügliche Bemerkung. Forthin wurde der bewußte Zusatz weggelassen.

Die Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß ich an diesem Weihnachtsfest und zu Sylvester zum ersten Mal im Familienkreis fast wie ein Erwachsener behandelt wurde. Noch 1943 wurde ich zu Weihnachten und auch zu Sylvester spätestens um 10.00 Uhr abends "ins Bett gesteckt". Nun durfte ich so lange an der Festtafel verweilen, wie die Erwachsenen beisammensaßen. Und zum ersten Mal in meinem Leben wurde es mir erlaubt, das Neue Jahr 1945 zusammen mit den Erwachsenen um Mitternacht zu begrüßen. So hatte die enge Wohnung, in welcher in der Sylvesternacht bei bestem Willen kein ruhiger Platz zum Schlafen zu finden gewesen wäre, für mich auch ihr sehr Interessantes..

Ich hörte jedenfalls den Gesprächen der Erwachsenen, die wirklich für mich von Stunde zu Stunde interessanter wurden, aufmerksam zu; das hing sicherlich auch damit zusammen, daß einige Gläser Wein die Zunge stark gelockert hatten. Dabei wurde ich Zeuge eines fast zum Dissenz führenden Disputes zwischen meiner Mutter und Onkel Georg. Georg Latzitis, er war etwas jünger als meine Mutter, beglückwünschte sie mit unübersehbarer Ironie zu ihrem "großen Mut", in der jetzigen "für die Bewegung so schweren Zeit" sich so eindeutig "zu Führer, Volk und Vaterland" zu bekennen. Meine Mutter übersah bewußt diese Ironie und bemühte sich, ihre Haltung in ruhigen Worten damit zu begründen, daß "gerade schlimme Zeiten das Zusammenstehen eines Volkes nötig machten", auch wenn im Namen des Nationalsozialismus in den letzten Jahren "nicht alles so gelaufen sei, wie es hätte laufen müssen". Und im übrigen sei sie fest davon überzeugt, daß unsere Wunderwaffen im Krieg bald die Wende bringen würden. Ihr sei anläßlich der Kandidaten-Aufnahme-Feier von einem höheren SA-Führer in einem kurzen vertraulichen Gespräch bedeutet worden, daß eine Bombe mit bis dahin unbekannter Sprengkraft kurz vor der Einsatzreife stehe, und insbesondere diese Wunderwaffe die Wende bringen würde.

Vermutlich war damit das damalige deutsche Atomwaffen-Projekt gemeint gewesen.

Georg Latzitis hörte sich das alles breit grinsend an; nachdem meine Mutter geendet hatte, brach er in ein schallendes Gelächter aus, das die Aufmerksamkeit der ganzen Tafel auf sich zog. Seine beiden Schwestern hatten auch das Gespräch verfolgt, sie schauten ihn, nun in Reaktion auf sein Lachen, mit eisigen Mienen an. Darauf erschien auf seinem Gesicht - in sekundenschneller Wandlung - ein freundliches, gewinnendes Lächeln, er erhob sein Glas, und mit dem Toast "auf unsere Wunderwaffen, meine Lieben!" entspannte er tatsächlich die Situation.

Auch heute glaube ich, daß meine Mutter zu Sylvester 1944 subjektiv ehrlich das gesagt hatte, was sie damals meinte. Für mich ist dies ein Beleg dafür, daß selbst lebenskluge und gebildete Menschen in bestimmten Situationen zu Auffassungen gebracht werden können, die mit gehörigem Abstand betrachtet als absolut unverständlich erscheinen. In späteren Jahren war dies auch die Einstellung meiner Mutter zu ihrem "halbjährigen Gastspiel" als Kandidatin der NSDAP. Denn im Mai 1945 war bekanntlich die ganze "Herrlichkeit des Dritten Reiches" vorbei.

Nachdem um Mitternacht das Neue Jahr - 1945 - angebrochen war, sollte jeder in einem Satz seine Erwartungen an das Neue Jahr zum Ausdruck bringen. Ich weiß noch, daß Onkel Walter sinngemäß sagte: "Ich hoffe, daß die Menschen endlich zur Vernunft kommen und Frieden schließen! Hoffentlich wird es für uns kein roter Frieden sein!" Auf diese Worte meines Onkels folgte ein wirres und heftiges Durcheinander verschiedener Meinungsäußerungen, denn damit war kaum kaschiert zum Ausdruck gebracht worden, daß der Krieg möglicherweise mit einem großen sowjetischen Triumph enden könnte. Das Durcheinandergerede hielt eine Weile an, bis Onkel Georg die Runde fragte: "Ihr wollt

keine rote Zukunft, wohl doch auch keine schwarze, was wollt ihr dann?" Es herrschte ein allgemein irritiertes Schweigen, und so setzte er fort: "Einigen wir uns auf meinen Wunsch - eine rosarote Zukunft nach unseren Vorstellungen, und uns allen ein langes Leben!"

Man nickte, prostete sich zu, das Thema der "persönlichen Wünsche und Erwartungen zum Neuen Jahr 1945" wurde als erledigt angesehen.

Am Neujahrstag, am Nachmittag, machten sich meine Mutter und Tante Lilly wieder auf die Heimreise in den Warthegau.

Meine inständigen Bitten, wieder nach Litzmannstadt mitgenommen zu werden, waren von meiner Mutter konsequent abschlägig beschieden worden; hier war der Mutterinstinkt stärker als die patriotische Überzeugung.

Aber meine Mutter hatte etwas anderes für mich arrangiert, wie ich später erfuhr, vor allem auf Bitten meiner Großmutter.

Am 3. Januar 1945 wurde ich in das Kinderheim "Lindenhof" aufgenommen, auch in der damaligen Wilhelm-Gustloff-Straße gelegen, schräg gegenüber dem Haus "Hertha".

Meine bald 78jährige Großmutter fühlte sich auf Dauer den Pflichten meiner Erziehung und Versorgung doch nicht mehr voll gewachsen.

Noch bevor der Schulunterricht nach den Weihnachtsferien wieder aufgenommen wurde, war ich ein Heimkind geworden. Hinsichtlich meiner schulischen Zuordnung änderte sich nichts, ich blieb in jener Klasse, in der ich allmählich leidlich heimisch zu werden begann.

Im Vergleich zu den ihn umgebenden, eher Villen- oder Büdnerei-typischen Häusern aus der Zeit kurz nach der Jahrhundertwende war der "Lindenhof" ein jüngeres, recht großes, dreistöckiges Gebäude, im Baustil des Beginns der 30er Jahre. Mit seiner Südfront zur Straßenseite gerichtet, erstreckte sich auf der Nordseite - dort, wo die umgebenden Häuser ihre Gärten hatten - ein relativ großer Hof, der bis an den Stadtwald reichte. Zu meiner Zeit hatte er eine große Pforte, so, daß wir Heimkinder unmittelbaren Waldzugang hatten.

Der Lindenhof war unsprünglich in der Trägerschaft eines großen, in Berlin ansässigen Lebensmittelkonzerns errichtet worden und wurde - obwohl durchaus winterfest gebaut - in den 30er Jahren vor allem im Sommer als Kindererholungsheim genutzt. Den Winter verbrachten damals nur wenige sog. "Dauerkinder" im Heim.

Eines dieser Kinder war "Herr Lindenhof", ein Vollwaise, den die Heimleiterin Kläre Sauter dem

Vernehmen nach auf eigene Kosten im Heim großgezogen hatte. Dem Jungen war - als namenloser Findling dem Heim zugeführt - der Name des Heims als Familienname gegeben worden. Ich habe ihn nur einmal, gleich nach meiner Heimaufnahme gesehen, als er die letzten Tage seines Weihnachts-urlaubes in seinem Zuhause verbrachte. Er war damals ein stattlicher junger Mann, knapp 20 Jahre alt, und Leutnant in der Wehrmachtsdivision "Hermann Göring". Als damals in bezug auf alles Militärische recht kundiger 9-jähriger Junge war ich von seiner Uniform beeindruckt, von der ungewohnten Kombination des steingrauen Tuches der Landstreitkräfte mit den Effekten der deutschen Luftwaffe.

Im Verlauf des Krieges, vor allem nach den schweren Bombenangriffen ab 1941, war die ganzjährige Belegung mit Dauerkindern im Lindenhof die Regel geworden.

Wir Lindenhof-Kinder waren schon ein "sehr buntes Völkchen".

Das größte Kontingent bildeten Kinder aus ausgebombten Familien, die oft Halb-, z. T. Vollwaisen waren. Wenn auch hier, neben Rostockern, die Berliner und Hamburger dominierten - viele andere Städte, z. B. des Ruhrgebietes, waren ebenfalls vertreten. In meinem Zimmer lebte mit mir ein Junge aus Freiburg im Breisgau, der peinlich darauf achtete, daß bei der Nennung seiner Heimatstadt der Zusatz "im Breisgau" nicht vergessen wurde. Er war sehr stolz auf sie.

Aber es gab auch eine größere Zahl von Kindern, deren Heimaufnahme einen anderen Grund hatte - Kinder von inhaftierten Eltern, bei sehr unterschiedlichen Haftgründen. Natürlich waren die Kinder aus einem kriminellen familiären Milieu sehr viel anders geprägt, als die Kinder jener Eltern, denen ihre politischen Überzeugungen zum Verhängnis geworden waren. Wie im Falle dieser Kinder die finanziellen Belange geregelt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ich gehörte jedenfalls zu einer dritten Kategorie, d. h. zu jenen Kindern, die wegen bestimmter familiärer Gegebenheiten zeitweilig im Heim untergebracht waren, und für deren Versorgung von ihren Eltern dem Heim ein angemessenes Entgelt gezahlt wurde.

Schon bald nach meiner Aufnahme kamen dann Kinder zu uns, die in keine dieser drei Gruppen paßten - Flüchtlingskinder aus dem Osten, die während der Flucht ihre Eltern verloren hatten. Im Heim selbst wurden zwischen den verschiedenen Kindergruppen keinerlei Unterschiede gemacht. Die Mehrheit waren 10 - 12jährige Knaben und Mädchen, die in der Schule eine 5. oder 6. Klasse besuchten. Mit meinen zu Beginn meiner Heimzeit 9 Jahren und als Schüler einer 4. Klasse gehörte ich zu den kleineren Insassen; es gab aber auch einige 8-Jährige, Schüler von 3. Klassen. Andererseits hatte das Heim drei oder vier 14- oder 15jährige Jungen, die schon Anfang der 40er Jahre aufgenommen und aus verschiedenen Gründen im Heim "hängengeblieben" waren, inzwischen 7. oder 8. Klassen besuchten.

Die Unterbringung erfolgte in 6 - 8-Betten-Zimmern, wobei grundsätzlich alle Altersstufen, Heimatregionen, usw., gemischt wurden.

Bei unübersehbaren Animositäten zwischen 2 bestimmten Kindern wurde auch schon einmal das Zimmer gewechselt; insgesamt wurde jedoch auf Gruppenstabilität erheblicher Wert gelegt. Wie zu jener Zeit in Kindereinrichtungen üblich, waren Jungen und Mädchen rigoros getrennt; den Mädchen war das oberste Stockwerk vorbehalten. Während ein kurzzeitiger Aufenthalt von Mädchen in den Jungenzimmern geduldet wurde, durfte sich ein Junge im Mädchenstockwerk nur mit einem sehr triftigen Grund sehen lassen.

Ich spürte sehr bald, daß die Lindenhof-Kinder Altersgefährten von ganz anderer Art waren als meine Kühlungsborner Klassenkameraden, anders auch als meine mir immer noch sehr vertrauten Schul- und Spielkameraden in Litzmannstadt. Es waren in der großen Mehrzahl Kinder, die in ihrem kurzen Leben bereits schwere Schicksalsschläge erfahren hatten, und nun dankbar dafür waren, im Lindenhof Geborgenheit und Fürsorge erfahren zu können. Sie waren dadurch vorzeitig gereift, in der Tendenz zugleich introvertierter, aber auch toleranter geworden; was nicht heißen soll, daß es im Lindenhof keine Reibereien gab. Das führte jedoch so gut wie nie zu physischen Auseinandersetzungen. Auch die recht straffen Disziplinaranforderungen hielten die sonst bei Kindern meines damaligen Alters üblichen Rangeleien in engen Grenzen. Das mir sowohl aus Litzmannstadt, wie aus der Kühlungsborner Schule sehr geläufige "Ausringen " der gruppeninternen Hackordnung - durch mehr oder weniger fair ausgetragene häufige Ringkämpfe - kam z. B. im Lindenhof nicht vor, es war schlicht und einfach von der Heimleitung untersagt.

Manche Kinder, deren schweres Schicksal völlig aus dem Rahmen fiel, bzw., bei denen Schicksalsschläge erst kurze Zeit zurücklagen, erfuhren einen besonders pfleglichen Umgang, auch seitens ihrer Altersgefährten.

Im März 1945 kam z. B. ein Junge zu uns in den Lindenhof - er mochte 12 Jahre alt gewesen sein - der an seiner Kleidung stets das Verwundeten-Abzeichen der Wehrmacht mit dem schwarzen Stahlhelm trug, offiziell hieß es "Verwundeten Abzeichen in Bronze"; er zeigte uns auch die Urkunde, aus der die Berechtigung zum Tragen dieser Militärauszeichnung hervorging. Was war geschehen?

Auf der Flucht aus seinem hinterpommerschen Heimatdorf - die ganze Familie saß auf einem Pferdewagen, er hatte gerade die Zügel in der Hand - war der Flüchtlingstreck von sowjetischen Jagdfliegern angegriffen worden. Bei seinem Versuch, sich im Straßengraben in Sicherheit zu bringen, traf ihn ein MG-Geschoß im rechten Hacken, was eine große Fleischwunde zur Folge hatte. Kurz nach dem Angriff kam, vermutlich zufälligerweise, ein deutscher Sanitätskraftwagen vorbei; er sammelte die Verwundeten auf, auch meinen Heimkameraden, brachte alle zu einem Feldverbandsplatz. Nachdem

die Wunde von deutschen Sanitätern genäht und ordnungsgemäß verbunden war, blieb er, auf sich allein gestellt, auf dem Verbandsplatz, denn die Wehrmachts-Sanitäts-LKW transportierten im Prinzip nur Wehrmachts-Angehörige weiter. Diese Situation wurde von einem leitenden Offizier bemerkt; gewissermaßen zum Trost verlieh er dem Jungen, vermutlich "am Rande seiner Vollmachten", das Verwundeten-Abzeichen und stellte die dazu gehörige Urkunde aus.

Natürlich war es völlig illusorisch, bei dem allgemeinen Durcheinander der Frontauflösung die Familie des Jungen - oder was von ihr noch übrig geblieben war - finden zu können. Und so wurde mein Heimkamerad schließlich doch in die Fahrerkabine eines Militär-LKW gesetzt, mit der Weisung, ihn beim nächsten noch von der Reichsbahn betriebenen Bahnhof abzuliefern. Das geschah, das Kind wurde von dort Dienst tuenden Rot-Kreuz-Schwestern versorgt, mit einem der letzten in Richtung Westen fahrenden Züge aus der Gefahrenzone gebracht. Und dann war er, unterwegs immer wieder von Rot-Kreuz-Schwestern verbunden und versorgt, bis nach Mecklenburg gelangt, schließlich in unseren Lindenhof gekommen.

Er war ein ruhiger, zierlich gebauter Junge. Seine Geschichte erzählte er uns nur einmal, und wollte dann nicht mehr danach gefragt werden. Das wurde allgemein respektiert.

Als er zu uns kam, eiterte die Wunde; durch die sorgsame Pflege im Lindenhof, die ruhige Atmosphäre war gewiß auch förderlich, begann sie sich langsam zu schließen. Kurz vor Kriegsende im Mai 1945 war seine Wunde wieder vernarbt. Inzwischen hatte ihn seine Familie ausfindig gemacht, und wenige Tage vor der Besetzung Kühlungsborns durch die Rote Armee holte ihn seine ältere Schwester aus dem Heim ab.

Während der 2 Monate bei uns hatte das Verwundeten-Abzeichen wie ein unsichtbarer Schutzschirm gewirkt - einen Kranken oder Verwundeten hänselte keiner, alle gingen pfleglich mit ihm um. Das war Lindenhofgruppennorm.

Neben den persönlichen traumatischen Erlebnissen der meisten Kinder und den daraus sich ergebenden Verhaltenseigenheiten trug - m. E. - die von der Heimleitung umsichtig aufrechterhaltene Heimdisziplin erheblich zum ruhigen Heimklima bei, was emotionale Wärme in den Beziehungen zwischen den Erzieherinnen und den Kindern keineswegs ausschloß.

Heimleiterin war, wie schon gesagt, Schwester Kläre Sauter. Sie war eine gebürtige Schwäbin, damals Anfang der 50er, gehörte im Winter und Frühjahr 1945 noch zu den "braunen Schwestern"; d. h., sie war NSDAP-Mitglied und Mitglied der NSDAP-nahen "Nationalsozialistischen Schwesternschaft", kenntlich an ihrer braunen Schwesterntracht.

Und sie machte - zumindest bis April 1945 - aus dieser ihrer Überzeugung auch kein Hehl, wobei alles Düstere und Verwerfliche der "Bewegung" tunlichst ausgeklammert blieb.

Ihr "Apellplatz" war der Speisesaal.

Löffel, Messer und Gabel gegriffen werden durfte.

Alle Mahlzeiten wurden immer gemeinsam, immer pünktlich zur gleichen Zeit eingenommen. Frühstück gab es um 7.00 Uhr, sonntags um 8.00 Uhr; das Mittagessen wurde um 12.30 Uhr, das Abendessen um 18.00 Uhr - sonnabends um 18.30 Uhr - ausgeteilt. Jedes Kind hatte einen festen Speiseplatz, hatte zu gegebener Zeit dort bereits Platz genommen zu haben. Die Tische standen zu den Mahlzeiten immer in U-Form. An der Stirnseite, in der Mitte, hatte Schwester Kläre ihren Platz, rechts und links flankiert von den Frauen des Wirtschaftspersonals. Die Kinder saßen an den Seitentischen, die "Zimmerbesatzungen" mehr oder weniger zusammen, ihre Erzieherinnen zwischen ihnen. Die Kinder holten ihr Essen nicht selbst, es wurde ihnen von den Erzieherinnen an ihren Platz gebracht. Wenn alle Teller gefüllt waren, richtete Schwester Kläre kurz das Wort an die Versammelten, ehe zu

Vor dem Frühstück war das ein kräftiges "Guten Morgen!", worauf ihr im Chor in gleicher Weise geantwortet wurde. Anschließend wurde vor versammelter Mannschaft etwaigen Geburtstagskindern gratuliert. Schwester Kläre kannte jedes Kind mit Namen, wußte über seine Herkunft und die aktuellen persönlichen Gegebenheiten in der Regel gut Bescheid - mußten ihr doch die Erzieherinnen in 2 bis 3wöchigen Abständen über jedes Kind mündlich Bericht erstatten.

Und so fiel es ihr nicht schwer, die Gratulationsformel mit einigen sehr persönlichen, aufmunternden, anerkennenden, gelegentlich tröstenden, selten mahnenden Worten zu verbinden. Sie verstand es, das Bild der "Übermutter" bei den Kindern stabil zu halten.

Danach wurden uns allen noch einige allgemeine Ratschläge erteilt, etwa derart: "Vergeßt eure Mützen für den Schulweg nicht! Heute Nacht hat es wieder gefroren!", bis dann schließlich mit einem kräftigen "Guten Appetit!" das Signal zur Nahrungsaufnahme gegeben wurde.

Schwester Kläre hatte bei Tisch das absolute Gesprächsmonopol. Kinder und Erzieherinnen hatten während der Mahlzeit zu essen, und nicht zu sprechen! Allerhöchstens wurde ein kurzes Getuschel geduldet; nahm das Überhand, war aus ihrem Munde ein lautes "Herr Major!" zu hören, verbunden mit einem harten Aufschlagen eines großen silbernen Löffels auf die Tischplatte, ständig neben ihrem Speisenteller platziert.

Natürlich trat dann schlagartig Ruhe ein; Schwester Kläre sagte vielleicht noch "wenn man ißt, soll man nicht reden!", und die Sache war erledigt.

Die Mittagsmahlzeit lief ähnlich ab. War während des Schulunterrichts in bezug auf das eine oder andere Heimkind etwas Nennenswertes vorgefallen - z. B. Kritik eines Lehrers wegen mangelhafter Erledigung der Schularbeiten - wurde das von Schwester Kläre zumeist vor dem allgemeinen Griff zum Mittagsbesteck kurz zur Sprache gebracht, selten mit der direkten Nennung des Betroffenen, in der Regel eher indirekt, doch so, daß die jeweiligen Kinder sich deutlich erkennen konnten.

Vor der Einnahme des Abendessens nahm sich Schwester Kläre meist etwas mehr Zeit. Neuzugänge wurden fast immer vor der Abendmahlzeit vorgestellt, mit Namen, Vornamen, Alter, Herkunftsort, gelegentlich - z. B. bei Flüchtlingskindern, die ihre Familie während der Flucht verloren hatten - mit dem Anlaß der Heimaufnahme.

Fast täglich äußerte sich Schwester Kläre abends zu stattgehabten Bombenangriffen, zur Lage an den Fronten, und es fehlten auch nicht die Durchhalteparolen, die damals in der Öffentlichkeit allgemein gängig waren.

In jedem Fall wußte so jeder Teilnehmer an der Runde der Abendmahlzeit - zumindest in groben Zügen - alles, was er wissen sollte, und er konnte sich dessen gewiß sein, daß die Heimleitung ihr gütig-waches Auge auch stets auf ihn gerichtet hatte.

Waren aus Sicht der Heimleitung Fragen des Heimlebens mit uns Kindern detaillierter zu erörtern, begann Schwester Kläre während des allgemeinen Kauens an den Abendstullen darüber laut zu sprechen. Da das nicht mit dem "Herr Major!" - Kommando eingeleitet wurde, konnte man ruhig weiter essen, mußte ihr allerdings dabei zuhören. In der Regel schloß sie ihren Monolog mit den Antworten auf die von ihr eingangs des Selbstgespräches aufgeworfenen Fragen ab; es konnte aber auch geschehen, daß sie die eine oder andere Erzieherin mit Namen ansprach, sich ihre Folgerungen von den Erzieherinnen vor den Kindern noch einmal bekräftigen ließ.

Das Essen selbst war stets ausreichend und bekömmlich; dennoch man war gut beraten, sich zu den Mahlzeiten wirklich satt zu essen - "außer der Reihe" gab es nichts.

Am Lindenhof kam man schon damals ohne jegliche körperliche Züchtigungsmaßnahme aus. Bei kleinen Verfehlungen - z. B. unpünktliches Erscheinen zum Essen, eine von der Klassenlehrerin gemeldete vergessene schulische Hausarbeit - gab es Strafpunkte; diese addierten sich im Laufe der Zeit, und für 3 Strafpunkte mußte man dann an einem der nächsten Abende einen Eimer Kartoffeln schälen. Mir ist das in 4 Monaten einmal widerfahren.

Häuften sich solche Disziplinverstöße, bzw. gab es ein ernsteres Vorkommnis - z. B. eine größere Unbeherrschtheit - , wurde man zur Aussprache bei der Heimleiterin bestellt, in der Regel in Begleitung der Erzieherin.

Die Höchststrafe war Stubenarrest - je nach Anlaß von einem Tag, bis zu, höchstens, einer Woche. Aber diese Maßnahmen habe ich, für andere Kinder verfügt, während meines Heimaufenthaltes insgesamt nur 3 oder 4mal erlebt.

Der tägliche Betrieb im Heim wurde grundsätzlich durch festangestelltes Wirtschaftspersonal aufrecht erhalten, doch alle Kinder waren in einem System von Diensten an den anfallenden Arbeiten beteiligt. Die häufigsten Dienste waren Tischdienst - Geschirr abräumen und in die Spülküche tragen - sowie Küchendienst, z. B. Geschirr abtrocknen. Dann gab es den unbeliebten Straßendienst - die Straße vor dem Heim säubern - , und Hofdienst - den Hof fegen und harken.

Und es gab Sonderdienste. Der gefragteste Sonderdienst war der Brot-hole-Dienst; meist gab es hierfür mehr Leistungsangebote als Bedarf. Aufgabe dieses Dienstes war es, die täglich konsumierten Brote von Bäckermeister Norden in Kühlungsborn-West in einem großen Handwagen heranzuschaffen. Obwohl der Weg nur 1,5 km betrug, d. h. Hin- und Rückweg von insgesamt 3 km eigentlich bequem in einer Stunde zu bewältigen waren, wurden für diese Aktion von der Heimleitung großzügig 2 Stunden eingeplant - und folglich in der Regel auch "ausgenutzt".

Das Ganze spielte sich dann etwa wie folgt ab.

Vier Jungen unter Leitung eines Schülers einer 6. oder 7. Klasse erhielten den betreffenden Auftrag, mußten sich aus einem Kellerraum den Handwagen holen, meldeten sich - bei Registrierung der Abmarschzeit - zum Brot-hole-Dienst ab, und waren damit ganz legal für 2 Stunden aus der unmittelbaren Heimaufsicht entlassen. Interessanterweise war es ungeschriebenes Gesetz geworden, Mädchen mit diesem "anstrengenden Dienst nicht zu belasten".

Zunächst zogen die 4 ganz sittsam vondannen - 2 vorne an der Deichsel, 2 als Schiebehilfe von hinten. Sobald das Heim außer Sicht- und Hörweite war, begann aber die große Freiheit! Immer einer der Jungen durfte sich in den Wagen setzen, und die 3 anderen schoben das Gefährt, möglichst immer schneller werdend. Die Kunst des im Wagen Sitzenden bestand darin, die Deichsel mit den Füßen so zu steuern, daß das Gefährt trotz allen Karachos nicht von den Wegen abkam, vor allem an keinem Baum landete. So ging es bis zum Blocksberg, einem alten Kegelgrab mitten im Kühlungsborner Stadtwald, etwa auf halbem Weg zu Bäcker Norden. Der Blocksberg bot sich zur Steigerung des Gaudiums besonders an - der Wagen wurde auf den Berg geschoben, 3 Jungen stiegen ein, 1 mußte anschieben, und mit Krawall ging es den Berg herunter; und noch einmal, und noch einmal....

Man mußte schon aufpassen, daß man das ganze Spiel zeitlich nicht überzog, denn bei diesem heiteren Toben war eine halbe Stunde schnell vorbei. Schließlich gelangte der ganze Trupp, meist leicht erschöpft, bei Bäcker Norden an; der Wagen wurde voller Brote gepackt, und die Rückfahrt hatte dann

schon eher etwas mit Arbeit zu tun. Trotzdem - nicht umsonst war der Brot-hole-Dienst allgemein begehrt.

Ansonsten war der Tagesrhythmus - auch neben Mahlzeiten und Schulbesuch - streng geregelt. Zwischen14.00 und 15.00 Uhr waren Schularbeiten zu machen, in nach Klassenstufen bestimmten Zimmern, unter Aufsicht einer Erzieherin. Bei Schwierigkeiten konnte man sich an diese wenden, und sie versuchte dann, dem Schüler zu helfen. Im Prinzip jedoch mischte sich das Heim nicht in schulische Belange ein, d. h., die tägliche ordnungsgemäße Erfüllung der Schularbeiten wurde nicht kontrolliert; das Heim wurde in diesen Belangen nur dann aktiv, wenn es von der Schule dazu ausdrücklich aufgefordert wurde.

Aber - man mußte sich an allen Wochentagen von 14.00 - 15.00 Uhr in dem für die jeweilige Klassenstufe festgelegten Schularbeiten-Zimmer aufhalten, und dort einer ruhigen Schreibtischarbeit nachgehen.

Um 15.30 Uhr war zur täglichen Nachmittagswanderung anzutreten. Bei ausgesprochen schlechtem Wetter fiel die Wanderung aus, dann wurde ein Singenachmittag veranstaltet.

Doch meistens wurde die Nachmittagswanderung durchgeführt, etwa 1 1/2 Stunden lang.

Hinsichtlich der Gestaltung dieser Wanderungen, die gruppenweise unter Führung der zuständigen Erzieherin im Stadtwald stattfanden, gab es erhebliche Unterschiede, abhängig vor allem von Vorlieben und vom Alter der jeweiligen Erzieherin. Unter diesen gab es Damen, die bereits fast so alt wie Schwester Kläre, 40 Jahre und älter waren; aber es gab auch 17- oder 18jährige, durch den "Reichsarbeitsdienst" dem Lindenhof zugeteilte "Pflichtjahrmädchen", die unsere älteren Schwestern hätten sein können. Es war schon so - je jünger die Aufsichtsperson, desto mehr Spaß machte meistens eine Nachmittagswanderung!

Zum Glück für uns Kinder fühlten sich die Erzieherinnen im mittleren und höheren Alter öfters unpäßlich, und baten eine junge Kollegin, ihre Gruppe zusätzlich zur eigenen mitzunehmen. Letztere wußten natürlich, daß sie sich damit für die nächsten beiden Stunden einen gehörigen Trubel aufluden. Dennoch sagten sie meistens zu, und nun konnten herrliche Völkerballspiele, Spiele, die mit Rennen,

Verstecken, harmlosen Balgereien verbunden waren, insziniert werden, wobei die jungen Erzieherinnen meist nach Herzenslust mitmachten.

Bei den älteren Kolleginnen hingegen liefen die Nachmittagswanderungen eher auf "fröhlich singendes Marschieren" und "kluge, belehrende Gespräche" hinaus.

So oder so - zum Abendessen hatte man ordentlich gewaschen und gekämmt, vor allem pünktlich zu erscheinen.

Nur die Sonderdienste des Heimes, gelegentliche schulische Veranstaltungen an den Nachmittagen und jene Dienste, die 10jährige und ältere Kinder im Rahmen des "Deutschen Jungvolks" abzuleisten hatten, erlaubten - neben wenigen weiteren besonderen Anlässen - das Ausscheren aus dem straff geregelten Tagesrhythmus.

Nach dem Abendessen war es jedem Kind freigestellt, sich im Dienstzimmer von Schwester Kläre einzufinden, um die 20.00 Uhr-Nachrichten des Deutschen Reichsrundfunks zu hören. Ich war von Anfang an ein regelmäßiger Hörer, im Januar mit etwa 5 - 8 anderen Kindern. Im Laufe der Zeit wurde der Andrang immer größer, bis der Platz im Dienstzimmer nicht mehr ausreichte, die Nachrichten auch im Speisesaal übertragen wurden. Im April hörte schließlich etwa die Hälfte der über 100 Kinder regelmäßig die Nachrichten ab.

Um 21.00 Uhr war Nachtruhe, an Sonnabenden eine halbe Stunde später. Das Licht war auszulöschen; Gespräche wurden noch eine Weile toleriert, doch spätestens ab 22.00 Uhr hatte absolute Ruhe zu herrschen.

Geweckt wurde wochentags um 6.00 Uhr, sonntags um 7.00 Uhr.

Ich gewöhnte mich schnell in das Heimleben ein. In der ersten Woche nach meiner Aufnahme lief ich fast regelmäßig nach den Schularbeiten für einige Minuten zu meiner Oma in das dem Lindenhof schräg gegenüber liegende Haus Hertha; später geschah das - mit voller Billigung meiner Großmutter weniger häufig. Doch an den Sonntag-Nachmittagen wurde ich von Schwester Kläre immer für zwei Stunden zum "Oma-Besuch" beurlaubt.

Alles in allem gefiel mir das ständige Leben unter meinesgleichen viel besser als die relative Isolierung im Herbst 1944.

Und die Heimaufnahme hatte auch noch folgenden für sich angenehmen Nebeneffekt - fortan war ich in bezug auf Beibringungen im Rahmen von Schrott- und sonstigen Altstoffsammlungen der Schule entschuldigt, d. h. von Anforderungen, die mich im Herbst wiederholt in erhebliche Verlegenheit gebracht hatten. Es galt als offensichtlich, daß Heimkinder nicht in der Lage waren, die diesbezüglichen Auflagen zu erfüllen.

Das Interesse an den abendlichen Rundfunknachrichten teilte uns Kinder in zwei Gruppen.

Die Kinder aus ausgebombten Familien wurden vor allem durch Nachrichten über erneute Luftangriffe innerlich immer wieder aufgewühlt, die von Woche zu Woche größer werdende Gruppe der Kinder aus dem Osten bewegte insbesondere das Geschehen an der Ostfront, auch mich.

Fast allabendlich verfolgte ich deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit, mit Bangen und Hoffen, den im Reichsrundfunk in den Abendnachrichten vorgetragenen Wehrmachtsbericht. Nur wenn ich Küchendienst hatte - d. h., etwa alle zwei Wochen einmal - konnte ich die Sendung nicht selbst abhören, mußte mir später das Wichtigste beim Zu-Bett-Gehen von meinen Zimmerkameraden berichten lassen.

An einem solchen Abend war ich gerade mit meinen Arbeiten in der Spülküche fertig geworden, als unsere Gruppenerzieherin auf mich zukam, mich in den Arm nahm - was sonst nicht geschah - und zu mir mit ernster Stimme sagte: "Heute ist Deine Heimatstadt, Litzmannstadt, von den Russen eingenommen worden. Deine Mutter wird wohl auf der Flucht sein, hoffentlich kommt sie heil durch!" Ich war nicht in der Lage, den Inhalt dieser Nachricht sofort voll zu erfassen.

Während der letzten Tage war - was es die Ostfront betraf - vor allem von der Verteidigung Ostpreußens die Rede gewesen, weiter südlich schien alles ruhiger zu sein. Und nun war plötzlich Litzmannstadt von unseren Feinden erobert worden? Und meine Mutter sollte auf der Flucht sein? Es hatte doch immer eine stabile Eisenbahnverbindung über Posen in das Altreich gegeben!

In solchen Situationen spielt sich im Bewußtsein ein Konflikt zwischen optimistischem Wunschdenken und bedrückenden Vorahnungen ab.

So war auch ich sehr schnell bei dem Wunschgedanken angekommen, daß meine Erzieherin vermutlich das ganze Geschehen im Osten gar nicht richtig überblicken könnte, verbunden mit der Hoffnung, daß meine Mutter - und auch meine Tanten - , selbst wenn Litzmannstadt tatsächlich gefallen sein sollte, zur rechten Zeit in einen Eisenbahnzug Richtung Posen gelangt wären.

Denn daß Flucht etwas sehr Schlimmes war, hatte ich von den in den letzten Tagen bei uns untergebrachten Flüchtlingskindern inzwischen mit vielen Einzelheiten gehört.

Und schon stellte sich neben die vage Hoffnung die Angst, daß meine Erzieherin mit ihren Annahmen doch voll recht haben könnte, meine Mutter nicht in einem ordentlichen Reichsbahnzug, sondern irgendwie zu Fuß, vielleicht auf einem Pferdewagen, mitten im kalten Winter sich durch die Weiten Polens auf der Flucht in Richtung Westen befand.

Ich wehrte mich heftig, hier weiter zu denken, z. B. mir im einzelnen vorzustellen, was mit meiner Mutter passiert sein könnte, wenn sie in einen Luftangriff, oder unter Artilleriebeschuß gelangt sei, oder - nach den gehörten Erzählungen das Schrecklichste - von den alles zerschießenden und zermalmenden russischen Panzern eingeholt worden wäre.

Ich schlief sehr unruhig in dieser Nacht, konnte mich am nächsten Vormittag in der Schule überhaupt nicht konzentrieren. Nach dem Mittagessen lief ich gleich zu meiner Oma über die Straße; sie hatte ein sehr ernstes Gesicht - unsere Hauswirtin, Frau Uplegger, hatte ihr die Hiobsbotschaft am Morgen überbracht.

Sinngemäß meinte meine Großmutter: "Wir wollen hoffen, daß Deine Mutter hier unbeschadet in den nächsten Tagen ankommt. Und solange wir nichts anderes wissen, können wir hoffen und dem lieben Gott vertrauen!"

Irgendwie hat mich das beruhigt; ich war in der Lage, wieder hinlänglich aufmerksam dem Unterricht zu folgen. Dabei spürte ich in jenen Tagen, wie sich jeder bemühte, mir gegenüber freundlich zu sein, meine Schulkameraden, die Lindenhofkinder, meine Klassenlehrerin, die Erzieherinnen. Es gab damals noch nicht sehr viele Flüchtlingskinder in Kühlungsborn, noch bewegte das Einzelschicksal die Menschen der persönlichen Umgebung.

So vergingen einige Tage.

Es war vermutlich der 5. Tag nach der schlimmen Nachricht, als - zeitgleich mit dem allgemeinen Wecken - Schwester Kläre in unser Zimmer kam, an mein Bett trat und freundlich lächelnd zu mir sagte: "Zieh Dich schnell an, und lauf zu Deiner Oma hinüber; es gibt dort für Dich eine freudige Überraschung!"

Ich ahnte sofort, was sie meinte.

Mit dem ersten Frühzug, der von Bad Doberan nach Kühlungsborn gefahren war - etwa um 5.00 Uhr morgens - , waren meine Mutter und Tante Alma eingetroffen, sofort zum Hause Hertha marschiert, wo sie meine Oma aus dem Schlaf geklingelt hatten und sich anschließend alle weinend vor Erleichterung und Erschöpfung in die Arme gesunken waren.

Ich war überglücklich - meine Mutter und Tante Alma "hatten es geschafft!"

Es war tatsächlich - vor allem an den ersten 3 Tagen - eine gefährliche, anstrengende, fast erschöpfende Flucht gewesen, weitgehend zu Fuß; erst ab Posen konnten meine Mutter und ihre Schwester mit der Bahn fahren, die mir bekannte Route über Berlin und Rostock nach Kühlungsborn.

Es liegt auf der Hand, daß die Flucht aus Litzmannstadt in den nächsten Wochen das dominierende Gesprächsthema in unserer Familie war, und auch bei Gesprächen in unserem Bekanntenkreis, mit meinen Heim- und Schulkameraden einen breiten Raum einnahm; deshalb ist das damalige Geschehen - so wie es erzählt wurde - mir heute noch gut erinnerlich, obwohl ich selbst diesen Gefahren und Belastungen glücklich entgangen war.

Ich will mich bemühen, kurz und möglichst präzise den Gang der Ereignisse zu skizzieren.

Daß auf der Rückreise nach Litzmannstadt - nach dem Weihnachts-Neujahrsurlaub in Kühlungsborn - die Züge Richtung Osten ab Frankfurt/Oder immer leerer wurden, war meiner Mutter keinesfalls entgangen. Jedenfalls kamen sie und Tante Lilly nach einer recht bequemen Rückreise in halbleeren Zugabteilen pünktlich, aber auch schon sehr beunruhigt in Litzmannstadt an, wo auf dem Hauptbahnhof bereits großes Gedränge um alle Züge in Richtung Westen herrschte.

Einige Tage später nahmen sie pünktlich ihren Schulunterricht nach den Ferien wieder auf, vor bereits spürbar gelichteten Klassen. Von Seiten der Schulverwaltung hieß es, "der Feind habe sich über die Feiertage zwar der Stadt genähert, aber erstens sei er noch über 100 km von ihr entfernt, und zweitens würde er ohnehin umgehend wieder zurückgeworfen werden."

Formal wurde der Unterrichtsbetrieb "ganz normal" aufgenommen, auch wenn sich in den Klassenräumen von Tag zu Tag weniger Kinder einfanden.

Nach etwa einer Woche Schulbetrieb gab der Schulleiter - so, wie das alle Betriebsleiter in der Stadt taten - die Entscheidung von Gauleiter Greiser bekannt, daß "ab dem Morgen des übernächsten Tages die gesamte deutsche Bevölkerung Litzmannstadts, mit Marschgepäck, sich zur Evakuierung in Richtung Westen bereitzuhalten habe." Die Evakuierung sollte anschließend straßenweise abgewickelt werden. Der Schulunterricht wurde mit Bekanntgabe dieser Weisung offiziell eingestellt. Einige Hunderttausend Menschen konnte man nicht an ein oder zwei Tagen mit der Bahn abtransportieren; also wurden die allermeisten deutschen Frauen und Kinder am bewußten Tag, nach Straßen geordnet, in Stunden-Abständen, zu Fuß in Marsch gesetzt. Die wenigen Männer wurden - soweit man ihrer habhaft werden konnte - zu Volkssturmeinheiten zusammengefaßt und zur Verteidigung von hastig ausgehobenen Panzergräben an den östlichen Stadtrand abkommandiert.

Egon und Rudi Leeges Eltern hatten sich noch einige Monate zuvor ein Pferd und einen sog. Kutschwagen zugelegt. Der PKW, den der Vater beider Brüder als Geschäftsmann benutzt hatte, war im Spätsommer 1944 von der Wehrmacht zwecks Frontverwertung requiriert worden. Herr Leege hatte ab Herbst des Jahres deshalb seine Geschäftsfahrten mit diesem Kutschwagen durchgeführt. Aus welchem Grund auch immer - als die Stunde des endgültigen Abmarsches nahte, bot die Großmutter von Egon und Rudi - die Familienchefin - meiner Mutter an, daß auch meine offensichtlich kränkelnde Tante Alma, die sich kurz vor dem angesetzten Abmarschtermin in unserer Wohnung eingefunden hatte, auf dem Leegeschen Wagen Platz nehmen könnte. Dieses Angebot wurde mit großem Dank akzeptiert; die beiden Frauen - meine Mutter und Tante Alma - schlossen sich der Familie Leege an, als die Deutschen aus der Ginstergasse am späten Vormittag des Tages X den langen und ungewissen Marsch in Richtung Westen begannen.

Zuerst ging alles sehr geordnet vonstatten.

Nach Überquerung der Hohensteiner Straße, der Nord-Süd-Magistrale Litzmannstadts, marschierte man zunächst am nördlichen Rand des völlig geleerten Ghettos entlang, dann weiter auf Nebenstraßen dem westlichen Stadtrand zu. Auch nach Verlassen der Großstadt konnte man mehrere Stunden lang solche Nebenwege Richtung Westen benutzen, auf denen sich keine übermäßigen Menschenmassen befanden, der Marsch sich in guter Ordnung fortsetzte.

Doch schließlich mußte man doch auf die große Ausfallstraße Richtung Posen gelangen, auf der ein enges Gedränge herrschte, Hunderttausende zu diesem Zeitpunkt in Bewegung waren. Zum Glück war an der betreffenden Straßeneinmündung ein Regulierer der Wehrmacht postiert, der das Einfädeln auch der Ginstergassengruppe in den großen Treck der Litzmannstädter Deutschen ermöglichte. Und so bewegte man sich den Rest des Tages und die ganze Nacht fort, auch den nächsten Tag über. Mit dem Leegeschen Kutschwagen bewegten sich insgesamt 4 Erwachsene und 2 Kinder. Die beiden Kinder waren meine früheren Spielkameraden Egon und Rudi, zur Zeit der Flucht 11 und 8 Jahre alt; neben meiner Tante Alma und meiner Mutter waren von Seiten der Familie Leege die Mutter der beiden Jungen dabei, sowie ihre Großmutter, die Chefin der Familie. Diese ließ sich im übertragenen wie wörtlichen Sinn die Zügel nicht aus der Hand nehmen. Eine gebildete, umsichtige, nüchternrational agierende Frau, hatte sie von frühester Kindheit an den Umgang mit Pferden erlernt, wie viele deutsche "Töchter aus gutem Hause" im Osten. Außer ihr konnte von der ganzen Wagenbesatzung nur noch Egon leidlich mit dem Kutschpferd umgehen.

Die beiden Kinder ließ man fast durchweg im Wagen. Die 4 Frauen wechselten einander ab - 2 konnten jeweils im Wagen sitzen, die beiden anderen mußten dann zu Fuß gehen.

Gewiß - der Pferdewagen war in der gegebenen Situation ein kaum zu überschätzendes Hilfsmittel.

Vielen ging es weit schlechter im Treck, z. B. Frauen mit Kleinkindern und alten Menschen.

Immer häufiger mußten sie erschöpft Pausen einlegen, verloren den Anschluß an ihre Gruppen, blieben zurück. Vor allem nach der durchmarschierten Nacht, gegen Morgen, waren viele ältere Menschen völlig am Ende ihrer Kräfte, ließen sich in den Schnee am Straßenrand fallen.

Das hatte zur Folge, daß die Straße am zweiten Fluchttag nicht mehr derart überfüllt war wie am ersten, der große Litzmannstädter Treck, erheblich ausgedünnt, größere Lücken aufwies. Für alle jene, die sich noch vorwärts bewegen konnten, war das von Vorteil. Da kam es auch schon vor, daß zurückflutendes Militär, das mit seinen Fahrzeugen die marschierenden Frauen und Kinder überholte, manchen Flüchtenden eine Mitfahrgelegenheit gab.

Meine Mutter hat mir mehrere Male berichtet, wie Felix Rüdiger und seine Mutter - beide in einem von 2 Männern kutschierten sog. Jagdwagen sitzend, mit offensichtlich frischen Pferden vor der Deichsel - sie am Abend des 2. Fluchttages in schneller Fahrt überholten.

Der Zug bewegte sich zu diesem Zeitpunkt gerade über eine Hügelkuppe, in etwa 3 - 4 km Entfernung war ein Dorf zu erkennen. Nun geschah etwas, das meiner Mutter und Tante Alma bis an das Ende ihrer Tage in ihrer Erinnerung eingebrannt blieb - über ihre Köpfe brauste eine Staffel sowjetische Kampfbomber im Tiefflug und begann, kurz nachdem ihr Gespann überflogen war, also etwa 300 - 500 m weiter, mit dem Bombardement des Flüchtlingstrecks und des vor ihnen liegenden Dorfes. Nachdem das Höllenspektakel vorüber war, bot sich ihnen ein Bild des Grauens - die Straße bis hinter

das Dorf war mit Toten und Verwundeten, mit Pferdeleichen und zerstörten Fahrzeugen übersät, das Dorf selbst brannte lichterloh; an ein Durchkommen war nicht zu denken.

Ob Felix - Baltenkind wie ich, blond-gelockter Spielgefährte meiner frühen Kindheitstage - das Inferno überlebt hat, habe ich nie erfahren.

Auf Nebenwegen wurde schließlich das brennende Dorf vom Leegeschen Gefährt umgangen. In der übernächsten Ortschaft, kurz vor Zdunska Wola, fand der noch zusammengebliebene Rest der Gruppe nach 36 Stunden die erste Rast, in einer Scheune. Man hatte etwa 100 km zurückgelegt.

Frau Leege bedeutete meiner Mutter, daß ihr Pferd völlig erschöpft sei, meine Mutter und Tante Alma vermutlich schneller weiterkämen, wenn man sich jetzt trennte.

Am nächsten Morgen nahm man Abschied voneinander. Die große Hilfe, die von der Familie Leege meiner Mutter und ihrer Schwester in großer Bedrängnis geleistet worden war, wurde von ihnen lebenslang nicht vergessen.

Die beiden Frauen hatten Glück, sie wurden von Wehrmachts-LKW bis Posen mitgenommen, von wo sie einen der letzten Züge in Richtung Berlin erreichten. Ab Berlin waren sie dann mit regulären, fahrplanmäßigen Reichsbahnzügen bis nach Kühlungsborn gelangt, völlig erschöpft und am Ende ihrer Kräfte.

Über Familie Leege haben wir später erfahren, daß sie es damals auch geschafft haben, aus der Gefahrenzone zu gelangen, später im Ruhrgebiet eine neue Heimat fanden.

Meine Mutter, meine Oma, Tante Alma und ich waren überglücklich, zusammen und in Kühlungsborn zu sein, weit genug von allen Kriegsfronten, um zunächst Luft holen und - was es meine Mutter und ihre Schwester anbelangte - sich von den Strapazen der letzten Tage erholen zu können.

Gewiß - man wohnte, nun im Haus Hertha, wieder sehr beengt; doch das war ein Ungemach, welches nach dem Blick in die Hölle erträglich erschien, und so wurde es jetzt gerne in Kauf genommen. Da im Zimmer von Frau Uplegger nur zwei Betten standen - und weitere keinen Platz hatten -, wurde die "Besuchsritze" mit einigen Decken ausgepolstert, so daß meine Großmutter mit ihren beiden Töchtern sich diese beiden Betten ganz gut teilen konnte. Ich blieb im Lindenhof.

Meine Mutter und ihre Schwester meldeten sich umgehend beim zuständigen Schulrat in Rostock, um wieder als Lehrerin eine Anstellung zu finden. Meine Mutter erhielt einige Wochen später eine Anstellung als Klassenleiterin - der Zustrom vieler Flüchtlingskinder hatte in Kühlungsborn die Neubildung von Schulklassen erforderlich gemacht - , Tante Alma dagegen blieb bis zum Ende des "1000-jährigen Reiches" beschäftigungslos.

In etwa jene Zeit fiel mein 10. Geburtstag am 19. Februar 1945.

Im Deutschland der NSDAP-Herrschaft war das für jedes Kind ein besonderer Geburtstag, da in diesem Alter die Aufnahme in das "Deutsche Jungvolk" anstand; das war eine keineswegs der eigenen Entscheidung oder der Entscheidung der Eltern überlassene Angelegenheit, sondern ein staatlicherseits verbindlich angeordneter Vorgang.

Nachdem ich mich, 10 Jahre alt geworden, pflichtgemäß beim Kühlungsborner Fähnleinführer zum Deutschen Jungvolk angemeldet hatte, begann die offizielle Vorbereitung für die eigentliche Aufnahme in die NS-Kinder-Organisation zu "Führers Geburtstag" am 20. April. Diese Vorbereitung hatte die Form von "Diensten".

In der Folgezeit sollte es - bis Ende April - in jeder Woche ein etwa 2 - 3stündiger "regulärer" Nachmittagsdienst sein, zu dem nach Bedarf Sonderdienste kamen.

Inhalt der regulären Dienste waren in den ersten Wochen die Grundlagen militärischen Exerzierens und das Lernen von Marschliedern; ab 3. oder 4. Woche stand das "Bewegungstraining unter Kampfbedingungen" im Vordergrund.

Sonderdienste wurden vor allem im Zusammenhang mit von der Stadtverwaltung angeforderten "Einquartierungshilfen für Flüchtlinge" angesetzt. Wir bemühten uns, in Kühlungsborn mit Bahn oder Bus antreffenden Flüchtlingen beim Gepäcktransport in ihre Auffangquartiere - in die letzten noch nicht für Lazarettszwecke in Anspruch genommenen Hotels - zu helfen. Gewiß konnten insbesondere wir Jüngsten der Kinderorganisation, gerade 10 Jahre alt gewordene Knaben, nur sehr bedingt als effektive Helfer wirken; unsere Hilfe war eher symbolischer Natur.

Etwas völlig anderes war das "Bewegungstraining unter Kampfbedingungen". Das wurde von unseren Ausbildern - 3 bis 4 Jahre älteren Jungen - und von uns Eleven sehr ernst genommen, hatten doch viele von uns in ihrem kurzen Leben schon am eigenen Leib erfahren, wie wichtig das schnelle Finden einer "Fliegerdeckung" - z. B. bei einem Luftangriff - sein kann.

Das waren mehr keine Spiele mit Pappmaché-Soldaten, und das war auch viel mehr als ein politisch aufgepepptes Räuber- und -Gendarm-Spielen. Es war eine sehr zielstrebige Vorbereitung auf echten militärischen Einsatz.

Wir fühlten, daß wir von unseren ebenfalls sehr jungen Ausbildern ernst genommen wurden, und waren auch deshalb im allgemeinen "sehr bei der Sache". Es entwickelten sich schnell Elemente eines Wettbewerbes zwischen uns Kindern, man war stolz, vom Zugführer für seinen Einsatz bei Dienstende öffentlich belobigt zu werden.

Und so pflanzte sich tatsächlich bei der Mehrheit von uns "Jungmannen" innerhalb weniger Wochen der dumpfe Wunsch ein, in diesem für uns Deutsche offensichtlich sehr zum Schlimmen ausgehenden Krieg ganz zum Schluß doch noch etwas Großes als Soldat zu vollbringen, damit die eigene kleine Vollwertigkeit gegenüber allen Erwachsenen und der ganzen Welt zu beweisen.

Ich muß gestehen, daß auch ich von diesen Gefühlen nicht frei war, obwohl das eigene Erleben des Bombenangriffes im August 1944, die Schilderungen der gerade überstandenen Flucht durch meine Mutter, die vielen im Stadtwald alltäglich zu sehenden Verwundeten aus den Kühlungsborner Reservelazaretten, auch manche nachdenklichen Worte in inserem Familienkreis mir sehr wohl einen konkreten Erfahrungshintergrund in bezug auf die Schrecken und die Gefährlichkeit des Krieges vermittelt hatten. Diese Empfindungen wurden auch keineswegs verdrängt - nur, so widersinnig es war, von der dumpfen Sehnsucht, sich eines Tages als kleiner Soldat für Deutschland zu bewähren, dafür besonderen Dank und Anerkennung zu erfahren, wurde auch ich mehr und mehr erfaßt. Im Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert meine ich, daß diese widersinnige Faszination vor allem durch die dämonische Ernsthaftigkeit zu erklären ist, mit der wir Kinder an ein kreuzgefährliches Tun herangeführt wurden - sehr konkret, sehr direkt, und weitgehend ohne die herablassende Besserwisser-Attitüde des allgemeinen pädagogischen Alltags.

Als Höhepunkt vor unserer offiziellen Aufnahme in das "Deutsche Jungvolk" an Adolf Hitlers 56. Geburtstag, d. h. am 20. April 1945, wurde Anfang April ein sog. "Geländespiel" durchgeführt. Gedacht war diese Übung sicherlich als eine uns Kindern gegebene Gelegenheit, sich während einer physischen Auseinandersetzung "zu bewähren", so etwas wie "Kampferfahrung" zu sammeln. Für mich ist es heute sehr ungewiß, wie wir Kinder uns im Falle einer echten militärischen Kampfsituation verhalten hätten; vermutlich hätten nicht wenige von uns sich blindlings geopfert.

Aber das Geländespiel war eben kein Ernst, und wir waren keine echten Soldaten - folglich entwickelte sich das martialisch gedachte Geschehen sehr schnell zu einer Farce mit naiv-kindlichen, fast heiteren Zügen.

Das Geländespiel begann mit dem üblichen Apell und der Feststellung der Anwesenheit. Da nicht nur wir 10-Jährigen, sondern das ganze männliche Jungvolk von Kühlungsborn und den umliegenden Dörfern daran teilzunehmen hatte - also auch die 11-, 12- und 13-jährigen Jungen - waren über 100 Kinder versammelt; selbstredend durfte man bei einer solchen Gelegenheit nicht von "Kindern" sprechen, wir waren "Jungmannen"! Wem das zu hochtrabend erschien, der durfte uns auch, gewissermaßen umgangssprachlich, "Pimpfe" nennen.

Wir wurden in zwei Gruppen von etwa 50 geteilt, und unser Fähnleinführer - der Chef aller Pimpfe in Kühlungsborn - bestimmte zwei Jungzugführer, 14-jährige Jungen, zu den Kommandierenden der beiden Gruppen. Er selbst behielt sich die Rolle des Hauptschiedsrichters vor.

Sodann wurde uns der Inhalt des vorgesehenen Manövers mitgeteilt. Es sollte - natürlich - ein Kampfspiel umgesetzt werden, Angreifer gegen Verteidiger. Den Verteidigern - ich war ihnen zugeteilt - wurde das Banner des Kühlungsborner Fähnleins des Deutschen Jungvolks übergeben, wir sollten es gegen alle Angriffe der Gegenseite zwei Stunden lang verteidigen.

Jener Haufen, der nach zwei Stunden sich im Besitz der Fahne befand, war der Sieger.

Wir, die Verteidiger, hatten zunächst - vor der 2-Stunden-Frist - eine halbe Stunde Zeit, um uns im Wald zu verstecken und auf den Angriff vorzubereiten.

Auf die unerwartete Frage eines Jungen aus unserer Gruppe, wer denn nun der Sieger sei, wenn zu Spielende die eine Gruppe über das Fahnentuch, die andere über die Fahnenstange verfügte, antwortete der Fähnleinführer nach kurzem Überlegen, sehr bemüht "Führungskraft" auszustrahlen: "Die sollen euch nicht das Tuch klauen, sondern das ganze Banner entwinden! Und wenn sie das nicht schaffen, seid ihr eben der Sieger; also - , wenn der eine die Stange, der andere das Tuch hat, hat sich doch wohl der Fahnenträger behauptet; also, wer die Stange nicht hat, der kann in keinem Fall der Sieger sein!" Weitere Fragen gab es nicht; auch wenn die Antwort einen gewissen "Interpretationsspielraum" zuließ - allzuviel Fragerei war beim "Deutschen Jungvolk" nicht gerne gesehen.

Und so trollten wir uns in den Wald, während unsere heutigen Gegner "wegtreten" konnten, aus Langeweile anfingen, Greif zu spielen; einige etwas ältere Jungen setzten sich auf den Waldboden, holten Spielkarten aus ihren Hosentaschen, begannen ein Kartenspiel.

Wir hatten in unserer Truppe einen kleinen, pfiffigen 12-Jährigen, der gleich zum "kommandierenden Jungzugführer" lief und den schnell zu überzeugen verstand, daß die letzte Aussage des Fähnleinführers uns Anlaß sein sollte, Stange und Tuch flugs voneinander zu trennen. Das Tuch sollten wir dann "mit all unserer Kraft" verteidigen, die Stange jedoch so verstecken, daß sie in der recht kurzen Zeit unmöglich zu finden war, d. h., wir in jedem Fall zum Schluß der Sieger sein würden. Und so geschah es auch - als wir in der Mitte des Kühlungsborner Stadtwaldes angelangt waren, wurden drei freiwillige Kletterer mit dem Fahnentuch auf einen Baum geschickt, die Fahnenstange - 200 - 300 m davon entfernt - schlicht und einfach vergraben.

Das alles war in einer Viertelstunde erledigt, und forthin harrten wir der Dinge, die auf uns zukommen sollten.

Es dauerte etwa 30 - 40 Minuten, bis unsere Gegner unser Lager ausfindig gemacht hatten und zu uns marschiert waren. Sicherlich war in den Spielregeln vorgesehen, daß jetzt die beiden Haufen "aufeinander prallen" und sich in einer großen Keilerei gegenseitig verprügeln sollten.

Aber das erwies sich als graue Theorie.

Zwar sprang der Führer der Gegenseite mit dem Ausruf "macht sie nieder!" sofort unserem Chef an den Hals, lagen in "null-Komma-nichts" unsere beiden Hauptleute am Boden, versuchten auch einige 13-jährige Unterführer es unseren Chefs gleichzutun - das Fußvolk meinte jedoch, daß damit des Kampfgeschehens einstweilen genug sei, stellte sich in Gruppen um die Ringer, feuerte sie wechselseitig an, aber dachte nicht im entferntesten daran, es den älteren und ranghöheren Vorbildern gleichzutun. Einem Ringkampf zuzusehen, war sehr viel weniger beschwerlich, als sich ohne zwingenden Anlaß selbst auf eine solche Kraftanstrengung mit ungewissem Ausgang einzulassen.

Und so lange unsere Obersten in ihrem Kampfeseifer nicht mitbekamen, daß sie sich unbewußt von Vorkämpfern zu Schauringern gewandelt hatten, war das Geländespiel für die meisten von uns eine sehr vergnügliche Veranstaltung.

Doch mit der Zeit bekamen die beiden Jungzugführer das Groteske ihrer Situation natürlich doch mit, verständigten sich über eine "interpersonelle Kampfpause", ließen voneinander ab, und brüllten uns etwa wie folgt an: "Ihr feigen Affen, ihr sollt hier nicht zugucken, wie wir uns kloppen, es geht um die Fahne der Ehre, und da hat sich jeder einzusetzen!"

Der einzige sofortige Effekt dieses Apells bestand darin, daß die Masse der Mannschaft zwischen sich und ihre aufgeregten Chefs einigen Abstand brachte. 50 kleine Jungen zu einem Kampfverband neu zu formieren, wäre sicherlich auch für einen gestandenen echten Krieger schwierig gewesen. Unsere 14-jährigen Chefs waren von der Situation jedenfalls eindeutig überfordert, zumal ihre Unterführer nach wie vor damit beschäftigt waren, sich ringend auf dem Boden hin und her zu wälzen. Schließlich kamen die beiden Jungzugführer auf die Idee, ihre Paladine mit Namen anzubrüllen und das Ende "dieses idiotischen Quatsches" anzuordnen. Befehlsgemäß ließen diese voneinander ab, und halfen anschließend ihren Chefs, die zur einheitlichen und friedlichen Zuschauergemeinde gewordenen Kontingente ihrer Kämpfer zu - zumindest äußerlich - wieder einander gegenüberstehenden Trupps zusammenzutreiben.

Als das vollbracht war, wußte augenscheinlich endgültig keiner mehr so recht, wie die ganze verordnete Schlacht weitergehen sollte.

Das Fußvolk beider Parteien schien dies vergnüglich zu registrieren, den Chefs hingegen schien gar nicht lustig zu Mute zu sein. Welche Blamage für sie als Führungspersönlichkeiten, wenn die wehrkraftfördernde Massenprügelei wegen allgemeiner Kampfesunlust ausfiel, alles mit einem "unehrenhaften Unentschieden" endete!

Zum Glück für die konzeptionslosen Regisseure gab es auch bei unserem Gegner einen fixen Burschen mit hellem Kopf, der bei einem gelangweilten Blick in die Umgebung unsere Baumwächter auf dem Flaggenbaum ausmachte, und das umgehend lauthals mit der Bemerkung dokumentierte: "Da oben auf der Kiefer sitzen welche! Ich freß 'nen Besen, wenn sie die Fahne nicht dort oben haben!", worauf ihr Chef erleichtert aufatmete, den allgemeinen Angriff auf den bewußten Baum befahl.

Und tatsächlich fanden sich einige Jungen, die zum Flaggenbaum liefen, Anstalten machten, ihn zu erklettern. Unsere Baumhelden sahen das Unheil auf sich zukommen, guckten fragend unseren Chef von oben an, bis der ihnen zurief: "Verteidigt die Fahne, solange ihr könnt!"

Den Kommandierenden beider Gruppen war ein Stein vom Herzen gefallen - es deutete sich jetzt doch so etwas wie die "Fortsetzung des Kampfes" an. Aber ihre Erleichterung sollte nur wenige Minuten währen, denn kurz darauf stellte sich auch hier wieder eine Pattsituation ein. Unsere Gegner riskierten es nicht, bis in den Wipfel weiterzuklettern, und unsere Fahnenverteidiger riskierten keine allzu heftige "Feindbekämpfung" - vom Baum herunterfallen wollte keiner.

Das ganze Geländespiel reduzierte sich nunmehr auf die allseitige interessierte Betrachtung eines bestimmten Baumes, auf dem 6 - 8 Jungen hockten - die eine Hälfte von ihnen im Wipfel, die andere auf den untersten Ästen.

Inzwischen standen unsere beiden Chefs - die gute persönliche Freunde waren - friedlich nebeneinander, überlegten fieberhaft, wie das Ganze weitergehen sollte, durch "neue Impulse" vielleicht doch ehrenhaft zu Ende gebracht werden konnte.

Da kam der "helle Kopf" von der Gegenseite mit einem langen Ast angelaufen, lief zum Flaggenbaum, spießte die inzwischen auf einer Astgabel demonstrativ liegende Fahne auf und beförderte sie mit gekonntem Schwung auf den Waldboden. Ein Unterführer der Gegenseite bemächtigte sich sofort der wertvollen Trophäe. Das war der entscheidende Schritt, um aus der friedlich-einhelligen Zuschauergemeinde erneut zwei Gruppen mit unterschiedlichen Kampfzielen zu machen. Die Jungen von der Gegenseite brachen in ein großes Siegesgeheul aus, während wir, die wir die Fahne hatten verteidigen sollen, recht bedripst dastanden. Aber niemand von uns versuchte ernsthaft, die Fahne unseren Gegnern wieder zu entreißen.

Während sich die Miene des Anführers unserer Gegnerschaft erneut aufhellte, ärgerte sich unser Chef über die jüngste Entwicklung erheblich.

Doch dann wurde ihm bewußt, daß - trotz der Peinlichkeit des Fahnenverlustes - noch nicht alles für ihn verloren war, und er rief wütend in Richtung unserer Opponenten aus: "So, und nun sucht mal fleißig die Fahnenstange, die Fahne allein nützt euch überhaupt nichts!" Das war wohl - gemäß der Aussage des Fähnleinführers zu Beginn des Spiels - richtig, und folglich begann die fleißigere Hälfte

der gegnerischen Mannschaft, mehr oder weniger systematisch, alles Gebüsch rings um den Kampfplatz nach der Fahnenstange abzusuchen. Von Kampfbereitschaft indessen war auf beiden Seiten überhaupt nichts mehr zu spüren. Auch die Unterführer hatten jede Luste an weiterer Rauferei verloren. Einer von ihnen saß angelehnt an einen Baumstamm mit heftigem Nasenbluten - Freund und Feind umstand ihn teilnahmsvoll, die unterschiedlichsten, aber immer gut gemeinten Ratschläge äußernd.

Das "Schlachtfeld" stellte sich jetzt derart dar, daß unsere Gegner die Fahnenstange suchten oder palaverten, während wir Verteidiger uns etwas seitwärts verdrückt hatten und alles grinsend beobachteten.

Nun, schließlich, erschien der Fähnleinführer, der Hauptschiedsrichter, auf dem "Feld der Ehre". Er hatte erkannt, daß bei der - aus seiner Sicht - völlig verfahrenen Situation an ein Wiederaufleben "männlichen Kampfesmutes" überhaupt nicht mehr gedacht werden konnte. Da inzwischen auch die vereinbarte Kampfeszeit von 2 Stunden fast verstrichen war, wurde das Ende des Geländespiels verkündet. Wir mußten alle antreten, uns eine Gardinenpredigt wegen mangelnden Einsatzwillens anhören; dennoch wurde der Ausgang der Schlacht von ihm als "ehrenhaft unentschieden" festgelegt. Schließlich teilte der Fähnleinführer mit, daß das Geländespiel - dann mit umgekehrter Rollenverteilung - in 4 - 6 Wochen, d. h. Mitte Mai, wiederholt werden sollte. Bis dahin wollte er die "fast zum Debakel" entartete erste Auflage des Geländespiels mit Jungzug- und Unterführern gründlich ausgewertet haben.

Mitte Mai 1945 war der 2. Weltkrieg zu Ende, das Ostseebad Kühlungsborn von der Sowjetarmee besetzt, das Deutsche Reich - und damit das "Deutsche Jungvolk" - hatten zu bestehen aufgehört. Aber zuvor, am 20.4.1945, gab es noch für uns die feierliche offizielle Aufnahme in die NS- Kinderorganisation.

Der Akt fand auf dem Waldsportplatz in Kühlungsborn-West statt. Nach Meldung an den Ortsgruppenleiter der NSDAP, Herrn Trenk - den Ehemann meiner Klassenlehrerin -, und einer markigen Ansprache seinerseits wurde jeder Neuaufzunehmende mit seinem Namen aufgerufen, ging dann "in strammem Schritt" zum örtlichen Parteichef, schaute diesem "männlich fest" in die Augen, erfuhr dann einen "männlich festen" Händedruck. Dann hatte man sich umzudrehen und wieder "in strammem Schritt" auf seinen Platz im Glied zurückzukehren. Nachdem die Feier mit einem Lied beendet war, zog das gesamte "Deutsche Jungvolk" Kühlungsborns, nach Jahrgängen gegliedert, auf dem Bülow-Weg - heute "Ostseeallee" - entlang des Strandes von Kühlungsborn-West nach KühlungsbornOst, das gesamte Repertoire der im letzten Vierteljahr gelernten Kampflieder absingend.

Dieser erste Marsch als "richtiges" Mitglied des Deutschen Jungvolks war zugleich mein letzter.

Eine Woche später, d. h., am 27. 4. 45, sollte wieder "regulärer Dienst" sein.

Diesen Dienst anzutreten wurde mir - für mich sehr überraschend - von meiner Mutter kategorisch verboten; und da ich sie nach wie vor als meine höchste Autorität respektierte, war ich ein zwar sehr verunsicherter, doch folgsamer Sohn und gehorchte ihr. Wenn es bei meiner Mutter noch eines Motives bedurft hätte, ihr 10-jähriges Kind mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln vor einer möglichen Verstrickung in schlimme Vorhaben einiger Wahnwitziger in den letzten Tagen des Krieges zu bewahren, dann waren das die Gerüchte von einer bevorstehenden Formierung des sog. "Wehrwolfes", in den angeblich auch das "Jungvolk" Kühlungsborns einbezogen werden sollte. Was unter "Wehrwolf" konkret zu verstehen war, wußte keiner; man nahm an, daß diese Organisation irgend etwas wie eine Mischung von deutsch-nationaler Partisanenbewegung und Volkssturm werden sollte.

Die Zeit vom 20. 4. 45 bis zum 2. 5. 45 - dem Tag des Einmarsches der Sowjettruppen in Kühlungsborn - war ohnehin eine eigenartige Zeit.

Zwar ging das Leben bis zum Morgen des 2. Mai im kleinen Ort seinen äußerlich weitgehend normalen, üblichen Gang - doch jeder spürte, daß es mit der Macht der Mächtigen rapide bergab ging, in wenigen Tagen auch unser schönes Ostseebad ein gänzlich anderes sein würde.

Es begann damit, daß die Reserve-Lazarette alle gehfähigen Verwundeten entließen. Sie bekamen für eine Woche Marschverpflegung, einen Entlassungsschein, und sollten auf eigene Faust sich "zu ihren Einheiten durchschlagen". Im Wald sah man von Tag zu Tag weniger verwundete Soldaten bei ihren Spaziergängen.

Ich wurde Zeuge, wie auf dem obligatorischen Nachmittagsausgang meiner Lindenhof-Kinderheimgruppe unsere 18-jährige Erzieherin von zwei verwundeten Landsern abgepaßt wurde, mit denen sie gut vertraut war. Einer stand ihr offensichtlich besonders nahe; beide Soldaten versuchten sie zu überreden, uns Kinder den Ausgang allein zu Ende führen zu lassen und möglichst sofort mit ihnen "nach dem Westen abzuhauen". Sie war sich sehr unschlüssig, ging aber schließlich doch nicht darauf ein; und unter Tränen, nach einer kurzen, aber heftigen abschließenden Umarmung, trennte man sich. Meine Mutter nahm damals einen Tag frei und fuhr nach Rostock, um von unseren bei der "Litzmannstädter Bank"angelegten Sparguthaben einen größeren Betrag - sie dachte an die Hälfte unserer Ersparabzuheben. Sie wollte in der zu erwartenden schwierigen Zeit sich im Besitz einer größeren Bargeldreserve befinden. Ihre diesbezüglichen Versuche in Kühlungsborn waren fehlgeschlagen, da "der Reichsbankpräsident die erforderlichen Weisungsbescheide noch nicht erlassen" hätte, wie ihr wiederholt bedeutet wurde. Guthaben ostdeutscher Geldinstitute konnten schon seit Jahresbeginn in den Banken des Altreiches nicht behoben werden. Die einzige mir bekannte Ausnahme betraf die Postbank

- die Postbank zahlte auch in Filialen des Warthegaus eingezahlte Sparbeträge nach wie vor an allen Postämtern des Deutschen Reiches aus.

Aus heutiger Sicht nicht überraschend - meine Mutter erreichte auch in Rostock nichts. Das Geld war nicht abhebbar, und es sollte für immer verloren sein. Weder in der Zeit der sowjetischen Besatzungszone, noch in den 40 Jahren der DDR, aber auch nicht nach der deutschen Wiedervereinigung gab es für nach Mecklenburg, Sachsen oder Thüringen verschlagene und dort gebliebene ehemalige Bewohner des Warthegaus irgendeine angemessene Kompensation für ihre dem damaligen deutschen Staat und seiner Wirtschaft in Form von Bankeinlagen zur Verfügung gestellten Gelder.

Das deutlichste Signal der bevorstehenden Veränderungen spielte sich - aus meiner ganz persönlichen Sicht - in jenem Zimmer unseres Schulgebäudes ab, in dem die NSDAP-Ortsgruppenleitung ihr Büro hatte. Aus verschiedenen Familien kamen Frauen oder von diesen geschickte größere Kinder und brachten die braunen Uniformen ihrer inzwischen zur Wehrmacht einberufenen Ehemänner, Brüder und Söhne zum örtlichen Parteichef, "persönlich", gegebenenfalls als "Spende". Man wollte das verfängliche Tuch keinesfalls in seinem Hause haben, falls - womit inzwischen wohl jeder rechnete - "Soldaten einer fremden Armee" dort Quartier nähmen.

Tante Gertrud hatte uns aufgeregt davon berichtet; ich wurde neugierig, wollte dieses Geschehen mit eigenen Augen sehen. Und tatsächlich, als ich mit Unschuldsmiene mich am nächsten Tag nach Schulschluß in die Nähe des bewußten Zimmers schlich, konnte ich beobachten, wie zwei ältere Bäuerinnen dem jetzt völlig hilflosen NSDAP-Ortsgruppenleiter mehrere braune Wäschestücke aus einem Rucksack auf den Schreibtisch packten und anschließend grußlos den Raum verließen. Das waren in der Tat bedenkliche Vorzeichen kommender Veränderungen. Mir fiel auf, daß ziemlich plötzlich niemand mehr vom Endsieg, usw. redete, auch Frau Trenk nicht, auch Schwester Kläre nicht.

Und dann kamen der 29. 4., der 30. 4. und der 1. 5. 1945 - Tage, an denen fast ohne Unterbrechung deutsche Truppenteile von Ost nach West durch Kühlungsborn zogen, zumeist auf LKW, manchmal auf Panzerfahrzeugen, aber auch häufig zu Fuß. Zuerst vollzog sich der Durchmarsch in guter Ordnung, ohne übertriebene Hast; am 1. Mai dagegen zeigten sich zunehmend größere Lücken, die Truppen bewegten sich mehr und mehr in großer Eile, oft kaum noch bewaffnet.

Am letzten Apriltag und am 1. Mai konnte man in den Straßengräben um Kühlungsborn in Massen Gewehrmunition, Handgranaten, Stahlhelme, usw., aber auch neuwertige und wenig benutzte Pistolen liegen sehen - für manchen Halbwüchsigen, wie sich später herausstellen sollte, eine unwiderstehliche, in ihren Konsequenzen gelegentlich tödliche Versuchung.

Trotz alledem war der ganze Ort überrascht, als am Morgen des 2. Mai ein einziger sowjetischer

Panzer über die Doberaner Straße in den Ort rumpelte, an der Warteschlange vor dem Bäckerladen Lange - kurz vor dem Molli-Bahnhof Kühlungsborn-Ost - Halt machte, ein russischer Soldat aus dem Panzer kletterte, auf die zu Säulen versteinerten Frauen und Kinder zuging, und erklärte: "Gitler kaputt, Krieg kaputt!" Dann bot er Zigaretten an - keiner nahm eine -, fragte die Umstehenden, ob der Ort wirklich "Kjulungsborn" sei. Nachdem ihm dies durch allgemeines Nicken bestätigt worden war, stieg er wieder in sein stählernes Ungetüm, das - mit einigen Schwierigkeiten wegen der Alleebäume - wendete und wieder in Richtung Heiligendamm davonrumpelte.

Als der Panzer weg war, löste sich die Warteschlange aus ihrer Erstarrung; man ließ Broteinkauf Broteinkauf sein, jeder sah zu, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen.

Zum Glück für uns hatte sich in Kühlungsborn letzten Endes doch niemand mehr gefunden, um mit der "Wehrwolf - "Idee ernst zu machen, und so blieb der Ort von Kampfhandlungen im Zuge seiner Besetzung verschont.

Gegen Mittag des 2. Mai 1945 fiel eine erhebliche Menge Rotarmisten - vermutlich ein Batallion, möglicherweise auch ein Regiment - mit LKWs aus US-Produktion in das Ostseebad Kühlungsborn ein, und errichtete innerhalb weniger Stunden im Stadtwald ein imponierendes Feldlager. Wir waren damit Bestandteil der "Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands" geworden. Am gleichen Tag rollten in Neubukow, etwa 10 km südwestlich Kühlungsborns, einige Jeeps mit einem britischen Vorauskommando auf den Marktplatz, machten ohne Halt in einer großen Schleife kehrt, fuhren wieder nach Wismar zurück. Aber anders als in Kühlungsborn folgte ihnen kein britisches Batallion oder Regiment; Neubukow wurde 2 Tage später ebenfalls von der Sowjetarmee besetzt. In Wismar allerdings blieben zunächst die Briten, bis zum Sommer 1945; dann rückte, im Rahmen der Besetzungs-Korrekturen gemäß der schon früher, in Jalta, beschlossenen Gebietsaufteilung auch in Wismar die Armee der UdSSR ein. Die Briten übergaben ihre einige Monate ausgeübte Besatzungshoheit in aller Form und räumten das Feld - Mecklenburg war in seiner Gänze dem anderen Alliierten zugewiesen worden, der Sowjetunion.

Doch zurück nach Kühlungsborn.

IN DER HAND DER SOWJETARMEE

Der Einzug des sowjetischen Truppenkontingents und sein Festsetzen im Feldlager mitten im Ort hatten das Leben, beinahe von einer Stunde zur anderen, radikal verändert. Es war, als habe eine dicke Schicht Mehltau fast alles öffentliche Regen und Streben abrupt erstickt - die Geschäftsleute machten ihre Läden dicht, alle Ämter stellten ihre Tätigkeit ein, auch Post und Reichsbahn schienen erstorben zu sein.

Respekt und Hochachtung verdienen die damaligen Stadtwerker - die Kühlungsborner Stadtwerke arbeiteten unverdrossen weiter, so daß es zunächst weder Strom- noch Wasserausfall gab. Auch die beiden in Kühlungsborn niedergelassenen Ärzte - Dr. von Cossart in Kühlungsborn-Ost und Dr. Buckowitz in Kühlungsborn-West - stellten ihre gewohnte Sprechstunden-Tätigkeit nicht ein.

Dennoch - kaum jemand traute sich auf die Straße, alle hockten in ihren Wohnungen, kein Kind wurde zur Schule geschickt; wenn man sehr mutig war, erledigte man im Hausgarten anfallenden Arbeiten. Sehr bald hingen aus allen Häusern "Fahnen", weiße zumeist, aber auch recht viele rote. Die weißen hatten sonst als Bettlaken gedient, die roten manchmal als Bettkissen-Stoff, viel öfter jedoch als Hakenkreuzfahne - man hatte kurz entschlossen das weiße Rund mit dem schwarzen Hakenkreuz abgetrennt, und mit diesem banalen Trick einen 180-gradigen Gesinnungswandel signalisiert. Die Rotarmisten ließen sich an den ersten Tagen kaum außerhalb ihres Feldlagers blicken.

In der Mehrzahl waren sie wohl Russen, aber manchem Gesicht sah man an, daß seine Heimat unzweideutig die weiten Steppen Asiens oder der Kaukasus waren. Sicherlich befanden sich auch Ukrainer, Weißrussen, usw., unter ihnen, d. h. Söhne nichtrussischer osteuropäischer Völker, die vom Gesichtsschnitt her aber nicht von der russischen Mehrheit zu unterscheiden waren.

Wenn sich diese fremdartig robust erscheinenden Soldaten von ihrer Basis fortbewegten, dann selten mit den aus den USA erhaltenen Autos, sondern meistens zu dritt auf einem der wenigen Panje-Pferde-Wagen, die sie den weiten Weg durch Osteuropa mitgeführt hatten. Vorneweg lief ein kleines zotteliges Pferd, vorne auf dem Wagen saß der Kutscher, neben ihm ein Soldat mit schußbereiter Kalaschnikow-Maschinenpistole; Rücken an Rücken mit ihm saß der dritte Soldat, gleichfalls mit einer schußbereiten Maschinenpistole, den Blick jedoch aufmerksam nach hinten gerichtet.

Zumeist galten diese Fahrten der Beschaffung von Verpflegung für Mensch und Tier. Den Bäckern und Fleischern wurde klar gemacht, daß sie, ab sofort und ohne weitere Formalitäten, die Soldaten der Besatzungsmacht zu versorgen hätten; die größeren Bauernhöfe wurden zu Milch-, Eier-, Hafer-, Heuund Strohlieferungen verpflichtet.

An den ersten Maitagen wurde zunächst kein Deutscher im Ort gefangen gesetzt; der Kommandeur hatte seine Truppe offensichtlich gut im Griff, m. W. gab es an den ersten Tagen nach der Besetzung kaum irgendwelche Übergriffe.

Dieses Fehlen von schlimmen Akten der Barbarei und des Terrors überraschte mich - im Stillen hatte ich damit gerechnet, daß der Zusammenbruch der alten Ordnung unmittelbar Erschießungen, Vertreibungen, Folterungen seitens der neuen Machthaber zur Folge haben würde; aber nichts dergleichen schien zu geschehen.

Auch wenn ich vermutlich weniger als die meisten Gleichaltrigen meiner Umgebung gewillt gewesen war, den schlimmste Greueltaten "des Iwans" ausmalenden Darstellungen, z. B. unserer Jungzugführer, bedenkenlos zu folgen - ganz ohne Wirkung war die besonders in den letzten Kriegsmonaten in dieser Richtung stark intensivierte Propaganda des untergehenden Regimes auch bei mir nicht geblieben. Außerdem waren die Vorgänge während und nach der russischen Oktober-Revolution noch recht gut in unserem Familiengedächtnis verhaftet. Also - ich war zunächst irgendwie "positiv" überrascht, und ich faßte wieder etwas Mut, daß wir vielleicht glimpflich davonkommen würden, unser Leben in Kühlungsborn irgendwie in erträglichen Bahnen weitergehen könnte.

Aber es gab auch Menschen, die diesen Mut nicht fassen konnten. Unter Einheimischen geschah es selten, doch unter den in Kühlungsborn gestrandeten Flüchtlingen ereignete sich eine Reihe von Selbstmorden. Unter jenen, die damals durch ihre eigene Hand aus dem Leben schieden, war auch Fräulein Kapp, eine Berufskollegin meiner Mutter. Sie, eine Lehrerin im Alter von etwa 30 Jahren, entstammte dem ostpreußischen Bildungsbürgertum. Nachdem ihre Eltern auf der Flucht ums Leben gekommen waren, fiel ihr Verlobter noch im März 45 als Offizier an der Ostfront. Obwohl meine Mutter über ein Jahrzehnt älter war als sie, hatten beide einen guten persönlichen Kontakt zueinander gefunden, sich angefreundet. Als diese Lehrerin sich kurz nach dem Truppeneinmarsch umbrachte, machte das meine Mutter sehr betroffen; akzeptiert hat sie diesen dramatischen Schritt ihrer neuen Freundin nie: "Man tut seine Pflicht so lange, wie es das Schicksal einem erlaubt!"

Hauptinformationsquelle der Kühlungsborner Einwohnerschaft wurden, von einem Tag auf den anderen, die deutschsprachigen Sendungen des Londoner Rundfunks. Bisher war das Abhören der "Feindsender" nur unter Lebensgefahr möglich - deshalb war ich erstaunt, wie schnell die meisten Rundfunkbesitzer die Londoner Wellenlänge ausfindig gemacht hatten. Vermutlich war sie ihnen sehr wohl schon früher bekannt gewesen. Auch Upleggers hatten ein Radio, und von unseren Wirtsleuten wurde nun meiner Familie fast täglich das Wichtigste mitgeteilt. So bekamen wir es sofort zu wissen,

als am 8. Mai 1945 Keitel, Friedeberg und Stumpf die Urkunde der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands unterzeichneten.

Für unsere Familie war das zu diesem Zeitpunkt nur der Schlußpunkt hinter ein bereits seit längerem vom Schicksal beschlossenes Urteil.

Für die Soldaten des Besatzungskontingentes in unserem Stadtwald schien die Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation von deutscher Seite die Beseitigung der bisher ertragenen straffen militärischen Zügelung zu beinhalten.

Am 8. Mai 1945 gab es bei ihnen ein gewaltiges Besäufnis, und auch die bis dahin unübersehbare Scheu, mit der deutschen Bevölkerung in Kontakt zu kommen, schien verflogen; jedenfalls fühlten sich die Sowjetarmisten von Stund an nicht mehr an ihr Feldlager gebunden.

Und es wurde Tag und Nacht "Salut" geschossen, d. h., chaotisch mit Handfeuerwaffen in die Luft geballert - der Krieg war vorbei, weshalb sollte man die sonst sparsam gehütete, doch jetzt "überflüssig gewordene" Munition wieder nach Hause schleppen? Die Kommandeure ließen den Freudentaumel zu, ja, sie beteiligten sich - oft "vorneweg" - am ungezügelten Treiben. Und es gab die ersten Übergriffe gegenüber der deutschen Bevölkerung, Vergewaltigungen, Räubereien.

Die nächsten Tage - nachdem der erste Rausch verflogen und der alkoholische Kater überstanden waren - sollten für alle Deutschen noch einmal sehr bedrohliche Tage werden. Stalin gewährte seinen Soldaten, "nach altem Kriegsbrauch", für 3 Tage "freie Hand", d. h. sie konnten unter der deutschen Bevölkerung nach Belieben "für die eigene Tasche" plündern. Desweiteren war dem Vernehmen nach bei "sonstigen Übergriffen" eine bestimmte "Großzügigkeit der Militärjustiz" zugesichert worden, Vergewaltigungen deutscher Frauen an diesen bewußten 3 Tagen durch Sowjetsoldaten sollten für diese straffrei bleiben.

Vor allem vom Plünderungsrecht machte damals - in größerem oder kleinerem Umfang - fast jeder sowjetische Militärangehörige in der einen oder anderen Form Gebrauch. Die Frontsoldaten gingen in kleinen 3er bis 6er Gruppen, oft angeführt von einer ehemaligen Ostarbeiterin, von Haus zu Haus und nahmen mit, wonach es ihnen gelüstete, bzw. was ihnen des Mitnehmens Wert erschien. Dabei wurden ihnen bald Transportprobleme bewußt, auf die sie überhaupt nicht eingestellt waren. So kam es nicht selten vor, daß man irgendeinen Gegenstand, den man im ersten Haus mitgenommen hatte, im zweiten Haus wieder liegenließ. Schließlich konzentrierten sich die Wegnahmen vor allem auf Armband- und Taschenuhren, auf Fotoapparate und - natürlich - auf Edelmetall-Schmuck. Aber auch Nahrungsmittel-Konserven wurden oft mitgeschleppt, evtl. Briefmarken- und Münzsammlungen, sowie bestimmte Kleidungsstücke, z. B. Herrenstiefel.

Selbstredend durften sich die begleitenden Ostarbeiterinnen bei dieser Gelegenheit aus den Kleiderschränken der deutschen Familien nach Belieben bedienen - doch mehr als einen Pelz und einige Festtagskleider konnte man schwerlich wegtragen.

Die Schäden hielten sich auch deshalb bei der Mehrzahl der heimgesuchten Haushaltungen in Grenzen, weil viele Deutsche ihren Gold- und Silberschmuck, auch evtl. vorhandenes Silbergeschirr, in den letzten Kriegstagen vergraben hatten.

Auch meine Mutter hatte in der Nacht vom 2. zum 3. Mai, d. h. unmittelbar nach Einzug der Sowjettruppen in Kühlungsborn, den wenigen von ihr geretteten Familien-Goldschmuck in eine Blechdose gelegt und in einem Verschlag hinter unserem Wohnhaus vergraben. Als sie - nach einer ausreichenden Konsolidierung der Verhältnisse - im Frühjahr 1947 den Familienschatz wieder bergen wollte, wurde sie unerwartet fündig - Upleggers hatten ihren Blechkasten nur etwa einen halben Meter neben unserem in die Erde versenkt, und waren recht verdutzt, als wir ihnen ihre Wertgegenstände übergaben.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie eines Abends - es mochte der 11. oder 12. Mai 45 gewesen sein - 2 junge Sowjetsoldaten, offensichtlich Russen, mit einer etwa gleich jungen Ostarbeiterin in unserem Zimmer im Haus Hertha erschienen. Wir hatten schon wahrgenommen, wie sie im Erdgeschoß die Wohnung der Familie Uplegger durchstöberten. Nachdem sie die Treppe heraufgepoltert waren - unser Zimmer befand sich im Obergeschoß - , wurde unsere Zimmertür ohne weitere Förmlichkeit von ihnen geöffnet, plötzlich standen sie in unserem Zimmer. Einer der beiden Männer hatte seine Kalaschnikow bei sich, gewissermaßen "für alle Fälle". Die Ostarbeiterin begrüßte uns auf deutsch mit "Guten Tag", dann blickten sich alle drei kurz im Zimmer um; einige Augenblicke später bemerkte die Ostarbeiterin zu ihren Begleitern auf russisch: "Das sind Flüchtlinge, gehen wir!", und alle drei verschwanden wieder aus dem Zimmer.

An dieser Stelle erscheinen einige Bemerkungen zu den Ostarbeiterinnen angebracht. Das waren - fast durchweg gegen ihren Willen - aus Polen, Weißrußland, der Ukraine, z. T. auch aus Rußland in das damalige Deutsche Reich während der Jahre 1940 - 1943 verbrachte, meist jüngere Frauen, die als Arbeitskräfte die in die Wehrmacht eingezogenen deutschen Männer ersetzen sollten. Sicherlich gab es auch männliche Ostarbeiter, aber auf Bauernhöfen - insbesondere auf den Höfen in Kühlungsborn und den umgebenden Dörfern - waren überwiegend Frauen eingesetzt worden, wo sie die übliche Knechteund Mägdearbeit zu verrichten hatten.

Auch wenn ausgesprochene Drangsalierungen die Ausnahme gewesen sein dürften, allein die sprachliche Barriere schuf eine gewisse Isolierung, selbst wenn die Bäuerin ihrer Ostarbeiterin durchaus zugetan war. Gesellschaftlich waren die Ostarbeiterinnen eindeutig diskriminiert; z. B. war ihnen außerhalb ihres Arbeitsbereiches der nähere Kontakt mit Deutschen, waren Kino- und Gaststättenbesuche untersagt. Sie waren polizeilich gezwungen, an ihrer Oberbekleidung in der Öffentlichkeit stets einen dreieckigen gelben Winkel mit der schwarzen Inschrift "Ost" als Aufnäher zu tragen, ähnlich wie die Juden z. Z. des NS-Regimes den Judenstern tragen mußten.

Dieser Aufnäher, ehedem als diskriminierendes Klassifizierungsmerkmal gedacht, war nun zum Adelsschild der Sieger mutiert, wurde jetzt von den Ostarbeiterinnen mit sichtbarem Stolz getragen. Sie hatten in der Mehrzahl recht schnell Kontakt zu den einmarschierten Sowjetsoldaten gefunden, die häufig ihre Landsleute waren. Und sie wurden für den Zeitraum einiger Wochen - oder auch Monate - zu wichtigen Vermittlern für diese meist jungen Männer aus den Weiten des russisch dominierten Sowjetimperiums, die durch den Krieg zum ersten Mal in ihrem Leben "in die weite Welt" gelangt waren.

Die Sowjetsoldaten, zumeist in kargen häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, hatten enorme Orientierungsschwierigkeiten angesichts der von ihnen angetroffenen deutschen Lebensverhältnisse - jeder normal ausgestattete Haushalt einer deutschen Arbeiter- oder Angestelltenfamilie löste bei ihnen die Assoziation aus, daß es sich wieder einmal um "Burschui", d. h. Bourgois, "Kapitalisten", handelte. Fast nur die Flüchtlinge - auch angesichts ihrer durchweg sehr beengten Wohnverhältnisse – erschienen ihnen als "Rabotschi", d. h. als Arbeiter, als "Klassengenossen".

Die Fremdarbeiterinnen, die mehrere Jahre Arbeit auf deutschen Bauernhöfen hinter sich hatten, waren natürlich während dieser Zeit zu einer differenzierteren Sicht der Dinge in Deutschland gelangt, und sie hatten sich auch durchweg zumindest für eine grobe Verständigung ausreichende deutsche Sprachkenntnisse angeeignet. Sie konnten also den Sowjetsoldaten in vieler Hinsicht behilflich sein, z. B. bei den Plünderungen ihren männlichen Landsleuten in Militäruniform sagen, in welche Häuser man mit der größten Aussicht auf lohnende Beute eindringen sollte. Sie waren deshalb verständlicherweise bei der Besatzungsmacht nach dem Einmarsch wohl gelitten.

Bei der Skizzierung der Beziehungen zwischen den Ostarbeiterinnen und den sowjetischen Besatzungs- Soldaten darf nicht übersehen werden, daß in ihnen junge Menschen zweierlei Geschlechts aus
gleichen oder ähnlichen Ethnien aufeinander stießen, denen ihre Verhältnisse eine jahrelange
emotionale Abstinenz diktiert hatten. Der Emotions- und Triebstau war vermutlich auf beiden Seiten
groß, und die samtweichen Frühlingsnächte des ausnehmend warmen und trockenen Monats Mai im
Jahre 1945 taten gewiß ihr übriges, zu einem oft hohen Grad wechselseitiger Attraktivität zu führen.
Das war sicherlich zudem ein wesentlicher Grund dafür, daß die "sonstigen" Übergriffe auch an den
wilden 3 Tagen nach dem 9. Mai 1945 in Kühlungsborn sich in Grenzen hielten.

Massenvergewaltigungen, wie sie aus vielen anderen Orten im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands bekannt wurden, hat es z. B. in Kühlungsborn m. W. nicht gegeben.

Sicherlich - jedes Mädchen im Teenageralter, jede jüngere Frau war trotzdem gut beraten, den Sichtkontakt mit Sowjetsoldaten zu meiden, und das nicht nur im Mai 1945, sondern den ganzen Sommer über.

Am vergleichsweise milden Verlauf der für die deutsche Bevölkerung gefährlichen Maitage des Jahres 45 in Kühlungsborn hatte indessen auch ein anderer, "ganz besonderer" Umstand seinen Anteil, der heute allgemeiner Vergessenheit anheimgefallen ist.

Kühlungsborn war zu Kriegsende eine mit Flüchtlingen überfüllte Kleinstadt. Eine etwas später durchgeführte Volkszählung läßt die Annahme zu, daß damals auf etwa 4000 einheimische Kühlungsborner mindestens 8000 Flüchtlinge kamen, dazu einige Hundert gehunfähige, deshalb nicht entlassene Verwundete in den ehemaligen Reservelazaretten der deutschen Wehrmacht.

Ein erheblicher Anteil der Flüchtlinge - es dürften einige Tausend gewesen sein - waren Stettiner. Unter diesen soll, so erzählte man es sich, auch ein nicht gerade kleines Kontingent aus dem Rotlichtmilieu der Hafenstadt Stettin gestammt haben. Jedenfalls gab es eine Reihe von - nicht der einheimischen Bevölkerung zugehörigen - deutschen Frauen im mittleren und jüngeren Alter, die schon in den ersten Tagen nach Einzug der sowjetischen Truppen diesen signalisiert hatten, daß sie zur "Truppenbetreuung" zur Verfügung stünden. Die Verfügbarkeit über eine Gruppe professioneller Prostituierter trug dann spürbar dazu bei, den Triebstau für das erste abzufedern. Nach einigen Monaten, im Spätsommer, wurde diese Art von "Truppenbetreuung" durch den sowjetischen Standortkommandanten abrupt beendet, den Sowjetsoldaten jeder weitere Kontakt mit den bewußten Stettiner "Damen" strikt untersagt. Gleichzeitig erließ er für die deutsche Bevölkerung in barschen Worten, bei Androhung schwerster Strafen, einen "Ukas", wonach alle deutschen Mädchen und Frauen im Alter zwischen 12 und 70 Jahren aus Kühlungsborn und Umgebung sich innerhalb einer Woche zur ärztlichen Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten zu stellen hatten. Diese waren durch deutsche Ärzte vorzunehmen.

Die deutsche Verwaltung besaß inzwischen einigermaßen vollständige Einwohnerlisten, sie waren die Grundlage für die Ausgabe der Lebensmittelkarten.

Die beiden niedergelassenen Ärzte Kühlungsborns, Dr. von Cossart und Dr. Buckowitz, erhielten je einen Satz dieser Listen, und waren dann in der bewußten Woche im täglichen 16-Stunden-Einsatz bemüht, die kategorische Auflage der Besatzungsmacht zu erfüllen. Dieses ist ihnen wohl tatsächlich gelungen, jedenfalls war der Sowjetkommandant mit den Ergebnissen ihrer Arbeit zufrieden.

Der Hintergrund dieser drastischen Intervention war eine massive Syphillis- und Gonorrhoe-Epidemie im Kühlungsborner sowjetischen Truppenkontingent.

Kehren wir zum Mai 1945 zurück.

Die 3 Tage der "freien Hand" nach dem 9. Mai waren gewiß der Höhepunkt im Ausleben des Siegerrechts, doch die einmal geöffneten Schleusen waren nach diesen 3 Tagen nicht wieder ohne weiteres völlig zu schließen.

Gefürchtet blieben den ganzen Sommer über die sog. "nächtlichen Kontrollen". In der Mehrzahl waren das völlig willkürlich, nicht selten bei einer "Kampanja", d. h., einem Trinkgelage, aus einer Laune heraus angesetzte Unternehmungen. Es waren nicht die alleruntersten Chargen, die sich solche Eskapaden erlauben konnten; meist wurden diese Unternehmungen von einem jungen Truppenoffizier initiiert, der seinen Leuten - und auch sich selbst - damit etwas Abwechselung verschaffen wollte. Und so zog man dann los, der Leutnant vorneweg, oft schon leicht angetrunken, um - augenzwinkernd - einen "faschistischen Diversanten" aufzustöbern. Ein beliebiges Haus wurde ausgewählt; man verschaffte sich Zugang, schaute sich nach evtl. anwesenden jüngeren Frauen um. Fand man solche, mußten diese mit einer "vorläufigen Festnahme wegen Vorliegen von Verdachtsmomenten" rechnen. Typischerweise ließ man diesen Frauen eine angemessene Zeit, um sich für die Mitnahme anzuziehen und marschierte mit ihnen wieder zu seinen Trinkkumpanen. Dort wurden sie - nach eher kurzen Einschüchterungsverhören - aufgefordert, bei der Trinkerei mitzumachen; mehr oder weniger belästigende Zudringlichkeiten blieben selten aus. Am Morgen wurden die Frauen wieder nach Hause entlassen,öfter sogar mit einem amtlichen "Propusk", daß sich "die Verdachtsmomente nicht bestätigt" hätten.

Viele junge Frauen bemühten sich, Erniedrigungen und Insulte seitens der Besatzungssoldaten dadurch zu vermeiden, daß sie ihr Nachtlager in möglichst schwer zugänglichen Verstecken aufschlugen. Für zwei 16-, bzw. 18-Jährige aus der Nachbarschaft hatte Frau Uplegger ein solches Nachtlager auf dem Spitzboden unseres Hauses zur Verfügung gestellt.

Und so kamen allabendlich die beiden, erklommen über eine anschließend sorgfältig verborgene Leiter die Luke zum Spitzboden und brachten dort die Nacht zu. Ihr Versteck wurde nicht entdeckt, sie haben die kritische Zeit im Frühjahr und Sommer 1945 gut überstanden.

Neben den vor allem mit dem Ziel von Kontakten zum weiblichen Geschlecht vollzogenen Übergriffen gab es, allerdings erheblich seltener, Hausdurchsuchungen mit einem sehr ernsten politischen Hintergrund - im Zusammenhang mit Inhaftierungen von Amtsträgern der NS-Zeit, ehemaligen

Polizei- und SS-Angehörigen, sowie von anderen, denunzierten Personen; Hermann Metzger war nur eine von ihnen.

Größte Angst und Schrecken verbreiteten damals in Ostdeutschland einzelne Banden desertierter Rotarmisten, die sich mit deutschen Kriminellen zusammengetan hatten. Auch im Umfeld Kühlungsborns gab es eine solche Gruppe, ihr wurden - u. a. - einige Morde angelastet; im Herbst 1945 wurde sie von sowjetischen Sicherheitskräften liquidiert.

Im Juni 1945 begannen die systematischeren staatlichen Requirierungen durch die Besatzungsmacht, zunächst im Vorgriff auf die Ergebnisse der Potsdamer Konferenz, später gestützt auf die Festlegungen dieses Treffens der großen Siegermächte.

Den Auftakt hierzu bildete in Kühlungsborn ein sehr allgemein gehaltener Erlaß des Stadtkommandanten, wonach von der deutschen Bevölkerung alle in ihrem Besitz befindlichen Radioapparate, Fotoapparate, Wertpapiere, Aktien, Briefmarkensammlungen - und noch einiges mehr , m. W. bis Ende Juni oder Juli, in der Kommandantur abzuliefern waren. Diese hatte sich inzwischen im ehemaligen Heim der Berliner Verkehrsbetriebe in der Lindenstraße eingerichtet.

Schußwaffenbesitz - auch der Besitz von Jagdwaffen - war ohnehin verboten und unter besonders schwere Strafe gestellt, unter Umständen drohte die Todesstrafe.

Das Ergebnis dieses Befehls war für die Siegermacht insgesamt kümmerlich; natürlich ließ sich kaum jemand so ohne weiteres von seinem beweglichen Besitz trennen. Andererseits zwang der Erlaß, viele Dinge zumindest für einige Zeit zu verbergen und zu verstecken, wollte man nicht den Anlaß zu Interventionen mit ungewissem Ausgang geben.

Kurz nach dieser - aus sowjetischer Sicht - fast erfolglosen Aktion wurde ein wesentlich straffer organisiertes Unternehmen, zur Erfassung und Beschlagnahme aller Kraftfahrzeuge, gestartet. Der sowjetische Kommandant hatte sich von der deutschen Verwaltung einen Garagenplan anfertigen lassen, und nun durchsuchten sowjetische Requirierungskommandos systematisch Garage nach Garage.

Neben unserem Haus Hertha lag damals der Schlosserei- und Installationsbetrieb Vonholt. Herr Vonholt, ein Mann im Alter von über 70 Jahren, leitete seinen Betrieb noch immer mit Umsicht und Energie höchst persönlich. Er war sehr vielseitig interessiert, mit seinem bemerkenswerten Wissenshorizont hatte er im Verlauf der Wintermonate meine Mutter bei zufälligen Begegnungen in einige ausgiebige nachbarschaftliche Gespräche verstrickt. In einem solchen Gespräch hat meine Mutter vermutlich auch einmal ihr 1918 nach den Normen des Zarenreiches abgelegtes russisches Abitur erwähnt.

Herr Vonholt war stets ein weitsichtig agierender Betriebsleiter gewesen, der nicht nur die in seinem Gewerbe üblichen Auftrags- und Reparaturarbeiten übernahm. So hatte er z. B. einen leichten transportablen Kochherd entwickelt, der, in Kleinserie hergestellt, bis nach Rostock vertrieben wurde. Manche bombengeschädigte Familie überbrückte mit diesem Gerät die erste Zeit nach der Zerstörung ihrer Wohnung.

Herr Vonholt hatte bis zu Beginn des Krieges auch eine Tankstelle betrieben; auf seinem Grundstück befand sich desweiteren ein Garagenbau, in welchen gegen entsprechende Pachtgebühr Pkw und Motorräder untergestellt werden konnten. Zum Zeitpunkt des Kriegsendes stand diese Garage voll mit Motorfahrzeugen wohlhabender alteingesessener Kühlungsborner.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Vertreter der sowjetischen Pkw-Requirierungskommission auch bei Vonholts erschienen, sich die Garage öffnen ließen und die Fahrzeuge beschlagnahmten.

Um den Abtransport zu erleichtern - natürlich auch, um sofort über betriebsbereite Fahrzeuge zu verfügen - , forderte der sowjetische Kommandoführer die Herausgabe der Zündschlüssel, was zunächst weder von Herrn Vonholt noch von den anderen anwesenden Betriebs- und Familienangehörigen sprachlich verstanden wurde, da der Kommandoführer nur russisch sprach.. Die zunächst relativ ruhige Situation begann sich zuzuspitzen.

Da erinnerte sich Herr Vonholt daran, daß meine Mutter - als gebürtige Deutsch-Baltin mit russischem Abitur - gute Russisch-Kenntnisse haben müßte; es wurde nach ihr geschickt, sie kam sofort, und dolmetschte. Die Lage entspannte sich.

Die Zündschlüssel waren bei den Autobesitzern, also konnten sie bei sachlicher Sicht derDinge auch nicht sofort herausgegeben werden.

In diesem Moment erschien eine alte Dame, deren Ehemann bis zum Ende des 1. Weltkrieges in Pommern eine Beamtenfunktion bekleidet hatte, und die jetzt als Flüchtling bei Vonholts wohnte. Diese Frau, etwa im Alter meiner Großmutter, war die typische "höhere Beamtengattin" aus der Spätzeit des Deutschen Kaiserreiches. Sie konnte ungeachtet ihres fortgeschrittenen Alters passabel Klavier spielen, auch recht flüssig französisch parlieren. Mit wehmütigem Stolz hat sie später einmal von ihrer Hochzeitsreise nach Paris - noch vor der Jahrhundertwende 1899/1900 - meiner Mutter vorgeschwärmt. Doch die technischen Grundkenntnisse dieser alten Dame waren minimal, und von Kraftfahrzeugen verstand sie vermutlich überhaupt nichts.

Der sowjetische Offizier bemerkte die Greisin, die unsicher auf die Szene blickte, trat auf sie zu, und - nun doch in deutsch radebrechend - fragte er sie: "Du Frau Auto?" Vermutlich wollte sie ihrem Hauswirt wenigstens einen Pkw "retten" und bejahte diese Frage - "ja, ja, mein Auto steht ebenfalls in der Garage!", was in völligem Widerspruch zur objektiven Wahrheit stand.

Es lag auf der Hand, daß der Offizier sie sofort zur Herausgabe des Zündschlüssels für ihr Fahrzeug aufforderte, worauf die alte Dame, die vermutlich keinerlei Vorstellungen von der Funktion des Zündschlüssels in der Kraftfahrzeugtechnik hatte, in klagendes Gejammer ausbrach: "Wir haben alles verloren, auch der Zündschlüssel ist auf der Flucht verloren gegangen!" Meiner Mutter kam - obwohl auch sie niemals eine Fahrschule besucht hatte - diese Antwort sofort sehr eigenartig vor, doch sie übersetzte; und sie provozierte damit, nicht verwunderlich, einen sowjetrussischen Wutausbruch: "Jeder gebildete Mensch weiß, daß ein Auto nicht weiterfahren kann, wenn man den Zündschlüssel abzieht! Auch diese vornehmen Deutschen sind im Grunde nichts weiter als ein verlogenes Pack, oder sie sind tatsächlich dümmer als bei uns jeder 10-Klassenschüler!"

Meine Mutter nahm die Initiative in die Hand und fragte ihre ältere Leidensgenossin, mit Ernst und Nachdruck, wie sich die Dinge tatsächlich verhielten. Die "gut gemeinte Lüge" wurde ihr jetzt sofort angstschlotternd gebeichtet. Das Geständnis wurde korrekt übersetzt; der Offizier, zwar immer noch grummelnd, kümmerte sich nicht weiter um die alte Frau. Alle Fahrzeuge wurden an Armee-Lkw angehängt, und zu guterletzt zog das Konfiskationskommando mit seiner Beute ab. Von Weiterungen wegen "versuchter Irreführung der Besatzungsmacht" wurde Abstand genommen. Insofern hatte diese Episode doch noch einen glimpflichen Ausgang gefunden.

In der gesamten Nachbarschaft war nun bekannt, daß Frau Akkermann gute Russisch-Kenntnisse hatte; und wenn es wieder einmal Probleme mit der Besatzungsmacht gab, wurde sie geholt, auch bei einigen "nächtlichen Kontrollen".

Es war ein eigenartiges Phänomen - bereits das Erscheinen einer gut russisch sprechenden, höflich, aber sicher auftretenden Deutschen ernüchterte zumeist die jungen Leutnants und Kommandoführer erheblich, sie anerkannten oft schon nach kurzem Wortwechsel, daß die "vorliegenden Verdachtsmomente" für die "vorläufige Festnahme" der jeweils auserwählten jungen Frau wohl doch nicht ausreichend waren.

Meiner Mutter hat ihr wiederholtes Engagement in schwierigen Situationen in den Jahren 1945 - 47 viel Anerkennung und Hochachtung in der Nachbarschaft erbracht, die ihr bis zu ihrem Lebensende im Jahre 1979 gezollt wurden.

Wesentlich dramatischere Konsequenzen als einzelne Übergriffe oder örtlich isolierteBeschlagnahmeaktionen der Besatzungsmacht hatten für die deutsche Bevölkerung der sowjetischen Besatzungszone die gewaltigen, über einen langen Zeitraum zu erbringenden offiziellen Reparationsleistungen. Es begann mit Demontagen von Fabriken und Einrichtungen, die man unbesehen neu montieren, in den Weiten der Sowjetunion einsetzen zu können glaubte.

Die Demontagen von Eisenbahnlinien - z. B. der gesamten Bahnlinie von Tessin nach Bad Sülze, oder der in der Nähe von Rerik einst verlaufenden sog. "Rübenbahn" - sind Beispiele hierfür. Selbst die Hauptverkehrs-Eisenbahnlinie von Rostock nach Berlin über Schwaan war zeitweise teildemontiert; sie wurde kurz nach der Unterbrechung - mit sehr schlichten technischen Mitteln und sehr viel Einsatz menschlicher Muskelkraft - von deutscher Seite mühevoll rekonstruiert.

Gelegentlich nahmen als Reparationsleistungen vollzogene Maßnahmen skurile Züge an.

Gut erinnerlich ist mir die "Möbelbereitstellung" aus den Heiligerdammer Nobelhotels. Das elegante Mobiliar dieser Häuser war seitens der UdSSR vermutlich ausersehen worden, Engpässe in der Möbelausstattung geplanter gehobener Hotelerie in der Sowjetunion zu lindern.

Ein Kommando Sowjetsoldaten hatte folglich besagte Betten, Schränke, Tische, Stühle usw. aus den Hotels herausschaffen und in der Nähe der Molligleise - der Schmalspurbahn zwischen Bad Doberan und dem Ostseebad Kühlungsborn - stapeln lassen.

Doch der Abtransport ließ auf sich warten - ein Möbelhaufen, und zumal eine Masse von handwerklich besonders wertvollem Mobiliar, läßt sich nicht wie ein Massengut von einem Waggon in den anderen kippen, sondern muß in jedem Transportmedium in mühsamer Handarbeit neu verstaut werden. Für derlei logistische Probleme hatte die Sowjetarmee ad hoc keine Lösungen zur Hand. Also blieben die Möbel zunächst dort liegen, wohin die Räumkolonnen sie aus den Hotels geschleppt hatten, bewacht von einer Handvoll Rotarmisten.

Nach einigen Wochen wurde denen die Zeit lang, andererseits reizten die aufwendig gearbeiteten Stücke Neugier und Gestaltungsdrang.

Kurz und gut - im Verlauf von 2 - 3 Wochen entstand im Heiligendammer Gespensterwald, in der Nähe der Eisenbahngleise, ein Labyrinth von zu "Zimmern" zusammengestellten Edelmöbeln, in welchem sich die Angehörigen des Wachkommandos ergingen, sich gegenseitig auf besondere Applikationen aufmerksam machend, an der Ästhetik deutscher Schreinerkunst erfreuend. Einige Elemente dieses "Freiluftensembles" waren durchaus mit Geschmack, man könnte fast sagen "liebevoll" komponiert.

Solange das Wetter trocken blieb - und auch der Sommer des Jahres 1945 war ein schöner Sommer - , hielt sich der Schaden der seltenen kurzen Regenschauer in Maßen, zumal man bei aufziehender Bewölkung bemüht war, zumindest die Möbel mit den kostbarsten Intarsienarbeiten und Furnieren abzudecken.

Doch der Abtransport ließ weiter auf sich warten; es kam der Herbst, und mit dem Herbst die landestypische Feuchtigkeit.

Vermutlich hatte man inzwischen die Arbeit an einer Lösung des sehr speziellen Möbel- Transportproblems seitens der übergeordneten sowjetischen Stäbe aufgegeben, viellleicht auch den ganzen
Möbelschatz im Heiligendammer Gespensterwald schlicht und einfach vergessen. Die Zeltplanen
waren schon lange nicht in der Lage, die Durchnässung der edlen Stücke zu vermeiden, als der erste
Schnee das Ende des Möbeldramas einleitete.

Die Möbel-Wachmannschaft wurde etwa zu dieser Zeit abgezogen. Als letzte Handlung sammelte sie ihre Armee-Zeltplanen ein, trug die inzwischen erheblich lädierten Stücke auf einen großen Haufen zusammen. Weshalb man sich zum Schluß noch diese Arbeit machte, ist mir auch heute unklar; vielleicht hatte sich ein sowjetischer Offizier über das "unbefangen-kindische Gemüt" seiner Wachsoldaten geärgert. Wenn man abzog, wollte man wohl keine "Freiluft-Puppenstuben" hinterlassen - dann schon lieber einen überschaubaren schlichten Holzhaufen.

Nachdem die Frühlingssonne im Jahre 1946 den Schnee des langen und kalten Winters über diesem wüsten Haufen weggetaut hatte, war natürlich auch der letzte Glanz einstiger Pracht dahin. Das eine oder andere Möbelstück wurde schließlich doch noch gerettet und sehr profanen Zwecken zugeführt, z. B. in Flüchtlingsunterkünften der umliegenden Dörfer.

Die Masse des Heiligendammer Möbelholzes wurde - zu Brennholz verarbeitet - im nachfolgenden Winter 1946/47 in deutschen Öfen verheizt.

Ab Ende Mai 1945 gab es - wie an anderer Stelle bereits erwähnt - Verhaftungen, die nicht den Charakter der geschilderten "vorläufigen Festnahmen" hatten, sondern, auch in Kühlungsborn, von zentraler sowjetischer Seite angeordnete Arretierungen mit anschließender Verbringung in das bald berüchtigte Lager Fünfeichen bei Neustrelitz waren. Das traf Schuldige - z. B. jene, die Tötungen z. Z. des Nationalsozialismus zu verantworten hatten - , aber auch wenig Schuldige und völlig Unschuldige. Der ehemalige Ortsgruppenleiter und Ehemann meiner Klassenlehrerin war einer der ersten Kühlungsborner, die nach Fünfeichen gebracht wurden; noch im Jahre 1945 verstarb er dort.

Von Erschießungen durch reguläre Kommandos der Roten Armee in und um Kühlungsborn ist mir indessen nichts bekannt geworden.

In Erinnerung ist mir das tragische Schicksal des Sohnes einer Berufskollegin und guten Bekannten meiner Tante Alma. Der Sohn dieser Lehrerin - sie lebte in Stralsund -war etwa 5 Jahre älter als ich, im Schicksalsjahr 1945 also 15 Jahre alt.

Er hatte in den Tagen Ende April/Anfang Mai nicht der Versuchung widerstehen können, eine der damals in den Straßengräben herumliegenden Armee-Pistolen an sich genommen und zu Hause versteckt. Doch damit war der Dummheit noch nicht genug - als sich im Sommer alles etwas beruhigt hatte, zog er mit 3 oder 4 Freunden, die sich ähnlich "versorgt" hatten, bei Einbruch der Dunkelheit in einen nahe gelegenen Wald, wo man ein kurzes "Nachtschießen" veranstaltete.

Natürlich hörte man die Schüsse auf einigen Höfen der Umgebung, war beunruhigt, und die ganze Sache kam zu Ohren der Besatzungsmacht, als sich das Geballer wiederholte.

Man rätselte, wer hinter den Schießereien stecken könnte. Von den jungen Burschen wurde diese öffentliche Verunsicherung regelrecht genossen - alles war beunruhigt, alles rätselte herum, und sie waren die "großen Unbekannten", die "unsichtbare Kraft", die hinter dem geheimnisvollen Geschehen stand!

Aber - sie hielten dicht, genossen ihre Überlegenheitsgefühle im Stillen; und mancher, der sie inzwischen bei ihren seltsamen Handlungen beobachtet hatte, schwieg auch.

Das Schicksal wurde grausam, als einer aus ihrer Gruppe sich in einen schweren Diebstahl verwickeln ließ - er hatte es übernommen, aus einem alten deutschen Armee-Depot entwendete Fleischkonserven zu verstecken. Im Zusammenhang mit der Verfolgung dieses Vergehens wurde eine Hausdurchsuchung durchgeführt - neben den Konserven kam seine Pistole zutage. Im Verhör durch die routinierten sowjetischen Sicherheitsoffiziere wurden sehr bald alle anderen Teilnehmer der "Nachtschießen" von ihm genannt, u. a. auch der Lehrersohn.

Da auf Schußwaffenbesitz damals die Todesstrafe gesetzt war, war das Schlimmste zu befürchten. Angesichts der Jugend der Deliquenten, und weil sie niemanden direkt mit ihren Waffen bedroht hatten, kamen sie alle mit langjährigen Zuchthausstrafen davon.

Die Mutter des Jungen, alle Verwandten, Freunde und Bekannten atmeten auf, hofften auf eine - möglichst baldige - Amnestie. Die gab es dann einige Jahre später tatsächlich, aber für den Sohn der Lehrerin kam sie zu spät. Er war kurz zuvor im Gefängnis an einer Tuberkulose verstorben.

Derartige Vorkommnisse erschütterten breite Kreise der deutschen Bevölkerung, doch sie bestimmten nicht den Alltag der ersten Nachkriegsmonate und -jahre. Hier standen die Fragen des tagtäglichen Überlebens im Vordergrund, insbesondere der Sicherung des unerläßlichen "täglichen Brotes". Zweifelsohne war es für Kühlungsborn - sowohl für seine Stammbewohner, als auch für die dort untergebrachten Flüchtlinge, Verwundeten usw. - ein gewaltiger Vorteil, daß der Ort von auf fruchtbarem Boden stehenden Bauerndörfern umgeben war, deren landwirtschaftliche Betriebe unzerstört, betriebstechnisch im wesentlichen intakt geblieben waren. Das Erliegen aller Verkehrsverbindungen

im Frühjahr 1945 erbrachte für Kühlungsborn insofern einen zusätzlichen Vorteil, als daß damit alle Warenströme - z. B. die der örtlichen Lebensmittelproduktion nach Rostock - unterbunden waren, die lokale Produktion im Ort verbleiben mußte.

Andererseits waren die Rahmenbedingungen katastrophal - z. B. Zusammenbruch jeglicher zuverlässiger überregionaler administrativer und logistischer Strukturen, zeitweilig völlig fehlende Stromund Treibstoffversorgung.

Es konnte somit keineswegs ohne weiteres davon ausgegangen werden, daß die örtliche landwirtschaftliche, bzw. Nahrungsmittel-Produktion im Verlaufe des Jahres 1945 im Kühlungsborner Raum den üblichen Produktionsausstoß erzielen werde.

Angesichts der Tatsache, daß alles in allem dennoch eine zwar kärgliche, aber das Allernotwendigste für die örtliche Bevölkerung sicherstellende Lebensmittelversorgung - zusätzlich zu den beträchtlichen Abführungen zur Versorgung der im Ort stationierten sowjetischen Truppen - definitiv erreicht wurde, dürfte es nicht uninteressant sein, den Gründen hierfür nachzuspüren.

Es kam hier einiges an besonderen Umständen zusammen, die sich in der Summe als großes Glück im Unglück erwiesen.

Mitentscheidend war, daß die Motorisierung und Technisierung der mecklenburgischen Landwirtschaft im Frühjahr 1945 generell noch nicht so weit fortgeschritten war, als daß eine fast komplette zeitweilige "Rück-Umstellung" auf die - aus heutiger Sicht archaischen - Produktionsformen des 19. Jahrhunderts nicht mehr möglich gewesen wäre. Es gab z. B. noch genügend Pferde auf den Bauernhöfen, um die als Traktionsmittel ausfallenden Traktoren zu ersetzen. Jeder Hof hatte durch Handpumpen betreibbare Wasserbrunnen.

Auch die diversen landwirtschaftlichen Gerätschaften des vorvergangenen Jahrhunderts lagerten in der Regel noch in irgendwelchen Scheunenwinkeln oder irgendwo auf den Dachböden. Und das Wissen, die Fertigkeiten im Umgang mit diesen an sich überholten Produktionsmitteln waren - speziell bei der älteren Bevölkerung - noch überall vorhanden; z. B. war Erfahrungswissen hinsichtlich des Umganges mit Pferden während meiner Kindheit bei den Einwohnern in ländlichen Anwesen allgemein - fast jeder 12-jährige Junge verstand es schon, ein Pferd aufzuzäumen, anzuspannen und zu kutschieren. Außerdem war diese Umstellung durch die zunehmende Zwangs- und Mangelwirtschaft der letzten Kriegsjahre in gewisser Hinsicht angebahnt worden. Die Treibstoffversorgung der Landwirtschaft - z. B. - war im Deutschen Reich bereits 1944 auf ein Minimum reduziert gewesen. Das heißt, die Arbeitsumstellung in den landwirtschaftlichen Betrieben vollzog sich nicht allzu abrupt.

Ein weiterer stabilisierender Faktor der landwirtschaftlichen Produktion war das örtliche Überangebot an qualifizierten und hochmotivierten landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Bis zum Mai 1945 waren

Flüchtlinge vor allem aus den preußischen und pommerschen Gebieten nach Kühlungsborn gelangt, im Sommer kam noch eine größere Gruppe Sudetendeutscher dazu. Viele dieser Flüchtlinge waren in ihrer heimatlichen Landwirtschaft groß geworden, hatten durch die Flucht ihre Existenzgrundlage verloren, und versuchten nunmehr, notgedrungen, irgendwie als Arbeitskraft in den Betrieben in und um Kühlungsborn Fuß zu fassen, wobei sie oft auch ihr ganz persönliches Erfahrungswissen bei der Reaktivierung älterer Produktionsmethoden - im Sinne einer Bereicherung und Qualifizierung derselben - einbringen konnten.

Der Ausfall der Leistungskapazität der Ostarbeiterinnen - spätestens im Sommer 1945 waren sie wieder in ihre Heimat zurückgekehrt - wurde durch die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten nicht nur ausgeglichen, sondern überkompensiert.

Vorstehendes galt mehr oder weniger auch für jene Betriebe, die im Ort die Kette der deutschen klassischen Lebensmittelproduktion fortsetzten - die alte Windmühle in Kühlungsborn nutzte jede Brise aus, um aus Korn Mehl zu mahlen, die Bäcker heizten ihre Öfen mit Holz aus dem Stadtwald, und schon im Winter 1944/45 waren große Mengen Eis aus den örtlichen Karpfenteichen geborgen worden, um für Molkerei- und Schlachterei-Betriebe bis weit in den Sommer eine ausreichende Kühlkapazität zu sichern, die nicht auf stromabhängige Kühlaggregate angewiesen war.

Als bemerkenswertes Positivum ist im Kühlungsborner Nachkriegs-Bedingungsgefüge die Persönlichkeit des ab Sommer 1945 im ehemaligen BVG-Heim residierenden sowjetischen Stadtkommandanten einzuordnen.

Er war offensichtlich ein Mann "mit gesundem Menschenverstand", der gewiß vor allem für seine Truppen sorgte, sie andererseits aber auch hinreichend im Zaum zu halten verstand und den sich sehr bald neu etablierenden deutschen Ordnungskräften die nötige Unterstützung gab.

Es war gewiß ein der Situation angemessener, weiser Beschluß, das im Krieg unter dem Nationalsozialismus aufgebaute System der straff organisierten Nahrungsmittelversorgung für die Bevölkerung fortzusetzen - es wurden ab Sommer 1945 wieder Lebensmittelkarten ausgegeben. Die Preise für die auf Karten erhältlichen Lebensmittel wurden - unter Androhung schwerer Strafen - eingefroren, d. h. niedrig gehalten, und die Landwirte - z. T. unter Gewaltandrohung - gezwungen, das im Krieg ihnen aufdiktierte Lieferungssoll an landwirtschaftlichen Produkten weiterhin zu erbringen.

Auf der Basis dieser landwirtschaftlichen Produktlieferungen begannen dann im Spätfrühling und Sommer die gewerblichen Betriebe der Lebensmittelversorgung - z. B. Bäckereien, Fleischereien, die örtliche Molkerei - zu produzieren, öffneten wieder die Lebensmittel-Einzelhandelseinrichtungen ihre Verkaufsstellen.

Natürlich mußten seitens der landwirtschaftlichen und Lebensmittel-Betriebe die Versorgungsbedürfnisse der Besatzungsmacht immer vorrangig befriedigt werden, die alle von ihr erhaltenen Lieferungen zunächst überhaupt nicht, dann mit dem von ihr gedruckten und durch Erlaß als gleichwertig zur Reichsmark erklärten Besatzungsgeld bezahlte. Daß der Wert der Deutschen Reichsmark hierdurch weiter geschwächt wurde, war wohl jedem bewußt.

Das ganze Versorgungssystem funktionierte bald hinreichend, in Kühlungsborn und Umgebung konnte - wie gesagt - eine allzu große Hungersnot verhindert werden. Dennoch - es blieb eine ausgesprochene Mangelwirtschaft. Sie zwang alle Familien, sich um die Sicherung weiterer Lebensmittel-Ressourcen zu bemühen.

Unter den für Kühlungsborn im Jahre 1945 günstigen Umständen ist auch die Tatsache aufzuführen, daß nicht nur die landwirtschaftliche Frühjahrsbestellung im Mai bereits abgeschlossen gewesen war, sondern auch die vielen Klein- und Hausgärten bestellt waren. Diese häusliche pflanzliche Kleinproduktion - insbesondere von Gemüse und Kartoffeln - sollte 1946 und 1947 noch eine massive Erweiterung erfahren, zu einem beachtlichen Faktor der menschlichen und tierischen Ernährung werden, so auch für die Futterversorgung der in den Jahren 1945-49 in vielen Familien als Fleischlieferanten gehaltenen Kaninchen.

Im Sommer und Herbst 1945 - wie später auch im Jahre 1946 - wurden in Mecklenburg buchstäblich das letzte Korn, die letzte Kartoffel auf den Feldern der Bauern geborgen.

Dabei kam eine uralte, noch auf mittelalterlich-bäuerliche Gemeindeverfassungen zurückgehende Tradition Mecklenburgs wieder zur Geltung - das Anrecht von jederman, nach ordnungsgemäßer Beräumung der Feldfrüchte durch den Besitzer des Ackers, "nachstoppeln" zu dürfen.

Immer dann, wenn ein Getreideschlag gemäht werden sollte, standen in den Nachkriegsjahren in der Umgebung von Kühlungsborn schon Gruppen von Frauen und Kindern am Feldrain, um unmittelbar nach der Mahd und dem Aufstellen der Garben in Hocken, nach der darauf erfolgten Freigabe des Feldes, mit Schere und Tasche auf den Acker zu stürzen, jede bei der Mahd auf den Boden gefallene Ähre vom Halm abzuschneiden und in die Sammeltasche zu stecken. Das zu Garben gebundene, in Hocken aufgestellte Getreide war dabei tabu, und im allgemeinen wurde - trotz aller Not - dieses Gebot eisern befolgt. Im Herbst geschah dann ähnliches auf den Kartoffeläckern. Nachdem die hierzu vom Bauern eingesetzten Arbeitskräfte die von den Rodegeräten herausgeworfenen Knollen eingesammelt hatten,durften die Stoppler mit Hacke und Korb den ganzen Acker noch einmal durchwühlen, und alles was sie dabei fanden, nach Hause nehmen, ohne Bezahlung.

Wie gesagt - auch die letzte Ähre, die letzte Kartoffel wurden so geborgen.

Gleichfalls eine Renaissance erlebte die Verwertung verschiedener Pflanzen, die ansonsten in Deutschland als Unkraut bekannt sind, z. B. Brennessel und Melde. Man lernte, sie wieder als Salate zu verwenden, in mehr oder weniger nahrhafte Suppen einzubringen, usw.

Ein "Kapitel für sich" war die Verwaltung, die "neue Ordnung", die sich ab Ende Mai in Kühlungsborn zu etablieren begann.

Die Führungspersönlichkeiten der Kriegszeit aus der ortsansässigen Bevölkerung waren, fast ausnahmslos, von der Besatzungsmacht Mitte Mai von ihren Posten entfernt worden. Die wichtigsten kommunalen Ämter hatte man vorzugsweise einigen aus der Zeit der Weimarer Republik als überzeugte Sozialdemokraten oder Kommunisten bekannten Einwohnern mit gutem Leumund übergeben. Mir ist erinnerlich, daß damals ein Herr Wendt, ein älterer Sozialdemokrat, der von allen Alteingesessenen als tadelsfreie Persönlichkeit respektiert wurde, eine beträchtliche Rolle spielte. Und in der Tat, es waren im großen und ganzen integre Menschen, die vom sowjetischen Kommandanten im Mai 1945 als Ansprechpartner der Besatzungsmacht und Organisatoren auserkoren wurden, nur - Verwaltungsfachleute waren sie selten.

Unter den Flüchtlingen gab es diese in größerer Zahl. Man kann wohl davon ausgehen, daß es unter den als Flüchtlinge in Kühlungsborn lebenden ähnlich viele durch die NS-Zeit Belastete gegeben hat, wie unter den alteingesessenen Verwaltungsangestellten - aber es fiel ihnen viel leichter, politische Verstrickungen in ihrer Vergangenheit zu verheimlichen. Und so waren sehr bald die mittleren Ränge der Verwaltungsbürokratie weitgehend - zumindest bis auf weiteres - von Flüchtlingen besetzt. Objektiv hatte diese Entwicklung - neben der Einbringung einschlägigen Verwaltungswissens – insofern ihr Gutes, als daß in dem stark auf Kommandowirtschaft beruhenden Leben jener Zeit, wo subjektive Entscheidungen eines einzelnen Verwaltungsangestellten oft eine besonders große Rolle spielen konnten, sich ein gewisse Balance zwischen der Interessenvertretung der alteingesessenen Kühlungsborner Stammbevölkerung und der Interessenwahrung für die neu dazu gekommenen Flüchtlingsgruppen einpegelte.

Ein enormes Problem ab Frühjahr/Sommer 1945 war die große Arbeitslosigkeit.Die alteingesessene Bevölkerung, bisher durch den dramatischen Gang der Ereignisse vergleichsweise verschont, traf der totale Ausfall des bisher für viele Sippen existenzsichernden Urlauberstromes ab Saison 1945 äußerst hart. Dennoch - sie, wie auch verschiedene schon vor 1945 in Kühlungsborn untergekommene Ausgebombte, hatten z. B. in Handwerksbetrieben, im Kleingewerbe, im Einzelhandel bereits bei Kriegsende relativ feste Arbeitsplätze innegehabt, die sie nun in der Regel halten konnten. Den Flüchtlingen blieb fast nur - abgesehen von den Verwaltungsangestellten - der Versuch, in der umgebenden Land-

wirtschaft irgendwie Fuß zu fassen. Gestandenen, leistungsstarken Landwirten gelang das auch oft recht gut - doch was sollten alle anderen tun?

Meine Mutter hatte - wir haben es berichtet - nach ihrer Flucht im März wieder eine Anstellung als Lehrerin in Kühlungsborn gefunden und war für 2 Monate Klassenlehrerin einer 1. Klasse geworden. Unter ihren "ABC-Schützen" befand sich damals ein Junge mit dem Namen Dieter Heckscher, der aus mir nicht näher bekannten Gründen in Kühlungsborn eine zeitweise Bleibe gefunden hatte. Später sollte er unter dem Namen Dieter-Thomas Heck ein weltbekannter Star des bundesdeutschen Show-Geschäftes werden.

Nachdem im Mai 1945 der Schulbetrieb ein abruptes Ende gefunden hatte, war die gesamte Lehrerschaft, so auch meine Mutter, arbeitslos geworden, zur Untätigkeit verurteilt. Für unsere Familie hatte dies - neben dem erheblichen pekunären Ausfall - die Konsequenz, daß sich nunmehr das Leben aller Familienmitglieder den lieben langen Tag lang auf das eine Zimmer bei Frau Uplegger im Haus "Hertha" konzentrierte.

Die Lebensverhältnisse brachten es jetzt mit sich - meine damals bereits 78- jährige Großmutter avancierte noch einmal zur unbestrittenen "Chefin der Familie", und sie blieb dies auch für die nächsten beiden Jahre.

Sie hatte als ostpreußische Großbauerntochter - vor ihrer Eheschließung - in den Jahren 1880 - 1890 auf dem elterlichen Hof hart mit anpacken müssen, die Beherrschung aller damals auf einem ostpreußischen Bauernhof anfallenden Arbeiten von Grund auf erlernt. Und in dem inzwischen vergangenem halben Jahrhundert war kaum etwas davon verloren gegangen.

Angesichts ihrer Fertigkeiten und Sachkenntnisse wurde deshalb - z. B. - ihre Autorität betreffs der Verwertung verschiedenster "Unkrautpflanzen" sehr bald von allen voll anerkannt.

Sie war auch der treibende Kern, die ganze Familie in die spontane Gemeinschaft der "Stoppler" einzubringen. Sie ging, sodann, mit gutem Beispiel voran, um das gestoppelte Getreide auf dem Hof unseres Hauses mit einem selbst gebastelten Flegel auszudreschen und anschließend - mit Hilfe unserer Kaffeemühle - durch eigene "Handarbeit" zu verschroten.

Ab sofort war das wenige Brot dem Abendessen vorbehalten, damit zumindest in der Nacht der Magen nicht knurrte und dadurch den jetzt dringend erforderlichen Schlaf störte. Morgens gab es eine Schrot-Brennessel- Melde- Suppe, der sie die altpreußische Bezeichnung "Putrus" gab. Es hieß nicht die, sondern der Putrus!

Und schließlich bleibt es für mich unvergessen, mit welcher Zielstrebigkeit und Umsicht sie eine kleine "Wollartikel-Manufaktur" aufbaute, die nicht nur uns Familienmitgliedern warme Pullover,

Schals, Socken, Handschuhe, Unterhosen bescherte, sondern auch allgemein gefragte, gut gehende Tauschartikel - für den Lebensmittel-Tauschhandel - bereitstellte.

Neben Einholung der streng rationierten, auf Kartenabschnitte herausgegebenen Lebensmittel, sowie ihrer Eigenbeschaffung, bzw. Eigenproduktion, wurde der Eintausch von Lebensmitteln - vor allem von Fleisch und Butter - gegen die Produkte meiner Großmutter die dritte Säule unserer Ernährungssicherung.

Meine Großmutter drang stets darauf, daß von ihren Töchtern bei Tauschgeschäften neben Lebensmitteln auch frisch geschorene Wolle als Tauschartikel akzeptiert wurde - der Rohstoffnachschub für die Wollartikel-Herstellung mußte gesichert bleiben!

Da zu jener Zeit zwar noch in vielen mecklenburgischen Bauernwirtschaften irgendwo ein Spinnrad herumlag, aber auch damals schon es kaum noch Frauen gab, die einen Wollfaden ausreichender Qualität mit diesem urtümlichen Gerät herzustellen verstanden, konnte man 1945 und in den folgenden Jahren frisch geschorene Wolle recht günstig auf den Bauernhöfen erstehen.

Meine Großmutter nahm sich dieses Rohproduktes mit Umsicht und Sachkenntnis an. Die Rohwolle wurde wiederholt gewaschen, getrocknet, gekämmt und - ausschließlich von ihr - zu gut strickfähiger Wolle versponnen; mein Onkel Walter hatte noch vor Kriegsende - weitsichtig - ein altes Spinnrad erstehen, es in einen passablen Funktionszustand versetzen können.

Da alle chemiefreien Waschvorgänge es nie vermochten, ein strahlendes Weiß in die Wolle zu zaubern, wurde sie bei uns zuguterletzt braun gefärbt, mit Hilfe von trockenen Zwiebelschalen. Und schließlich entstanden - vorwiegend unter den geschickten Händen meiner Oma - wirklich ansehnliche Finalprodukte - Pullover, Schals, Handschuhe, usw., wie schon vorstehend aufgezählt. Das Stricken konnte sie ihren studierten Töchtern noch einmal beibringen, dennoch blieb - obwohl sie alle in ihrer Kindheit schon passabel gestrickt hatten - die Ergiebigkeit der Strickbemühungen meiner Mutter und ihrer Schwestern mäßig. In bezug auf das Spinnen eines verwertbaren Fadens blieb meine Oma die einsame Meisterin - ihre Töchter gaben nach einigen Versuchen mit kümmerlichen Resultaten ihre diesbezüglichen Bemühungen recht bald auf.

Ich war damals ein 10jähriges Kind, verfolgte mit wachen Sinnen das Leben um mich herum, und war - z. B. was es das Früchtesammeln und Stoppeln von Getreideähren oder Kartoffeln anbelangte - auch voll in die existenzsichernden familiären Aktionen integriert; sicherlich "in Maßen", überfordert wurde ich nicht.

An dieser Stelle ist einzufügen, daß ich im Mai und Juni 1945 ein eigenartiges Doppelleben führte - nachts schlief ich bei meiner Mutter im Haus Hertha, zu den Mittags- und Abendmahlzeiten stellte ich mich im Lindenhof ein,wo meine Mutter nach wie vor für mich die jeweils fälligen monatlichen Heimgebühren entrichtete.

Der Lindenhof hatte in der Woche nach dem 2. Mai eine bemerkenswerte Metamorphose absolviert. Zum Mittagessen am 2. Mai war Schwester Kläre, unsere Chefin, nicht anwesend. Da dies bisher nie geschehen war, fiel es besonders stark auf; eine Erzieherin nahm ihren Platz ein, erklärte uns, daß "Herr Major" Kopfschmerzen hätte und eröffnete mit einem kurzen "guten Appetit" die Mahlzeit. Am Abendessen nahm dann Schwester Kläre wieder teil. Sie schien verändert, in sich gekehrt. Zu uns sagte sie nur: "Ihr werdet wissen, daß wir ab heute von sowjetischen Truppen besetzt sind. Darauf müssen wir uns alle einstellen. Ich werde mich bemühen, das Heim auch in der jetzt vor uns liegenden, vermutlich sehr schweren Zeit weiterzuführen und für euch da zu sein!"

Und dann geschah etwas ebenfalls sehr Neues - wir wurden von ihr aufgefordert, ein christliches Tischgebet, von ihr vorgesprochen, nachzusprechen.

Sehr auffällig war ihre Veränderung für uns auch deshalb, weil sie von Stund an nicht mehr die an ihr gewohnte braune Tracht der NS-Schwesternschaft trug, sondern am Abend des 2. Mai in blütenweißes Leinen gekleidet erschienen war, später dann eine aus blauem Rock, blau-weiß-gestreifter Bluse und weißer langer Schürze bestehende Schwesterntracht bevorzugte.

Das Abendgebet wurde an den nächsten Tagen beibehalten, später durch das zu allen anderen Mahlzeiten zu sprechende Tischgebet ergänzt.

Die abendlichen kurzen Ansprachen kamen wieder. Allerdings war jetzt nicht mehr vom Führer, vom Reich, vom Kampf der Deutschen die Rede - diese Themen waren obsolet geworden - sondern, z. B., von Gottvertrauen, Nächstenliebe.

Im Alltagsleben des Heimes gab es ansonsten wenig Veränderungen; allerdings waren die Ertieherinnen - in Anbetracht der abrupten Beendigung des schulischen Unterrichts - jetzt gezwungen, sich auch an jedem Vormittag mit uns zu beschäftigen. Lediglich die beliebten Bäckerfahrten fielen in den ersten Maiwochen aus - alle Bäckereien Kühlungsborns hatten ihre Produktion für einige Zeit eingestellt.

Sicherlich registrierten wir Kinder den radikalen ideologischen Klimawandel im Heim mit einer gewissen Überraschung. Aber niemand - auch die Erzieherinnen nicht - machte auch nur den Ansatz, das alles irgendwie zu hinterfragen. Auch wir kleinen 10-Jährigen waren uns instinktiv der Tatsache bewußt, daß unsere Heim-Gemeinschaft von Kindern und Frauen in dieser Situation extrem verletzlich war, es in den nächsten Wochen und Monaten um das nackte Überleben gehen dürfte, innere Zerrissenheit nur schädlich sein konnte.

Zunächst waren wir unserem "Herrn Major" vor allem dafür dankbar, daß sie augenscheinlich mit Umsicht und Weitblick sich und uns auf den Eintritt der gegenwärtigen Situation vorbereitet hatte, vor allem dafür gesorgt hatte, daß rechtzeitig genügend große Lebensmittelvorräte eingelagert worden waren, die uns das Überleben in den nächsten Monaten ermöglichten. So brauchte der Speisenplan des Heimes im Frühjahr und Sommer 1945 im Umfang - und auch in seiner Qualität - kaum verändert zu werden.

Ein "ganz bestimmter Vorgang", sicherlich nicht von vorrangiger Bedeutung, sei noch erwähnt, denn er ist geeignet, das vorstehend Beschriebene prägnant zu illustrieren.

Im Eingangsbereich des Heimes hatte mich bereits bei meinem ersten Betreten des Hauses im Januar ein in großen Buchstaben, kunstvoll und mehrfarbig auf eine über zwei Stockwerke gehende Wandfläche gebrachtes Zitat aus dem Hitler-Buch "Mein Kampf" beeindruckt. Schon am Morgen des

- 3. Mai war diese große Fläche weiß überstrichen, doch die Buchstaben schimmerten noch durch;
- 2 Tage später war ein zweiter, diesmal gut deckender Anstrich erfolgt. Von den bei Malerarbeiten sonst üblichen Spuren Farbresten auf dem Fußboden usw. war weder am 3. noch am 5. Mai etwas zu bemerken. Wann und wie das alles geschehen war, war uns Kindern rätselhaft, niemand hatte an jenen Tagen dort einen Handwerker gesehen. Vermutlich waren diese Malerarbeiten nachts erfolgt, und vermutlich hatte unser "Herr Major" diskret, geschickt und mit dem erforderlichen persönlichen Einsatz diese Arbeit selbst erledigt.

Einige Wochen später wurde ihrerseits das Synonym "Herr Major" abgeschafft, und an besagter Fläche wurde - ähnlich kunstvoll wie das frühere Hitler-Zitat - von einem im Ort sehr renomierten Malermeister ein Bibelspruch aufgetragen.

Neben der Sicherung einer täglichen Mittags- und Abendmahlzeit sollte meine einstweilen fortgesetzte formale Einbindung in die Kindergruppe des Lindenhofes noch einen weiteren, unerwarteten Vorteil bringen.

Wie in ganz Deutschland, so blieb auch in Kühlungsborn der Schulunterricht während des Sommers 1945 eingestellt.

In dieser Situation traf ein älterer Lehrer, Herr Otte, mit Schwester Kläre eine Vereinbarung. Ohne finanzielle Forderungen zu stellen, lediglich für das Recht der Teilnahme am täglichen Mittagstisch des Heimes, hatte sich Herr Otte bereit erklärt, an jedem Wochentag bis auf weiteres Heimkindern 3 Stunden täglich Unterricht in einem Raum des Heimes zu geben. Man einigte sich, diesen Unterricht auf die Jungen der Schulklassen 4 und 5 zu konzentrieren, d. h., auf uns Rangen im Flegelalter. Vermutlich spielte bei diesem speziellen Beschluß auch die Tatsache eine Rolle, daß so manche der

Erzieherinnen mit der Ganztagsbeschäftigung von uns "wilden Buben" sich zunehmend überfordert fühlte - auch wenn wir in Relation zu unserer Reifungsphase sicherlich sehr gut lenkbar waren. Unsere Klassenkameradinnen, d. h. die Mädchen gleichen Alters, waren in der Tat durchweg noch folgsamer und manierlicher, und für ihre Gesittetheit wurden sie nun mit einer "Freistellung" von diesem irgendwie außerordentlichen Unterricht "belohnt". So spielt das Leben - während wir "Ungebärdigen" durch gezielte Beschulung "gebändigt" wurden, dankte man den Mädchen ihre besondere Disziplin durch eine verstärkte Hinzuziehung zu hauswirtschaftlichen Arbeiten.

Ich jedenfalls ging gerne zur Schule, und zu Herrn Otte hatte ich bald einen genauso "guten Draht", wie in Litzmannstadt einst zu Frau Bischoff.

Herr Otte hatte sich das Ziel gesetzt, das lehrplanmäßige Stoffpensum der 4., bzw. 5. Klasse mit uns möglichst zum Abschluß zu bringen, wobei er auf Rechnen und deutsche Rechtschreibung besonderen Wert legte, d. h., auf ideologiefreie Bildungsinhalte von erheblicher Alltagsbedeutung.

Eine Besonderheit seines Unterrichts bestand darin, daß an jedem Unterrichtstag der "Rechenkönig des Tages" ermittelt wurde. Das geschah mit Hilfe einer Serie von durch Kopfrechnen zu lösenden Kettenaufgaben. Die Lösung mußte ihm nach jeder Aufgabe von jedem Teilnehmer des Wettbewerbes schriftlich zugereicht werden; Schüler mit einem fehlerhaften Ergebnis schieden aus, nahmen an der nächsten, hinsichtlich Schwierigkeit gesteigerten Runde des Wettbewerbes nicht mehr teil. Nach 4 - 5 Aufgaben war zumeist die Entscheidung gefallen - nur noch ein Einziger von uns hatte sich bislang nicht irgendwann verrechnet.

Gewiß hat zu dem guten Verhältnis zwischen mir und Herrn Otte auch der Umstand beigetragen, daß ich in fast jeder Schulwoche mindestens einmal, oft auch mehrmals "Rechenkönig des Tages" wurde - obwohl diese Wettbewerbe ohne Differenzierung nach Klassenstufe durchgeführt wurden, ich mich auch mit den um ein Jahr älteren Jungen der 5. Klasse auseinanderzusetzen hatte.

Mitte Juli mußte ich dann leider aus diesem mir sehr lieb gewordenen "Schulersatz-Unterricht" ausscheiden.

Unsere Familie zog damals um, die räumliche Nähe zwischen Wohnung und Lindenhof war - bei der neuen Wohnung - nicht mehr gegeben; zum anderen gingen die Bargeldreserven meiner Mutter allmählich zur Neige, d. h., die Bezahlung der monatlichen Heimgebühren wurde zunehmend problematisch.

So verließ ich - nicht ohne Wehmut - den Lindenhof.

Schwester Kläre leitete noch einige Jahre "ihr" Kinderheim, das vom Diakonischen Werk übernommen wurde; wenn ich sie bei gelegentlichen Begegnungen auf der Straße traf, dankte sie für meinen Gruß immer mit einem freundlichen Lächeln.

Herr Otte ist m. W. kurz nach meinem Abgang aus dem Heim von Kühlungsborn verzogen; ich habe diesen engagierten, klugen und gütigen Pädagogen nie wieder gesehen.

Unsere neue Wohnung war im "Promenaden-Hotel", Kühlungsborn-Ost, Bülow-Weg 11. Heute hat dieses Haus in Kühlungsborn die postalische Adresse OstseeAllee 11. Sein Inhaber war damals eine Familie Michelson.

Die persönliche Beziehung zwischen Frau und Herrn Michelson und meiner Mutter war wie folgt zustande gekommen.

Michelsons hatten früher neben ihrem Promenaden-Hotel - das im Krieg Reserve-Lazarett wurde, wobei jedoch die Familie ihre Wohnung im Hause behalten konnte - eine kleine Eisdiele betrieben.

Das war im Laufe der letzten Wochen der Besatzungsmacht zu Ohren gekommen, und da auch russische Offiziere Speiseeis zu schätzen wissen, hatten sie die Eismaschine als "Eigenbedarf" requiriert. Einige Tage später erschien erneut ein sowjetisches Kommando bei Michelsons, und der Herr des Hauses mußte zur Kommandantur mitgehen. Frau Michelson, die einige Brocken polnisch verstand, hatte aus dem ziemlich erregten Wortschwall des Kommandoführers nur "Sabotage" herausgehört, und daß es um das bei ihr requirierte Gerät ging.

Die guten Russischkenntnisse meiner Mutter hatten sich inzwischen bis zu ihr herumgesprochen, sie lief also spornstreichs durch den Stadtwald, suchte meine Mutter auf, schilderte ihr die Situation und bat sie, mit ihr zur Kommandantur zu kommen, um möglichst ihren Mann auszulösen, denn "das alles kann doch nur ein Mißverständnis sein!"

Meine Mutter ging mit. Und beide Frauen wurden auch tatsächlich zur Küche des BVG-Heimes - nunmehr sowjetische Ortskommandantur - geführt, nachdem meine Mutter den Grund ihres Erscheinens dem Posten erläutert hatte.

In der Küche sah man einen vor Angst zitternden Herrn Michelson damit beschäftigt, die Eismaschine auseinanderzunehmen und zu reinigen. Das war auch für ihn keine gewohnte Arbeit, da das Reinigen des Gerätes üblicherweise von seiner Frau erledigt wurde; neben ihm stand ein zornroter sowjetischer Küchen-Sergant, der sich in wilden Flüchen über die Deutschen und ihre "hinterlistige Technik" erging.

Die Besatzungsmacht war bei der Bedienung des Gerätes vermutlich nicht gerade pfleglich und reinlich umgegangen, es funktionierte nicht mehr wie es sollte, und der Sabotage-Vorwurf war eine bequeme Methode, die eigenen Versäumnisse und Bedienungsfehler zu verschleiern. Frau Michelson löste ihren Mann bei den Säuberungsarbeiten ab, meine Mutter beruhigte das bewaffnete Küchenpersonal, und zum Beweis ihrer ehrlichen und guten Absichten gestaltete Frau Michelson - nach

Abschluß der Reinigungsprozedur - mit Hilfe der in der Küche vorhandenen Zutaten, unter den interessierten Augen des Küchenpersonals, für die "Herrn Offiziere und Soldaten" ein Vorzugs-SpeiseEis. Inzwischen hatte der Ortskommandant höchst persönlich von den laufenden Vorgängen in der Küche "Wind bekommen", erschien gerade rechtzeitig, um auch vom "deutschen Eis" probieren zu können; das Eis mundete auch ihm vorzüglich, und er machte den beiden Damen - sie waren immerhin schon in "sehr reifem" Alter - scherzhaft einige überschwengliche Komplimente.

Meine Mutter übersetzte.

Herr Michelson stand erleichtert daneben, der "sibirische Kelch", den er bereits unmittelbar vor sich gewähnt hatte, war an ihm vorbeigegangen.

Dennoch war die Frage offen - wer bedient das Gerät in der Zukunft? Frau Michelson sah schon den Fluch ihrer guten Tat in einem ihr jetzt drohenden unfreiwilligen Dauer-Engagement durch die Sowjetarmee.

Da riskierte meine Mutter von sich aus einen Vorschlag, der natürlich auch "ins Auge" hätte gehen können - sie schlug dem Kommandanten vor, die Eismaschine den Michelsons zurückzugeben, gegen deren Verpflichtung, der Besatzungsmacht soviel Eis wie sie es wünschte, und wann immer sie es wollte, zu produzieren, ohne eine Bezahlung zu verlangen, aber natürlich bei Lieferung der jeweiligen Zutaten durch die Kommandantur.

Der Kommandant schluckte zwar, kratzte sich auch einige Male den Kopf, doch schließlich stimmte er dem Vorschlag zu.

Die Michelsons waren zunächst sprachlos über den fast unfaßbar glücklichen Ausgang des Ganzen, bedankten sich vielmals beim Kommandanten, dann auch bei meiner Mutter. Sie wurden mit versöhnlichen Händedrücken - auch des inzwischen freundlich grinsenden Küchen-Sergeanten - entlassen. Herr Michelson durfte sein Produktionsmittel wieder aus der Kommandantur herausschleppen, bis zum Bürgersteig in der Lindenstraße, von wo das Ehepaar die Eismaschine schließlich auf einem Handwagen mit vereinten Kräften nach Hause karrte.

Zwei Tage später erschien Frau Michelson wieder bei meiner Mutter und machte ihr den Vorschlag, die nächste Zeit in ihrer eigenen, der Michelsonschen Dreizimmer-Wohnung im Promenaden-Hotel, zu wohnen. Sie und ihr Mann wollten bis auf weiteres in eine kleine Dienstbotenwohnung in einem Nebengebäude ziehen.

Frau Michelson sagte offen und frei, daß sie so hoffte, ihr sehr gediegenes, z. T. ausgesprochen wertvolles Mobiliar über die Zeit retten zu können - vier Frauen, Tante Lilly war vor kurzem zu uns gestoßen, zudem der russischen Besatzungssprache mehr oder weniger mächtige Frauen und ein Kind sah sie für ihre sehr gut eingerichtete Wohnung als eine "optisch überzeugendere" Belegung an, als

sich selbst mit ihrem Gatten. Und außerdem sicherte sie sich so kompetente Hilfe, falls die Speiseeisproblematik neue Komplikationen mit der Besatzungsmacht erzeugen sollte. Meine Mutter, meine
Großmutter und meine Tanten nahmen das Angebot an - das Leben in dem einen Zimmer bei Frau
Uplegger war inzwischen "sehr, sehr eng" geworden; fünf Personen ständig in einem Raum - das ist
auf die Dauer wohl auch bei bester familiärer Harmonie schwer zu ertragen. Und so zogen wir um.

Das Schicksal wollte es, daß wir nur 6 Wochen die gepflegten Gemächer in unmittelbarer Strandnähe bewohnten, und mir ist diese Zeit als Zeit eines fast die ganzen 6 Wochen umspannenden Krankenlagers in Erinnerung. Ich hatte mir irgendwo eine ansteckende Leberentzündung "geholt", bekam hohes Fieber, wurde quittegelb und mußte nach ärztlichem Rat die Krankheit ausliegen - aber in einem eigenen Zimmer für mich, wir hatten ja nunmehr deren drei.

Zwei welthistorische Ereignisse fielen in diese Zeit, sie drangen auch an mein Krankenlager. Es waren dieses die Atombombenabwürfe auf Hiroschima und Nagasaki,und der Abschluß des für Deutschlands Zukunft sehr wichtigenn "Potsdamer Abkommens". Ich kann mich noch erinnern, daß Tante Lilly einen auszugsweisen Text dieses Dokumentes ergattert hatte, auch ich darin herumblätterte, dann mit Entsetzen mir erklären ließ, was alles uns Deutschen in Zukunft verboten sein sollte, und wie klein Deutschland in seiner territorialen Ausdehnung geworden war.

Die Nachricht vom Atombombenabwurf erzielte im Gegensatz dazu bei uns wesentlich weniger Aufmerksamkeit - kein Mensch wußte genau, was für eine Art Bombe diese Atombombe sei, viele Deutsche hielten die Nachrichten über ihre schreckliche Wirkung zunächst für eine reine Propagandalüge der Siegermächte, zur Einschüchterung der deutschen Bevölkerung.

Nach 6 Wochen dankten wir der Familie Michelson für die erfahrene freundliche Aufnahme und baten um Verständnis,daß wir ein Angebot von Frau Uplegger,wieder in das Haus "Hertha" zurückzukehren, angenommen hatten, in die jetzt grundsätzlich "Neue Reihe" genannte Straße.

Dieser erneute Wohnungswechsel hatte im einzelnen folgende Bewandnis.

Unsere ehemalige Nachbarin im Upleggerschen Haus, die Witwe des in der ganzen Region bekannten Pastors Heinrich Schreiber, war plötzlich verstorben, hatte - ohne verfügbare Erben - eine mit der Michelsonschen vergleichbare, ebenfalls komplett eingerichtete Wohnung hinterlassen, deren Bezug uns von der Hauswirtin angeboten wurde. Außerdem - und das machte das Angebot unter den obwaltenden Umständen besonders attraktiv - sollten wir einen Teil des Hausgrundstücks, etwa 250 qm, pachten, als Hausgarten bewirtschaften dürfen.

Das bedeutete eine spürbare Stabilisierung unserer Ernährungsrecourcen, und jeder sah ein, daß eine solche Offerte schlechterdings nicht ausgeschlagen werden konnte.

Der Hintergrund für dieses Angebot von Frau Uplegger war gewiß vielschichtig; das Hauptmotiv dürfte die in den letzten 6 Wochen gemachte Erfahrung gewesen sein, daß man mit Frau Akkermann im Haus gegen mutwillige Übergriffe der Besatzungsmacht hinlänglich gewappnet war, ohne sie dagegen nicht.

An dieser Stelle seien mir einige Bemerkungen zu "Frau Pastor Schreiber" erlaubt.

Die Frau Pastor - streng genommen stand ihr diese Anrede kaum zu, denn sie selbst war nie Pastorin, sondern immer nur die Ehefrau eines Pastors gewesen - habe ich als zierliche, zerbrechliche, den Weltenläufen sehr hilflos ausgesetzte alte Dame kennen und im gewissen Sinne schätzen gelernt. Sie war zu mir immer freundlich gewesen, ich habe manches aufmunternde Wort durch sie erfahren, im Winter 1944/45 ihr einige Male die Briketts in die Wohnung getragen.

Andererseits - ich habe selten einen hochgebildeten und mit Herzensgüte ausgestatteten Menschen gesehen, der den Widrigkeiten des realen Lebens so hilflos gegenüberstand. In ihrem Bemühen, niemanden zu verletzen, und über nichts etwas Schlechtes zu sagen, führte sie so gut wie jedes Gespräch zu einer deprimierenden Richtungslosigkeit, woran sie selbst wohl am meisten litt. Im Deutschland eines Kaisers, im Mecklenburg eines Großherzogs groß und - zusammen mit ihrem Pastorengatten - im lokalen Maßstab auch bedeutend geworden, hatten sie bereits die 20er Jahre des letzten Jahrhunderts und der Tod ihres Ehemannes schwer erschüttert. Der Zeit des Nationalsozialismus hatte sie dann genauso verständnislos gegenüber gestanden, wie der nunmehrigen Besetzung durch die Sowjetmacht.

Dennoch - diese sanfte, zarte Greisin war etwas Besonderes, hatte eine ungewöhnliche Aura; sie wurde von vielen älteren alteingesessenen Kühlungsbornern tief verehrt.

Ihr zur damaligen Zeit schon lange verstorbener Gatte war jener Heinrich Schreiber, nach dem ein halbes Jahrhundert später in Kühlungsborn eine Schule benannt werden sollte - ein fleißiger und ausdauernder Sammler von Sagen, Anekdoten und Geschichten der Umgebung, die er auch literarisch verarbeitete.

Aus der Ehe war eine Tochter hervorgegangen, Thea.

Thea Schreiber bemühte sich schon in jungen Jahren, ihren Lebensunterhalt als Kunstmalerin zu verdienen, und nannte sich als solche "Thea Schreiber-Gammelin". Den Zusatz "Gammelin" in ihrem Künstlernamen hatte sie dem sagenhaften Geschlecht der Ritter von Gammelin entlehnt, die der Überlieferung nach im Frühmittelalter in der Kühlung - einem Hügelzug 2 km südlich des Ortes - eine Ritterburg besessen haben sollen.

Nach 1933 hielt sich Thea Schreiber kaum noch in Deutschland auf, die Verbindungen zu ihrer Mutter wurden immer schwächer - die alte Dame litt darunter sehr.

Schließlich ließ sich die Malerin mit der Schriftstellerin Anna Karmlin in Slowenien nieder, man munkelte von einer festen lesbischen Beziehung der beiden.

Nach der Besetzung Jugoslawiens durch deutsche Truppen im 2. Weltkrieg engagierten sich beide Frauen in der Partisanenbewegung Titos, was ihnen mit der Zuerkennung der jugoslawischen Staatsbürgerschaft nach Kriegsende gedankt wurde.

Dieser Sachverhalt soll der "Frau Pastor" von ihrer einzigen Tochter im ersten Brief nach dem Ende des Krieges mitgeteilt worden sein; einige Tage später fand Frau Uplegger sie tot in ihrem Bett.

Alle diese Details waren meiner Mutter, ihren Schwestern und meiner Großmutter im August 1945 sicher nicht bekannt. Und selbst wenn dem so gewesen wäre, sie hätten gewiß das Angebot, die komplett eingerichtete Pastorenwohnung unmittelbar nach der Beisetzung von Frau Pastor Schreiber zu beziehen, in fast noch "atemwarmem" Zustand, trotzdem angenommen; insbesondere ein eigenes Stück Gartenland war damals ein ungemein starkes Attraktivum.

Wir zogen also in den letzten Augusttagen mit Hilfe von zwei Handwagenfuhren um - von der einen möblierten Wohnung in die andere; hinsichtlich Größe und Zahl der Zimmer waren sie in etwa gleich.

Der Tag des Umzugs - besser, des Wiedereinzugs - in das Haus Hertha brachte uns einen besonderen, lange und inständig erhofften Lichtblick.

Am Abend des betreffenden Tages traf das erste Lebenszeichen meines Vaters seit seinen letzten Feldpostbriefen im März von der Oderfront ein.

In einem von fremder Hand an uns korrekt adressierten Umschlag fand sich, von meinem Vater auf ein aus einem Schulheft herausgerissenes Blatt mit Bleistift mehr gekritzelt als geschrieben, die lapidare Nachricht, daß er gesund sei, sich in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager in Schlesien befinde, und angesichts seines Alters hoffe, in Bälde entlassen zu werden.

Meine Mutter hielt diesen Zettel wohl eine halbe Stunde in der Hand, las ihn immer wieder, und legte ihn schließlich behutsam - wie eine kostbare Reliquie - unter ihre Nachttischlampe. Sie konnte wieder mit gutem Recht hoffen, das weitere Leben mit ihrem Ehegatten an ihrer Seite meistern zu dürfen! Für mich in meiner kindlichen Unbefangenheit war es "natürlich" schon "immer völlig klar" gewesen, daß mein Vater lebte, in Gefangenschaft war, und bald zurückkehren würde. Erst in den nächsten Jahren, als bei vielen Klassenkameraden und Jungen aus der Nachbarschaft ihre Hoffnungen auf die Rückkehr verschollener Väter sich nicht erfüllten, wurde mir bewußt, wie dürftig meine damaligen Hoffnungen begründet gewesen waren.

Aber nicht nur meine Mutter, auch meine Großmutter und meine beiden Tanten waren vom Eintreffen dieses Stückchens Papiers sichtlich erleichtert; meine Oma murmelte: "Es wäre wirklich gut, wenn Eda" - so nannte man meinen Vater in der Familie - "wieder zurückkäme; ein Haushalt ohne Mann hat es in schweren Zeiten besonders schwer."

Doch das Eintreffen dieses ersten Lebenszeichens meines Vaters nach fast einem halben Jahr sollte sich nur als Prolog eines weiteren, noch beglückenderen Ereignisses erweisen.

Als ich am übernächsten Morgen aufwachte und auf dem Weg zur Toilette an der Küche vorbeilaufen wollte, sah ich dort neben meiner Mutter einen zum Skelett abgemagerten Mann sitzen - meinen Vater!

Ich erkannte ihn sofort, meine Freude war unbeschreiblich!

Er war etwa um halb sechs Uhr früh mit dem ersten Zug des Molli eingetroffen - glücklicherweise hatten Post und Reichsbahn im August wieder mit ihrer Arbeit begonnen - so daß die Erwachsenen seine Begrüßung schon vollzogen hatten. Mich hatte man ausschlafen lassen.

Die Begrüßung vor allem zwischen meinen Eltern war sicherlich sehr emotionsgeladen gewesen; es war wochenlang "handgreiflich" zu spüren, zu sehen - beide waren sich nun gewiß, daß ihnen ein zweites, langes Zusammenleben beschert worden war, und das machte sie, allem Elend zum Trotz, sehr glücklich.

Selbstredend wollte ich nun von meinem Vater genauestens wissen, wie die letzten Kriegsmonate, und wie die Gefangenschaft gewesen war. Doch er blieb bei diesem Thema recht einsilbig; die letzten Monate hatten ihn zu einem überzeugten Antimilitaristen werden lassen.

Schließlich erzählte er eines Abends mir in dürren Worten das, wonach zu fragen ich nicht aufhören wollte.

Wie schon zuvor, so war er auch den Monat März 1945 im wesentlichen damit beschäftigt gewesen, den frontnahen sowjetischen drahtlosen Funkverkehr an der Oderfront abzuhören. Er hatte, durch jahrelange Übung, inzwischen große Fertigkeiten in der Deutung selbst der verwaschensten russischen Wortfetzen, in welchem Dialekt, mit welchem Akzent auch immer diese in den Äther geschickt worden waren.

Es war ihm so wiederholt gelungen, von sowjetischer Seite kurzfristig angesetzte lokale Atacken im letzten Moment durch geeignete deutsche Gegenmaßnahmen unterbinden zu helfen, wofür - und sicherlich auch in Anbetracht seines langjährigen Fronteinsatzes - ihm Ende März vor versammelter Front das "Eiserne Kreuz 2. Klasse" verliehen worden war. Gegenständlich sollte die Auszeichnung

ihm nach dem Eintreffen der nächsten "Kreuze-Sendung" beim Divisionsstab überreicht werden, allein diese "nächste Sendung" traf nie ein.

Anfang April behauptete sich jener Frontabschnitt der Oderfront, an welchem die Division meines Vaters eingesetzt war, nach wie vor gegen die sowjetischen Angriffe - mittlerweile war es ein Abschnitt, der einer Reihe einzelner felsiger Klippen glich, die sich in einem Meer sowjetischer Divisionen befanden.

Mitte April interessierten die widerspenstigen Reste der deutschen Oderfront die sowjetischen Heerführer nur noch am Rande, ihre Hauptstoßrichtung war die Reichshauptstadt Berlin. Von deutscher Seite wurde darauf durch die Mobilisierung der letzten Reserven - weitestgehend kurzfristig einberufene Hitlerjungen - unter einem General Wenck reagiert, der die drohende Einkesselung Berlins durch einen Stoß aus südlicher Richtung vermeiden sollte. Die Division meines Vaters wurde - neben anderen Einheiten - zur Rücken- und Flankendeckung dieses Stoßes eingesetzt,d. h., die letzten Stellungen an der Oder wurden aufgegeben.

Die Kompanie meines Vaters gehörte bei diesem Manöver zur "Nachhut der Nachhut".

Einige wenige Tage lang entwickelte sich die deutsche Operation nach Plan, aber sehr bald begann der Vormarsch Richtung Norden zu stocken. Schließlich wurde er von sowjetischer Seite zum Stehen gebracht, gleichzeitig von hinten abgeriegelt - es ging weder vorwärts noch rückwärts. Diese Tage des Stillstandes wurden von sowjetischer Seite zur Herbeiziehung enormer Artilleriekräfte genutzt.

Eines Nachmittags konnte mein Vater mit seinen Kopfhörern eine anfeuernde Ansprache eines sowjetischen Kommandeurs mithören, und eine halbe Stunde später begann ein gnadenloses, extremes Artilleriefeuer auf die Hauptkräfte der Armee Wenck, die zu diesem Zeitpunkt etwa 5 - 10 km vor der Nachhut standen, im Raum Halbe. Es hielt stundenlang an.

Die Nachhut war - zu ihrem Glück - möglicherweise von der sowjetischen Frontaufklärung nicht erfaßt gewesen, bzw. man hatte sich entschlossen, das Feuer völlig auf die Hauptkräfte zu konzentrieren. Jedenfalls brach mit dem Feuerüberfall die Verbindung zum Armeekommando ab und konnte auch nicht wieder aufgenommen werden. Nach 2 Tagen wurde vom Regimentschef meines Vaters der Befehl erteilt, daß sich die Mannschaften zugweise auf eigene Faust Richtung Berlin durchschlagen sollten.

Natürlich verstand jeder Landser, was damit gemeint war: Sieh zu, daß du irgendwie durchkommst, vielleicht schaffst du es bis zu deiner Familie, bis zu Verwandten oder Freunden, bei denen du das Ende dieses verlorenen, von Anfang an unsinnigen Krieges abwarten kannst!

Mein Vater ließ seine Funkausrüstung stehen und liegen, schloß sich ohne weitere Rückfragen einem sehr ruhig und erfahren wirkenden Infanteriefeldwebel aus seinem Regiment und dessen Männern an. Der hatte ihnen ganz offen gesagt, daß es für ihn nur noch ein einziges "vernünftiges Kriegsziel" gäbe, nämlich in britische oder amerikanische, aber nicht in sowjetische Kriegsgefangenschaft zu kommen. Und so zog man in Nachtmärschen in Richtung Westen. Da bereits überall starke sowjetische Verbände eingesickert waren, mußte man sich vorsichtig bewegen, man kam pro Nacht nur wenige Kilometer weiter.

Dabei wurde auch jenes Terrain gestreift, auf welchem der Hauptteil der Armee Wenck untergegangen war - Anblicke, über die mein Vater nie im einzelnen sprach, die an Schrecklichkeit alles bis dahin von ihm Gesehene in den Schatten gestellt haben müssen. Viele der getöteten, unbestattet herumliegenden deutschen Soldaten waren 16, 17, höchstens 18 Jahre alt.

Nach der 3. Nacht holte der Feldwebel sein Häuflein zusammen und sagte: "Männer, es hat keinen Sinn mehr. Auch als kleine Gruppe kommen wir nicht durch. Wenn wir Feindberührung haben, macht man uns platt. Gehen wir einzeln, ist unsere Chance, lebend in die Kriegsgefangenschaft zu kommen, vielleicht auch doch noch unterzutauchen, erheblich größer. Also tun wir das! Jeder muß von nun an wissen, was er zu tun hat!"

Mein Vater, der vermutlich Älteste der Gruppe, war durch die Nachtmärsche stark erschöpft, verkroch sich in ein Gebüsch und schlief erst einmal ordentlich aus. Als er erwachte, waren alle seine Weggefährten der letzten Tage "verschwunden".

So stand er auf, überlegte, ob er seinen Karabiner überhaupt noch weiterschleppen sollte; er entschloß sich dann, ihn doch mitzunehmen, und machte sich in der beginnenden Abenddämmerung allein auf den Weg, in Richtung Sonnenuntergang.

Nach einer Weile hörte er Schüsse. Er überlegte sich - gehst du jetzt in der Dunkelheit weiter, wird möglicherweise so mancher, ob Russe oder Deutscher, von dir erschreckt, fühlt sich bedroht, und schießt dich womöglich nieder!

Da die Nacht warm und trocken war, legte er sich noch einmal in ein Gebüsch, schlief wieder ein und konnte tatsächlich bis zum Morgengrauen durchschlafen. Dann aß er seine letzte eiserne Ration, und machte sich erneut auf seine einsame Wanderschaft, auf Feld- und Waldwegen, diesmal gut sichtbar bei Tageslicht.

Immer wieder fielen einzelne Schüsse, aber nicht in unmittelbarer Umgebung. Und dann, er hatte gerade einen Wiesenpfad eingeschlagen, einen großen Weidenbaum passiert, ertönte in seinem Rücken das zwar stets erwartete, jetzt aber doch überraschende "Chende choch!", was selbstredend von ihm sofort beherzigt wurde. Ein blutjunger Russe kam auf ihn zu, begrüßte ihn mit "Gut Kamerad! Gitler

kaputt, Krig kaputt, Du nach Haus, aber jetzt mietkomen!" Er nahm ihm seinen Karabiner ab, nur um ihn kurzerhand in den Graben neben dem Pfad zu werfen, und dann hieß es "Wperiod", auf deutsch "Vorwärts!"

Nach einer halben Stunde kamen die beiden zu einer Gruppe Russen, die mit einigen Lkw am Eingang eines Dorfes standen. Auf den Lkw hockten bereits gefangene deutsche Landser, in den letzten Stunden in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten.

Gegen Nachmittag - es waren nach meinem Vater noch einige weitere Gefangene dazugekommen - setzte sich der Lkw-Zug in Bewegung; es ging wieder zurück nach Osten, bis man ein größeres provisorisches Kriegsgefangenenlager erreicht hatte, errichtet in einer Barackensiedlung des ehemaligen Reichsarbeitsdienstes. Dort gab es am nächsten Tag auch die erste Verpflegung - Wassersuppe. Und es begannen die Visitationen. Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurden die Kriegsgefangenen aufgefordert, Uhren, Füllfederhalter, Eheringe, ggf. mitgeführte Edelmetall-Gegenstände - z. B. silberne Zigarettenetuis, Amulette, usw. - abzugeben. Wer dem nicht Folge leistete, und bei wem solche Dinge in den nächsten Tagen bei Stichproben-Visitationen bemerkt wurden, riskierte drastische Strafen, insbesondere Hunger-Arrest.

Nach einigen Tagen wurde eine große allgemeine Leibesvisitation durchgeführt. Alle Kriegsgefangenen mußten mit entblößtem Oberkörper antreten und wurden auf in der Achselhöhle oder am Oberarm eintätowierte Angaben betreffs ihrer Blutgruppe abgesucht. Bei verschiedenen Männern fand man solche Tätowierungen, sie wurden ausgesondert; die anderen konnten sich anziehen, in ihre Baracken zurückkehren.

Die Ausgesonderten wurden sofort - einer nach dem anderen - einem kurzen scharfen Verhör unterzogen. Die Tätowierung begründete den Verdacht, SS-Angehöriger gewesen zu sein. Nur 2 oder 3 ehemalige Reichsbahn-Bedienstete wurden, angstbleich, mit schlotternden Knien zu den Kriegsgefangenen der Wehrmacht zurückgeschickt.

Die anderen Ausgesonderten marschierten kurz darauf unter starker Bedeckung ab. Man sah sie in einem Waldstück verschwinden, kurz darauf hörte man eine Reihe MPi-Salven; wenig später kamen die Wach-Mannschaften allein zurück.

Der Aufenthalt im Übergangslager war nicht von langer Dauer; etwa Mitte Mai wurden alle deutschen Kriegsgefangenen in ein anderes, recht großes Lager in Schlesien verbracht.

Es handelte sich bei diesem Lager um ein Arbeitslager, aus welchem an jedem Morgen größere oder kleinere Arbeitskommandos zu den Industriebetrieben der Umgebung gefahren wurden, um dort alle irgendwie nutzbar erscheinenden Anlagen zu demontieren und für den Abtransport in die Sowjetunion vorzubereiten.

Inzwischen war allgemein durchgesickert, daß die Siegermächte auf früheren Konferenzen beschlossen hatten, daß ganz Schlesien nach Kriegsende Bestandteil Polens werden sollte. Überall etablierten sich mit Polen besetzte Verwaltungen. Doch noch hatte die Potsdamer Konferenz nicht stattgefunden, noch war Schlesien von der Sowjetarmee besetztes Territorium des untergegangenen Deutschen Reiches. Die Siegermacht nahm ihr Demontagerecht wahr, wobei sie wußte, daß sie sich beeilen mußte. Von polnischer Seite wurden die Demontagen - verständlicherweise - mit "sehr gemischten Gefühlen" beobachtet.

Mein Vater wurde in eine der Demontage-Arbeitsgruppen eingegliedert. Die Arbeit war physisch sehr schwer, leistungsfähige Demontage-Technik fehlte fast völlig; das Essen war notdürftig. Auch wenn Übergriffe einzelner Wachsoldaten - zu Beginn der Lagerzeit ein häufiges Geschehnis - von den sowjetischen Ordnungskräften zunehmend unterbunden wurden, der Lageralltag sich von Woche zu Woche mehr "zivilisierte" - mein Vater spürte, daß er den an ihn gestellten alltäglichen Anforderungen, insbesondere den Arbeitsanforderungen, nicht lange gewachsen sein würde. Mit seinem Alter von etwa 44 Jahren gehörte er zu den älteren Gefangenen, und als ehemaliger Maschinenspitzenklöppelmeister, bzw. Bürokaufmann war er nicht gerade an Arbeiten gewöhnt, die durch einen extremen Einsatz menschlicher Muskelkraft geprägt sind.

Nach sorgfältigem Abwägen alles Pro und Kontra entschloß er sich endlich, die einzige reale Chance zu nutzen, die evtl. sein Überleben ermöglichen konnte. Öfters hatte er mitansehen müssen, wie sich bedrohliche Zuspitzungen zwischen den deutschen Gruppenführern - durchweg qualifizierte Fachleute, in der Regel Ingenieure - und den sowjetischen Überwachungsoffizieren aus banalen Mißverständnissen bei den Arbeitsanweisungen ergaben. Die Russen verstanden kein deutsch, und die Deutschen kein russisch. Manches lief verquer, der Sobotagevorwurf war schnell erhoben; es gab auch den einen oder anderen Abtransport eines deutschen Ingenieurs unter besonderer Bewachung, mit ungewissem Ziel, ungewissem Schicksal des Abransportierten.

Also - nach gründlichem Überlegen entschloß sich mein Vater, seinem Überwachungsoffizier mitzuteilen, daß er gute russische Sprachkenntnisse besitze und bereit sei, als Dolmetscher zu arbeiten. Diese Offenbarung beinhaltete ein sehr großes Risiko, und mein Vater wußte dies. In allen sowjetischen Gefangenenlagern fahndeten speziell hierfür eingesetzte Sicherheitsoffiziere nach "Kollaborateuren", d. h. sowjetischen Staatsbürgern, die auf deutscher Seite gekämpft hatten. Diesen standen schlimmste Strafen bevor - oft der Tod, zumindest langjährige Arbeitslager in den unwirtlichsten Regionen des Riesenreiches. Daß Angehörige der ehemaligen sog. "Wlassow-Armee" zu dieser Kategorie von Gefangenen gezählt wurden, war nicht weiter überraschend. Aber auch in den deutschen SS-Verbänden hatten Männer aus den sowjetischen Republiken gekämpft, vor allem Ukrainer, Weiß-

russen und Letten, doch auch Angehörige anderer Nationalitäten der UdSSR. Und selbst in den Verbänden der regulären Wehrmacht wähnte man "Kollaborateure".

Es lag auf der Hand - jeder, der eingehende Landeskenntnisse betreffs UdSSR offenbarte, gar gute Russisch-Kenntnisse besaß, machte sich sofort verdächtig, ein Verräter an seiner Sowjetheimat zu sein.

In der Tat wurde mein Vater noch am gleichen Tag in die Vernehmungsbaracke geholt und nach der Quelle seiner Sprachkenntnisse gefragt. Er hütete sich wohlweißlich, die ganze bunte Vielfalt des Lebens eines Deutsch-Balten den Vernehmungsoffizieren im einzelnen "auf die Nase zu binden" vermutlich wären sie durch die diversen Wohnorte, Ausbildungs- und Arbeitsstellen nur noch mißtrauischer geworden. Seine guten Russischkenntnisse begründete mein Vater damit, daß er der Sohn einer nicht sonderlich bekannt gewordenen Opernsängerin sei - was der Wahrheit entsprach - , die vor dem 1. Weltkrieg viele Engagements an kleineren russischen Bühnen gehabt hätte. Als im Milieu des baltischen Theater- und Konzertlebens Aufgewachsenen fiel es ihm nicht schwer, die "entsprechenden" Theaterorte - d. h. russische Städte mittlerer Größe, die zur Zarenzeit über Musiktheater verfügt hatten - aus dem Stehgreif als die früheren "Auftrittsorte" seiner Mutter zu präsentieren. Als Kleinkind habe er damals mitziehen müssen, und so neben Deutsch sich die Grundlagen der russischen Sprache angeeignet. Das klang auch deshalb überzeugend, weil sein Russisch für die Ohren "echter Russen" tatsächlich immer einen starken deutschen Akzent hatte. Nach dem 1. Weltkrieg - so versicherte mein Vater - sei er nie mehr in Rußland oder in der Sowjetunion gewesen, hätte aber in Deutschland darauf geachtet, Russisch nicht wieder zu verlernen. Eine überschaubare Unwahrheit ist in manchen Situationen eben sehr viel wirksamer als eine unübersichtliche Wahrheit.

Ob die Vernehmungsoffiziere diese aus heutiger Sicht etwas "dünne" Legende wirklich glaubten, ist schwer zu beurteilen.

Vermutlich wog letztenendes der Termindruck hinsichtlich der Demontagevorgaben bei der gesamten sowjetischen Lagerhierarchie stärker als das Kollaborateuren-Entlarvungs-Bedürfnis, und am nächsten Tag wurde mein Vater offiziell als Dolmetscher seinem Gruppenführer beigeordnet.

Für ihn bedeutete das Befreiung von der täglichen körperlichen Schwerstarbeit; trotzdem war er "Haut und Knochen" als er nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenenschaft bei uns in Kühlungsborn anlangte. Denn an seiner kargen Ernährung hatte sich durch die Übernahme der Dolmetscher-Aufgabe nichts geändert.

Nach der Verabschiedung des Potsdamer Abkommens im August 1945, nachdem die polnische Oder-Neiße-Westgrenze "amtlich" geworden war, wurden die sowjetischen Demontagearbeiten in Schlesien eingestellt. Die jüngeren und noch leistungsfähig erscheinenden deutschen Kriegsgefangenen wurden kurz darauf polnischen Wachkommandos überstellt, aus dem Lager transportiert. Man setzte

die meisten von ihnen in den nunmehr polnischen Kohlengruben des schlesischen Steinkohlereviers ein. Die älteren und offensichtlich sehr stark geschwächten Gefangenen des Lagers, dagegen, wurden Ende August 1945 von sowjetischer Seite in ihre Heimat entlassen; und zu diesen gehörte - zu unserem großen Glück - auch mein Vater.

Es war nicht zu übersehen - während ich mit meiner Hepatitis im Promenaden-Hotel auf dem Krankenbett darnieder lag, hatte es in Kühlungsborn eine deutliche Konsolidierung der Verhältnisse gegeben. Das Leben unter der Besatzungsmacht, eine Art Koexistenz mit ihr, war mehr und mehr zur alltäglichen Normalität geworden.

Willkürliche Übergriffe gab es im Herbst 1945 spürbar seltener als in den Vormonaten, Eigenmächtigkeiten einzelner Soldaten - und auch Offiziere -wurden schon im Spätsommer 1945 von den sowjetischen Sicherungskräften verfolgt und z. T. rigoros abgestraft.

In der zweiten Augusthälfte war das Feldlager im Kühlungsborner Stadtwald abgebaut, die große Mehrheit der sowjetischen Truppen in ihre Heimat zurückgeführt worden. Übriggeblieben waren die im ehemaligen BVG-Heim in der Lindenstraße untergebrachte Kommandantur und zu ihrer Deckung ein kleines Infanterie-Kontingent, etwa in Kompanie-Stärke.

Die Mannschafts- und Unteroffiziersdienstgrade hatten überwiegend ihr Quartier ebenfalls im ehemaligen BVG-Heim, die Offiziere in einigen über das ganze Stadtgebiet verstreuten Villen. Einige höhere Chargen hatten inzwischen ihre Familien nachfolgen lassen können, bewohnten requirierte Komfortwohnungen in ansonsten von Deutschen bewohnten Häusern.

Die Kommandantur in Kühlungsborn-Ost spielte die Rolle einer Stadt-Vogtei - der Kommandant war nicht nur der Befehlshaber der ihm unterstellten Truppen, sondern er hatte auch die Oberaufsicht über alles Geschehen in seinem Kommandobezirk, ein absolutes Interventions- und Weisungsrecht, einschließlich der Polizeihoheit. Wenn alles nach seinen Weisungen lief, ließ er die inzwischen geschaffenen deutschen Organe eigenverantwortlich arbeiten; von der "Linie" abweichende Eigenmächtigkeiten wurden dagegen strikt unterbunden.

Neben der Sicherung des Bedarfes für seine Mannschaften standen bei ihm inzwischen vor allem die für die überterritoriale Lebensmittelversorgung - speziell des Rostocker Großstadtraumes – erforderlichen Nahrungsmittel-Bereitstellungen durch bäuerliche Betriebe von Kühlungsborn und Umgebung im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit.

Wie schon erwähnt, hatten Reichsbahn und Deutsche Post im August mit der Wiederaufnahme ihrer Arbeit begonnen, womit die zeitweise Konzentration der Kühlungsborner Lebensmittelproduktion auf die im Ort lebenden Menschen ein Ende fand.

Der Winter 1945/46 sollte folglich auch in Kühlungsborn ein Winter des Darbens werden, wenngleich nicht derart extrem wie in den industriellen Ballungszentren der sowjetischen Besatzungszone.

Sehr viel hing in jener Zeit immer von der Persönlichkeit des jeweiligen sowjetischen Orts-Kommandanten ab.

Es ist eine Tatsache - mit seinen Ortskommandanten ist Kühlungsborn vergleichsweise "gut gefahren". Insbesondere der Kommandant der Jahre 1945/46 erwies sich auch speziell im Verlauf von Sommer und Herbst 1945 als ein Mann mit Übersicht, Weitblick, Realitätssinn und bemerkenswerter persönlicher Courage.

Intentionen, die Produktionsinstrumente der kleinen Kühlungsborner Gewerbebetriebe, der örtlichen Nahrungsgüterproduktion im Rahmen von Reparations-Aufbringungen zu konfiszieren und in die Sowjetunion transportieren zu lassen, unterband er genauso, wie die Demontage des Schienenstranges der Bad-Doberan-Kühlungsborner Kleinbahn "Molli".

Es liegt auf der Hand, daß er durch diese Haltung bei seinen Vorgesetzten umso mehr in der Pflicht stand, die zur überregionalen Versorgung vorgegebenen Lebensmittelkontingente zu garantieren. In dieser Frage wurde dann auch "kein Spaß vertragen".

Als - ausgehend von einer zentralen sowjetischen Orientierung - einige örtliche deutsche Verwaltungsangestellte mit Nachdruck dafür zu agitieren begannen, alle Deutsch-Balten sollten - ähnlich wie die
im Krieg mit Gewalt in das Deutsche Reich verbrachten Ostarbeiter - zur Entlastung der örtlichen
Lebensmittelversorgung in ihre baltischen Herkunftsländer repatriiert werden - was bei uns, den aus
dem Baltikum Stammenden, Angst und Schrecken auslöste - gab er kurz und bündig eine "lokale
Variante" der zentralen Orientierung vor: "Wer von diesen Menschen wieder in seine alte baltische
Heimat zurückkehren will, soll sich bei uns melden! Gezwungen wird keiner."

Außer 2 oder 3 Familien, deren enge Verwandte seinerzeit in Litauen geblieben waren, meldete sich niemand; das Problem war - wir registrierten es mit Erleichterung - erledigt.

Vermutlich ist es damals dem Kommandanten bewußt gewesen, daß Deutsch-Balten in Kühlungsborn zahlenmäßig nur einen kleinen Anteil der Bevölkerung, der "Esser" stellten, andererseits qualifizierte - und immer wieder benötigte - Russisch-Deutsch-Dolmetscher de facto nur aus ihren Reihen zu gewinnen waren.

Er konnte sie also in seinem Kommandobezirk für die Erfüllung seiner ureigensten Aufgaben gut gebrauchen, unterlief die zentrale Orientierung seiner vorgesetzten Militärbehörde, und wir Deutsch-Balten durften bleiben.

Damals wurde auch gemunkelt, daß es zwischen einigen, der russischen Sprache nicht mächtigen neuen deutschen Büroleitern und einigen durch ihre Dolmetscherdienste bei der Besatzungsmacht zeitweise einflußreichen Balten persönliche Reibereien gegeben hat - bei einer Rückführung der Deutschen aus dem Baltikum hätte also auch der eine oder andere frisch zu Amt und Einfluß Gekommene "ein Problem weniger" gehabt.

Wie lautet der Leitspruch des britischen Hosenbandordens?

"Ein Schelm, der Böses dabei denkt!"

Im Sommer 1945 waren in der sowjetischen Besatzungszone die ersten politischen Parteien wieder zugelassen worden; in Kühlungsborn zeigten vor allem die SPD und die KPD Flagge.

Den Kern der SPD bildeten Alt-Sozialdemokraten der eingesessenen bodenständigen Bevölkerung, den Kern der KPD in Kühlungsborn vor allem Kommunisten aus Stettin. Die SPD hatte die weitaus solidere Verankerung im Territorium, die KPD war - ideologisch bedingt - der absolute Vorzugspartner der Besatzungsmacht.

Die maßgeblichen Köpfe der beiden Parteien erkannten bald, daß man bei einem vernünftigen Miteinander besser fährt, als bei einem kleinlichen Gegeneinander, und so gewannen beide Parteien bald eine gewisse gemeinsame Akzeptanz bei der Bevölkerung.

Von der CDU war damals - trotz des gewaltigen Stellenwertes, den im öffentlichen Kühlungsborner Nachkriegsleben die Kirchen spielten - im Ort wenig, von den Liberal-Demokraten so gut wie nichts zu spüren.

KPD und SPD hatten sich in Nähe der Kommandantur ihre Vereinslokale eingerichtet - die SPD im Linden-Hotel unter Heinrich Sengebusch, in der Lindenstraße, die KPD im Hotel Paschen in der Dünenstraße, neben jenem zeitweise sehr beliebten Restaurationsbetrieb, der damals "Cafe Krüger", später "Cafe Becker", noch später "Ballaton" hieß, heute einem Antiquitätenladen Platz gemacht hat. Auf dem zwischen diesen beiden Häusern in den Stadtwald führenden Weg war auf Veranlassung der Besatzungsmacht eine von einem der umliegenden Güter requirierte urtümliche "Dampf-Lokomobile" aufgestellt. Diese mit Holzbefeuerung betreibbare Dampfmaschine konnte einen - ebenfalls unter freiem Himmel etablierten - Stromgenerator betreiben, der bei den häufigen Stromsperren die sowjetische "Kommandantura" im BVG-Gebäude mit elektrischem Strom versorgte, sowie das KPD-Vereinslokal. Es soll allerdings vorgekommen sein, daß bei "unzureichender Beschlußlage" der Kommandant seinen deutschen Genossen bei Stromsperren zeitweise auch den Generatorstrom abklemmen ließ, bis wieder "ideologische Klarheit" eingekehrt war.

Die SPD-Genossen hingegen mußten sich bei Stromausfall mit Kerzen begnügen, und als der hoteleigene Vorrat erschöpft war, mit Petroleumlampen. Aber auch Petroleum war absolute Mangelware; da konnte es schon geschehen, daß der Sowjetkommandant den "Herren Genossen Sozialdemokraten"

in Anbetracht ihrer "beispielgebenden Kooperationsbereitschaft" einige Liter Brennstoff aus sowjetischen Armeebeständen zukommen ließ, die dann natürlich mit Dank angenommen wurden. Es war schon etwas daran - aus dem in der physikalischen Maßeinheit "Lux" meßbaren "Erleuchtungsgrad" bei Veranstaltungen von SPD und KPD konnte man gewisse Rückschlüsse auf die Qualität des "aktuellen Drahtes" jeder der beiden Parteien zur örtlichen sowjetischen Oberhoheit ziehen.

Am 1. September 1945 begann für alle bisherigen Schüler der Volksschule Kühlungsborns wieder der obligatorische Schulunterricht.

Das war zu diesem Zeitpunkt ungewöhnlich. Die Sowjetische Militäradministration in Berlin hatte die Aufnahme des deutschen Schulunterrichts erst für das Jahr 1946 vorgesehen, und in den allermeisten Orten der sowjetischen Besatzungszone fand auch bis 1946 kein Schulunterricht statt.

Kühlungsborn machte also, im günstigen Sinne, eine Ausnahme, die von allen Einwohnern - ob alteingesessen, ob ausgebombt, ob geflüchtet - unosono begrüßt wurde. Den Anstoß soll der Stadtkommandant gegeben haben, mit dem Hinweis, daß in dem durch Flüchtlinge übervölkerten Ostseebad unter den Jugendlichen "zu viel Unruhe" sei.

Nachdem diese Initiative von allen maßgeblichen deutschen Gruppen - den Parteien, der Verwaltung, den Kirchen - begrüßt worden war, gab er seinen "Ukas", d. h. seinen "Erlaß", heraus, und ein Stückchen mehr Normalität war in den Alltag zurückgekehrt.

Allerdings galt diese Sonder-Betriebserlaubnis nur für die Volksschule. Die außerdem am Ort befindliche kleine "Höhere Knaben- und Töchter-Lehranstalt" - ihrem Charakter nach eine Realschule mit 10-Klassen-Abschluß - war bei dieser Erlaubnis ausgespart. Über die Gründe dafür habe ich nie Konkretes erfahren können.

Möglicherweise lag es am Geld - besagte Einrichtung hatte m. W. bis 1945 einen anderen Rechtsstatus als die Volksschule gehabt, was zu besonderen Problemen hinsichtlich der Besoldungsgrundlagen für die Lehrer geführt haben könnte.

Aber wenn es nur am besagten Geld gelegen haben soll - warum wurden die "höheren Knaben und Töchter" nicht ohne viel Aufsehen in die Volksschule integriert, wie es etwas später ohnehin geschah? Es waren doch wohl ideologisch-politische Motive im Spiel. Gemäß damals gültiger staatspolitischer sowjetischer Lehrmeinung standen die deutschen Gymnasien und Realschulen grundsätzlich im Verdacht, "Brutstätten des deutschen Nazismus und Militarismus" gewesen zu sein; hatte sich nicht der Führungsnachwuchs der NSDAP spätestens ab Ende der 30er Jahre tatsächlich überwiegend aus den Absolventen der höheren Bildungseinrichtungen rekrutiert?

Das war gewiß so gewesen; "andersherum" - woher hätten die neuen Machthaber ihren Führungsnachwuchs sonst nehmen sollen? Aber formal-logisch war besagtem Generalverdacht tatsächlich nichts entgegenzusetzen.

Vermutlich wollte sich der Kühlungsborner Stadtkommandant nicht das Risiko einhandeln, eines baldigen Tages durch seine Vorgesetzten mit dem Vorwurf konfrontiert zu werden, er habe einer "solchen Brutstätte des Faschismus" durch voreilige und eigenwillige Entscheidungen wieder einen gesetzlichen organisatorischen Rahmen gegeben.

Außerdem betraf diese "Ausnahme von der Ausnahme" nur eine relativ kleine Minderheit der schulpflichtigen Jahrgänge. Zum einen hatte besagte Bildungsanstalt stets nur die Klassenstufen 5 und aufwärts geführt, zum anderen nur wenige Gymnasiasten oder Realschüler aus den Massen der von Februar bis April nach Kühlungsborn hereingeströmten Flüchtlinge aufgenommen. Besagte Kinder waren für die letzten Kriegsmonate, bzw. Kriegswochen überwiegend in die Volksschule eingegliedert worden, und hatten so das jetzt zum Makel gewordene Prädikat eines Gymnasiasten oder Realschülers abgestreift.

Die Aussperrung für ein Schuljahr betraf damit vor allem Kinder der ortsansässigen Oberschicht und einiger ausgebombter Familien, die schon vor 1945 nach Kühlungsborn gelangt waren. Sie verloren ein Schuljahr und wurden dann - als sie später in die Volksschulklassen eingegliedert wurden - für den Rest ihrer Schülerkarriere stabiler Bestandteil der Eliten ihrer jeweiligen Klassenstufen, wurden und blieben meistens ein an Alter, Wissen und Reife gegenüber ihren jüngeren Mitschülern überlegener stabiler Bestandteil der Eliten in den jeweiligen Klassenstufen.

Doch einstweilen mußten sie "draußen" bleiben.

Unser Kühlungsborner Stadtkommandant war wohl ein mutiger und weitsichtiger Mann - sträflich unvorsichtig war er jedoch auf keinen Fall.

Um allgemein deutlich zu machen, daß er alle Elemente einer möglichen "ideologischen Diversion" oder "militaristischen Wehrertüchtigung" schon im Ansatz zu "ersticken" gewillt war, wurde Unterricht in "problematischen" Fächern, insbesondere im Fach Geschichte und der Sportunterricht, bis auf weiteres kategorisch verboten.

Und es gab noch eine Neuerung, gewiß mit Seltenheitswert im sowjetisch besetzten Gebiet Deutschlands - durch einen atheistischen sowjetischen Militärkommandeur wurde einer deutschen Schule per "Ukas" befohlen, unverzüglich mit dem Religionsunterricht zu beginnen!

In einer Unterredung mit einigen deutschen Pädagogen "seines Vertrauens" soll er sich - so hat es meine Mutter von einer ehemaligen Kollegin erfahren - Ende August etwa wie folgt geäußert haben: "Es ist wirklich schlimm, die deutsche Jugend weiß nicht mehr, woran sie glauben soll! Bis jetzt

glaubten sie an den Verbrecher Hitler, aber der ist jetzt zur Hölle gefahren und hat Millionen Tote und ein Trümmerfeld in Europa hinterlassen.

An ihn kann keiner mehr glauben, und an ihn darf mehr keiner glauben, auch nicht an das, was er euch eingeredet hat! Aber woran soll die Jugend glauben? Ein Mensch ohne Glauben ist wie ein Fisch ohne inneren Kompaß - er weiß nicht, wie er leben soll, wird entweder unglücklich oder zum Verbrecher, oder beides.

Natürlich wünsche ich mir, daß möglichst viele von Euch und Euren Kindern eines Tages echte Kommunisten werden, ihr Leben dem Fortschritt der Menschheit widmen. Aber um Kommunist zu werden, braucht es seine Zeit, nicht Wochen und Monate, sondern Jahre und Jahrzehnte. Ich weiß es, bei mir hat es auch gedauert.

Also - woran glauben? Ich meine, man sollte die Jugend dazu bringen, daß sie zunächst wieder an das glaubt, woran ihre Mütter und Väter früher geglaubt haben, und das war bei euch wohl der liebe Gott. Sorgt also dafür, daß möglichst mit Aufnahme des Schulunterrichts auch wieder Religionsunterricht gegeben wird! Ob evangelisch oder katholisch, ist mir egal, meinetwegen kann es auch evangelischen und katholischen Unterricht geben. Redet mit den Pastoren und Priestern, ihr habt ja welche im Ort; die werden bestimmt genügend Leute kennen, die den Unterricht geben können, so wie es wohl auch vor Hitler war.

Aber merkt euch - zum Schulunterricht gehört in Kühlungsborn ab sofort auch der Religionsunterricht!

Das ist ein Befehl!"

Dieser bemerkenswerte Befehl des sowjetischen Stadtkommandanten vom August 1945 sollte im Ostseebad Kühlungsborn zwei Jahre gültig bleiben.

Meine Mutter erhielt Ende August, kurz vor Schulbeginn, eine bittere persönliche Nachricht - unter Bezug auf ihre NSDAP-Kandidatur war sie von einer "Lehrer-Zulassungskommission" als untauglich für eine weitere Lehrertätigkeit eingestuft worden, alle aus ihrem Beamtenstatus herrührenden Rechte und sozialen Sicherungen wurden ersatzlos gestrichen.

Das war für uns alle sehr hart, auch da allmählich die aus Litzmannstadt mitgeführten Barmittel und das Gehalt für die Kühlungsborner Unterrichtstätigkeit in den Monaten März und April 1945 fast vollständig verbraucht waren. Selbst wenn die Kaufkraft der Deutschen Reichsmark nach der Kapitulation massiv gesunken war - eine ausreichende Gestaltung des täglichen Lebens völlig ohne Bargeld war ausgeschlossen.

Zum Glück für unsere gesamte Familie wurde Tante Lilly als Lehrerin in Kühlungsborn eingestellt, ab 1. 9. 1945. Sie war jetzt die alleinige Verdienerin, hielt in dieser kritischen Zeit unsere Familie finanziell "über Wasser", zumal sie - im Gegensatz zu meinen Eltern - ihr Sparkonto bei der Deutschen

Postsparkasse geführt hatte, somit auch noch nach der Flucht, kurz vor der deutschen Kapitulation im Mai, ihre angesparten Gelder hatte abheben können.

Im September 1945 begann also in Kühlungsborn für den größten Teil der Schulkinder wieder der reguläre Schulunterricht. Wir wurden alle ohne Zensierung in die nächste Klassenstufe versetzt. Die Klassenverbände wurden im wesentlichen so belassen, wie sie Anfang Mai ihren Unterricht eingestellt hatten.

Weil im Sommer weitere Kinder mit ihren Familien nach Kühlungsborn gelangt waren - insbesondere Sudetendeutsche - ergab sich für die meisten Klassen eine zahlenmäßige Aufstockung. Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich ein "totaler Zufall" war, oder ob evtl. ein dezent geäußerter Wunsch meiner Tante Lilly seitens der neuen Schulleitung damit erfüllt wurde - sie wurde die neue Klassenlehrerin meiner Klasse. Frau Trenck hatte aus naheliegenden Gründen das gleiche Schicksal wie meine Mutter ereilt, sie war entlassen worden.

Was es im Alltagsleben eines Kindes bedeuten kann, von einer nahen Verwandten als Klassenlehrerin betreut zu werden, sollte ich bald erfahren - jede kleine Unaufmerksamkeit, jede kleine Leistungsschwäche im Schulunterricht war "postwendend" mehr oder weniger ausgedehntes häusliches Diskussionsthema; dies umso mehr, als daß meine Mutter von der aktiven pädagogischen Arbeit in der Schule ausgeschlossen war, sich ihr pädagogisches Bemühen ausschließlich auf meine Person zu konzentrieren begann.

Ich vermute, daß Tante Lilly bald die sich jetzt langsam aber sicher komplizierende Situation zwischen ihr, ihrer Schwester und mir erkannte; nach einigen Wochen hielt sie sich jedenfalls zu Hause mit allen Kommentaren zum täglichen Geschehen in ihrer Schulklasse, insbesondere in bezug auf meine Leistungen und mein schulisches Verhalten, erheblich zurück.

Hierdurch gab es natürlich weit weniger Gelegenheit, immer und ewig über meine Klasse und mich zu diskutieren. Die damit bewirkte Entspannung des alltäglichen Mittagstisch- Gespräches, z. B., wurde von mir mit dankbarer Erleichterung registriert.

Ich gehörte meinem Klassenverband inzwischen seit einem Jahr an, hatte - im Vergleich zu den vielen erst im Verlauf des Jahres 1945 dazugekommenen "echten" Flüchtlingskindern - schon ein vertrauteres Verhältnis zum Kern der Klasse gewonnen, d. h. zu den Kindern aus den langjährig ortsansässigen Familien.

Wirklich große Anpassungsprobleme hatten jetzt andere.

Fachlich hatte ich überhaupt keine Schwierigkeiten mehr, lag leistungsmäßig stabil vor den meisten meiner Mitschüler - war mir doch, im Gegensatz zu allen anderen Klassenkameraden, das Privileg des sehr effizienten Sommerunterrichts in Mathematik und Deutsch durch Herrn Otte zuteil geworden; und das Plattdeutsche war aus dem Lehrplan völlig verschwunden.

Da mir der schulisch vermittelte Wissensstoff bald nicht mehr genügte, arbeitete ich im Herbst und Winter - ohne dazu aufgefordert worden zu sein, allein aus unbefriedigtem Wissensdurst - eine etwa 200 Seiten starke Abhandlung zur preußisch-deutschen Geschichte in einer um die Jahrhundertwende 1899/1900 herausgegebenen "Enzyklopädie" im abendlichen "Selbststudium" durch, sehr zur Freude meiner stolzen Eltern.

In der Klasse behandelte mich Tante Lilly von Anfang an wie jeden beliebigen anderen Schüler; ich meinerseits bemühte mich ebenfalls, keine verwandtschaftlich begründete Sonderrolle einzunehmen, sprach sie in der Schule z. B. grundsätzlich mit "Fräulein Jessulat" an.

Bei aller damals bestehenden materiellen Not habe ich die Zeit meines 5. und 6. Schuljahres - auch im 6. Schuljahr blieb Tante Lilly meine Klassenlehrerin - in guter Erinnerung.

Dazu trug eine sich stetig entwickelnde enge persönliche Freundschaft zu einem Jungen aus einer Kühlungsborner "Ur-Familie" bei, zu Rolf Schulz aus dem Haus "Glückswinkel" in Kühlungsborn-West.

Rolf gehörte zu den ersten Kühlungsbornern, mit denen ich schon in der 4. Klasse gelegentlich ins Gespräch gekommen war, wozu meine fast immer richtig gelösten Mathematik-Hausaufgaben erheblich beigetragen hatten.

Aus dieser "Zweckbeziehung" wurde im Laufe der Zeit eine echte Knabenfreundschaft, die gute Chancen gehabt hätte, auch im Erwachsenenleben fortzubestehen. Doch leider endete das Leben dieses vitalen, aufgeschlossenen und kräftigen Jungen schon kurz nach seinem 16. Geburtstag. Vor allem in der 5. und 6. Klasse haben wir viele Stunden unserer Freizeit miteinander verbracht,

unsere Eindrücke und Gedanken über Gott und die Welt miteinander ausgetauscht, haben im Sommer in der Ostsee gebadet, sind im Winter vom Blocksberg im Stadtwald gerodelt.

Es war wirklich eine aufregende Zeit. Wir waren noch beide im April 1945 in das Deutsche Jungvolk aufgenommen worden - doch das war ja nun "Schnee von gestern". Im Westen gaben die Amerikaner, bei uns die Russen den Ton an. Hatte Deutschland überhaupt noch eine Zukunft? War es angebracht, sich auf eine Auswanderung - z. B. nach Australien - innerlich vorzubereiten? Was sollte man von den neuen Parteien, was sollte man von der Kirche halten? Wir waren mehr keine 6- oder 7-jährigen ABC-

Schützen, die Turbulenzen des Jahres 1945 hatten bei uns 10- und 11-Jährigen Gedanken angestoßen, die sonst erst 3 oder 4 Jahre später gedacht worden wären.

Und wie verhielt man sich im täglichen Leben? Was ist überhaupt Schulwissen noch wert, wenn Schiebereien unbestritten am ehesten einen guten Lebensstandard zu sichern versprechen!

Bei allem Diskutieren lasen wir viel, vor allem Karl May und Gerstäcker - "Die Regulatoren von Arkansas" und "Die Flußpiraten des Missisippi".

Wir lasen diese Abenteuergeschichten mit jugendlichem Interesse am Ungewöhnlichen und spezieller Beachtung der verschiedenen Überlebenstricks. Wir studierten die Reemtsma-Zigaretten-Bilder-Alben über die Olympischen Spiele 1932 und - vor allem - 1936, konnten bald alle deutschen Medaillengewinner und die Olympiasieger jener Spiele - letztere unabhängig von ihrer Nationalität - aus dem Gedächtnis zitieren, mit ihren Siegerweiten, bzw. Siegerzeiten.

Die Olympischen Spiele 1948 ließen uns im Gegensatz dazu ziemlich kalt - das Leistungsniveau der Nachkriegs-Spitzensportler war spürbar niedriger als das internationale Leistungsniveau der Vorkriegszeit; außerdem - und das war entscheidend für unser Desinteresse - Deutschland war vom olympischen Geschehen total ausgeschlossen worden.

Umso leuchtender erschien die Vergangenheit!

Besonders dankbar bin ich noch heute Rolfs Mutter, Frau Schulz, daß mir im Frühsommer regelmäßig gestattet wurde, mit ihren Söhnen in die Frühkirschen-Bäume ihres Gartens zu klettern, um Jahr für Jahr meinen nicht gerade kleinen "Frühkirschen-Appetit" zu stillen.

Wir waren damals sehr enge Freunde, doch wir kapselten uns nicht ab. Ich fand über Rolf näheren Kontakt auch zu den Kindern in seiner Nachbarschaft, zu denen meine Klassenkameraden Walter Meier und Erich Schröder gehörten, desgleichen sein - mit ihm nicht verwandter - Namensvetter Siegfried Schulz, der ein halbes Jahrhundert später sich in meiner hausärztlichen Betreuung einfinden sollte. Und natürlich darf man auch Rolfs jüngeren Bruder Wolfgang in diesem Zusammenhang nicht vergessen.

Rolfs Mutter, eine geborene Alice Geerds, war die Tochter eines jahrzehntelang die Bad-Doberan-Kühlungsborner Kleinbahn "Molli" dirigierenden, inzwischen pensionierten Lokführers. Rolfs Vater, Harry Schulz, war m. W. von Beruf Gastwirt; er kam erst kurz vor Rolfs Tod aus sowjetischer Gefangenschaft nach Hause.

Mit Beginn des 7. Schuljahres wechselte ich in einen anderen Klassenverband, erklärlicherweise sahen Rolf und ich uns nun nicht mehr so oft; doch wir blieben Freunde, trafen uns regelmäßig, hatten voreinander keine Geheimnisse, tauschten uns in stundenlangen Gesprächen auch weiterhin über alles Mögliche und Unmögliche aus.

Diese Zeit, ab 1948, wurde mehr und mehr durch eine langwierige Krankheit Rolfs überschattet, der er letztlich erlag - nicht ohne eigene Schuld, wie man auch mit dem Abstand von Jahrzehnten einräumen muß.

Dabei hatte der schließlich dramatisch endende Krankheitsprozeß keineswegs sonderlich bedrohlich begonnen.

Im Winter 1947/48 hatte Rolf - wie viele von uns mehr oder weniger mangelernährten Kindern - sich einen schweren Atemwegs-Infekt zugezogen, der nicht richtig auskuriert wurde. Die Rodelbahn übte auf den Halbgenesenen immer wieder eine zu große Faszination aus. Dennoch, im Sommer 1948 schien der Infekt endgültig ausgeheilt zu sein.

Doch bereits im Oktober 1948 erkrankte Rolf - ohne ersichtlichen Anlaß - erneut an hartnäckigem und hohem Fieber. Eine nunmehr sehr gründliche ärztliche Untersuchung brachte es an den Tag - es hatte sich eine Herzmuskelentzündung, eine Myokarditis eingenistet.

Nun war zur damaligen Zeit das in britischen Forschungslabors entwickelte, im 2. Weltkrieg nur auf "westlicher" Seite verfügbare Penicillin auch der deutschen Ärzteschaft gut bekannt geworden - doch verfügbar war es kaum. Ich kann mich gut daran erinnern, daß Rolf - inzwischen leidlich diszipliniert geworden - den ganzen Winter1948/49 zu Hause verbrachte, zeitweise auch mit Penicillin behandelt wurde, das Fieber mal höher mal niedriger war, er nie seinen Optimismus verlor, und sich ziemlich sicher war, im Sommer völlig zu genesen.

Tatsächlich - es sah im Juli/August 1949 so aus, als ob die Myokarditis so gut wie abgeheilt sei. Rolf hatte kein Fieber mehr, die ständige Müdigkeit legte sich, er glaubte Bäume ausreißen zu können. Ende August gab es einige wunderschöne Sommertage - die Sonne brannte nicht mehr allzu heiß, das Ostseewasser war angenehm temperiert, kein Wind, kurz - das beste Strandwetter, das man sich wünschen kann.

Rolf hatte es zu diesem Zeitpunkt endlich geschafft, von seinem Hausarzt die Erlaubnis zu erbetteln, bei diesem Traumwetter - nach zweijähriger Pause! - in der See baden zu dürfen, allerdings nur einmal am Tag, und für die Dauer von maximal 5 Minuten.

Doch was tut mein Freund?

Er stürzt sich noch am Tage der Erlangung des ärztlichen Placets unverzüglich, geradezu wie im Rausch in die lange entbehrten Ostseefluten, und - er schwimmt auf das offene Meer hinaus! Er schwamm, vom Strandabschnitt vor der heutigen Villa "Baltic" in Kühlungsborn-West kommend, in großem Bogen bis zu den damaligen Resten der Landungsbrücke Kühlungsborn-Ost, legte dort eine Pause von etwa 10 Minuten ein, um schließlich - jetzt ruhig, aber zunehmend erschöpft - in Strandnähe den ganzen Kühlungsborner Strand, von Ost nach West, bis zu seinem Startpunkt langsam zurückzuschwimmen.

Die ganze Unternehmung dauerte über 2 Stunden; es begann schon zu dämmern und spürbar kühler zu werden, als er, ein gerade von schwerer Krankheit halbwegs Geheilter, wieder dem Wasser entstieg, sich abtrocknete, umzog, völlig ausgelaugt nach Hause schlich.

Ich weiß nicht, was damals in ihm vorgegangen ist, ich war am Tage dieses Schwimmabenteuers nicht mit ihm zusammen.

Einige Wochen vor seinem Tode habe ich mit ihm über diese Gewalttour gesprochen; damals sagte er mir: "Ich bereue es nicht. Ich habe noch einmal die Ostsee so erlebt, wie sie am schönsten ist - als das große blaue Meer, in dem man endlos schwimmen kann! Was ist die Jugend wert, wenn man in ihr nichts erleben darf?"

Einige Tage nach dem Schwimmausflug trat wieder Fieber auf, der Herzmuskel war wieder entzündet. Der Winter 1949/50 war für Rolf eine Wiederholung des vorangegangenen Winters. Wie im letzten Jahr, so erholte er sich im Frühling auch dieses Mal; aber es war nicht die Erholung des Vorjahres, die ihm das Gefühl völliger Gesundung und schließlich überbordender Kräfte gegeben hatte.

Im Juni feierte er seinen 16. Geburtstag. Mir fiel bei der Feier eine sonst an ihm ungewohnte, nicht zu kaschierende Introvertiertheit auf, obwohl er sich sehr bemühte, optimistisch zu erscheinen.

Kurze Zeit später mußte er im Krankenhaus von Kühlungsborn stationär aufgenommen werden, wurde jetzt auch massiv mit Penicillin behandelt - allein es war zu spät.

Nach etwa 10 Tagen hatte die Herzmuskelentzündung ihn besiegt; ich war um meinen besten Freund ärmer.

Einen besten Freund zu haben, ist für einen 10 -14-Jährigen sehr wichtig.

Ich befreundete mich auch mit anderen Gleichaltrigen; Rolf hatte gelegentlich Schwierigkeiten, solche Kontakte richtig einzuordnen. Doch derartige kleine Konflikte sind in einer Freundschaft von Kindern an der Schwelle zum Jugendalter normal, und in unserem Fall minderten sie die besondere Qualität unserer zweiseitigen Beziehung in keiner nennenswerten Weise. Rolf wohnte in Kühlungsborn-West, ich wohnte in Kühlungsborn-Ost. Es war folglich schon angesichts der räumlichen Distanz zwischen unseren Wohnungen nicht möglich, außerhalb der Schule an jedem Tag zusammen zu sein.

Die Zeit vom Herbst 1945 bis zum Herbst 1947 ist mir auch deshalb - trotz aller Not - als eine insgesamt schöne Zeit meiner Kindheit in Erinnerung,weil sich damals eine lose, in ihrer Zusammensetzung häufig wechselnde Gruppe von Kindern aus der engeren und weiteren Nachbarschaft, d. h. aus verschiedenen Häusern der "Neuen Reihe", zu gelegentlichem Spiel und Spaß zusammengefunden hatte.

Struktur und innerer Zusammenhang dieser Gruppe war nicht annähernd so prägnant wie seinerzeit bei unserer Litzmannstädter "Ginstergassen-Bande", dennoch füllte sie ihre Rolle als informelle Begegnungs- und spontane Spielgruppe für uns Kinder recht gut aus.

Wir waren eine reine Jungengruppe. Ihr gehörten vor allem Kinder aus ausgebombten Familien und aus Familien von Flüchtlingen, bzw. Umgesiedelten an; aber wir igelten uns nicht ein, wenn der inzwischen zur Minderheit gewordene "eingeborene" Nachwuchs mitmachen wollte.

Im Herbst 1945 kamen in Kühlungsborn wilde Geländespiele in Mode; man nannte das Getobe "Krieg spielen". Ein großes Problem bestand ständig darin, geeignete Gegner zu finden - für manche Kindergruppen waren wir zu stark, andere waren uns zu stark.

Schließlich kamen im Spätherbst 1945 einige mit den jeweiligen "Gegnern" verabredete "Feldzüge" zustande. Man beschlich sich gegenseitig im Stadtwald, "nahm sich unter Beschuß" - d. h., man bewarf sich mit mitgebrachten Steinen oder mit aufgesammelten Erdklumpen, "zur Not" auch mit Tannenzapfen, um schließlich die Entscheidung in Ringkämpfen "Mann gegen Mann" zu suchen. Nach einer Weile verständigte man sich regelmäßig auf ein Unentschieden und schied als Freunde - denn nach allzu martialischem Treiben, quasi "auf Leben und Tod", stand uns der Sinn wahrlich nicht mehr. Deshalb wurde vor diesen Auseinandersetzungen auch meist im Vorab verabredet, daß "Katapulte" - d. h. Gummizug-Schleudern - und "Flitzbögen" nicht zugelassen sind.

Die friedlichen Kriege wurden uns jedoch bald langweilig, der szenische Ablauf war wirklich immer fast der gleiche. Spätestens ab Sommer 1946 fanden wir es viel spannender, hinter einem Stoff- oder Tennisball, oder gar - was ein Höhepunkt war - hinter einem echten Lederball herzulaufen und damit auf einer geeigneten Fläche im Stadtwald Fußball zu spielen.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich u. a. an Heribert Jebautzke - einen sudetendeutschen Jungen - , an Harald Papendieck und seinen Freund Withold Reeder - beides Sprößlinge baltendeutscher Umsiedler. Withold Reeder begann etwa 1957 ein Schauspielstudium, Ende der 80er Jahre begegnete er mir jedoch als Bezirksschulrat eines Berliner Stadtbezirks.

Ich erinnere mich an "Jimme" und "Horre" Löper aus einer ortsansässigen Kühlungsborner Familie, an Arkadius Daniecewicz, der später zu seinem Vater nach Jugoslawien zog.

Besonders lebhaft sind meine Erinnerungen an die 4 Wenzel-Jungen, an Klaus-Peter, Hans-Jürgen, Bernd-Dieter und Frank-Jochen. Sie waren m. W. in Brandenburg an der Havel ausgebombt. Ihr Vater, ein Diplom-Ingenieur für Flugzeugbau, war für Flugzeug-Konstruktions-Arbeiten in der Sowjetunion zwangsverpflichtet worden; er durfte erst Mitte der 50er Jahre zu seiner Familie zurückkehren. Klaus- Peter wurde später ein Berufskollege von mir, war am Ende seiner Berufslaufbahn ein sehr geschätzter Professor der Nervenheilkunde.

Im Laufe der Zeit begann für die meisten von uns auch das Fußballspiel als Freizeitspaß an Bedeutung zu verlieren, und die lose Gruppe zerfiel nach 1950/51 mehr und mehr; dennoch, insbesondere bei schönem Frühlingswetter fanden wir uns auch noch Jahre später, z. B. während meiner Abiturientenzeit, hin und wieder abends auf unserem Bolz-Platz im Walde ein, um uns ein oder zwei Stunden lang - nun aber immer mit einem richtigen Lederball - nach Lust und Laune auszutoben.

SCHWERER NEUBEGINN

Durch die Rückkehr meines Vaters in unsere Familie änderte sich in unserem Leben manches. Mein Vater war zwar extrem ausgemergelt, aber er war nicht krank im engeren Sinne, übernahm sehr bald bestimmte Felder der häuslichen Haushaltsführung. Zuerst nahm er zielstrebig die Kultivierung des von Frau Uplegger uns kurz zuvor als zukünftigen Hausgarten zugestandenen, Obstbaum-besetzten Grünlandes in Angriff. Dem sollte bald die Organisation der Heiz-Holz-Beschaffung, ein wenig später der Aufbau einer familieneigenen Kleintierhaltung folgen; wir hielten uns damals ab Sommer 1946 Kaninchen und Hühner.

Die Kultivierung des Grünlandes war ein hartes Stück Arbeit, zumal die Stämme und Wurzeln der dort stehenden Obstbäume nicht beschädigt werden durften. Die Obsternte von diesen Bäumen behielt sich weiterhin Familie Uplegger vor, wir durften nur die dazwischen liegenden Flächen kultivieren und für den eigenen Bedarf nutzen. Später gab diese Regelung wiederholt Anlaß zu Reibereien, z. B. hinsichtlich Art und Ausmaß des jährlichen Baumschnittes, des Umganges mit Fallobst, usw.

Bei aller Plackerei und etwas Verstimmung über die von unserer Hausherrin erst im Nachhinein eingeforderten Obst-Sonderrechte herrschte in unserer Familie im Herbst 1945 die freudige Erwartung vor, im nächsten Frühjahr über eigenes, "richtiges" Frühgemüse verfügen zu können.

Mein Vater drängte sehr bald auf eine für alle Hauspartien verbindliche Regelung einer bestimmten, in des Wortes engster Bedeutung "anrüchigen" Angelegenheit, über welche bisher kaum ernsthafter gesprochen worden war - der Verwendung aller im "Plumpsklo" anfallenden Fäkalien. Beim Ausfall der Wasserversorgung in Kühlungsborn Mitte Mai war die Innutzungsnahme der aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg stammenden, jedoch bereits seit Jahrzehnten nicht mehr benutzten Holzhäuschen-Latrinen auf unserem Grundstück eine ausgesprochene Notlösung gewesen, die Entleerung der Koteimer eine allseits sehr unbeliebte, nur notgedrungen von Zeit zu Zeit verrichtete Arbeit geworden.

Mein Vater regte an, daß Familie Uplegger und wir uns wie folgt verbindlich verständigen möchten - in wöchentlichem Wechsel sollte der Eimer aus einer beiden Familien verfügbaren Latrine von uns und von Upleggers geleert werden, jeweils in das von der betreffenden Familie bewirtschaftete Areal des Hausgartens. Neben dieser gab es noch eine zweite Latrine, sie stand ausschließlich der Familie Uplegger zur Verfügung, war also ausschließlich auch von ihr zu warten.

Als das alles von meinem Vater vorgebracht wurde, löste das Thema bei den Damen "beider Seiten" einige Heiterkeit aus. Frau Uplegger bot dann, amüsiert lächelnd, meinem Vater an, die Entleerung des

"Gemeinschaftseimers" - d. h. des Eimers aus der Gemeinschaftslatrine - auch in den, gemäß seinem Plan ihr er Familie zugedachten Wochen in "uns er en" Garten vorzunehmen, was mein Vater sofort annahm.

Ihm war gut erinnerlich, welchen Wert die bewußten "Goldeimer" in der Hungersnot-geplagten Revolutionszeit in Rußland erlangt hatten.

Und so hatten wir im Herbst Woche für Woche einen Eimer guten natürlichen Dunges, den mein Vater bei seinem Holländern des Wiesenbodens einbringen konnte. Schwierig, und ausgesprochen unappetitlich wurde diese Arbeit im Winter, als der hartgefrorene Boden das sofortige Einbringen der Fäkalien in das Erdreich unmöglich machte. Dennoch - als das neugewonnene Gartenland im März erstmalig bestellt werden konnte, hatte es eine recht intensive Stickstoffdüngung erhalten, was sich später in angemessenen Ernteerträgen ausdrückte.

Sehr wichtig für die erzielten, über längere Zeit von Jahr zu Jahr wachsenden respektablen gärtnerischen Resultate waren der fachlich-beratende Sachverstand meiner Großmutter und die nachhaltige Pflanzenpflege, vor allem durch meine Mutter.

Spätestens im Frühjahr 1946 zeigte es sich, wie richtig die verbindliche Regelung besagter "anrüchiger" Angelegenheit gewesen war - Frau Uplegger bat darum, daß nun doch das ursprünglich von meinem Vater vorgeschlagene, wöchentlich wechselnde Reinigungsrecht betreffs des gemeinschaftlichen Fäkalieneimers gelten möge. Im Interesse eines weiterhin guten Miteinander stimmten wir der erbetenen Veränderung zu; dieses Entgegenkommen honorierte Frau Uplegger ihrerseits mit dem ausdrücklichen Einverständnis, daß das in unserem Areal anfallende Fallobst in Zukunft von uns geborgen und - ohne weitere Zahlungen an sie - verwertet wurde.

Die karge Ernährungslage hatte menschliche Fäkalien zu einem gefragten Rohstoff werden lassen, auf den jetzt kein Bewirtschafter von Gartenland verzichten mochte. Auch als die Wasserversorgung dann wieder stabil war, d. h. das Wasserklosett problemlos benutzt werden konnte, bevorzugte die Hausgemeinschaft noch jahrelang die Eimer-Latrinen in den Holzhäuschen, im Interesse der gärtnerischen "Rohstoffgewinnung". Mein Vater sah es als selbstverständlich an, daß - was es unsere Familie anbelangte - die KoteimerEntleerung ausschließlich von ihm vorgenommen wurde.

Spätestens im November 1945, nach den ersten Heizungstagen, mußten wir feststellen, daß die Reste an Brennmaterial aus der Heizperiode 1944/45 - damals weitgehend durch meine Großmutter und mich zusammengebracht - kaum bis Weihnachten, geschweige denn den ganzen Winter reichen würden. Da angesichts der Gesamtlage eine Zuteilung irgendwelcher Brikettkontingente als völlig

utopisch einzuordnen war, hatte man sich Gedanken zu machen, wie eine ausreichende Menge Brennholz beschafft werden konnte.

Etwa zur gleichen Zeit, d. h. im November 1945, traf die Kühlungsborner Stadtverwaltung – selbstverständlich in Abstimmung mit der sowjetischen Kommandantur - eine Verfügung, wonach es jedem Einwohner des Ortes frei stand, die Stubben gefällter Bäume im Stadtwald zu roden und anschließend zu Brennholz zu verarbeiten.

Zunächst alternierend zu den Urbarmachungs-Bemühungen auf unserem Hausgrundstück, ab Dezember dann auf diese Aufgabe konzentriert, rackerte sich mein Vater mit einem Stubben nach dem anderen ab; unser Brennholz-Vorrat wuchs zusehends.

Als die Stubben im Stadtwald nun sehr schnell rar wurden, kontingentierte die Stadtverwaltung gegen Jahresende die Stubben. Durch seine fleißige Rodungsarbeit hatte mein Vater zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits ausreichende Mengen Holz aus dem Waldboden gegraben, um im Winter 1945/46 unseren dringendsten Holzbedarf decken zu können.

Im Januar 1946 wurde dann eine Regelung erlassen, nach der jede ortsansässige Familie einen noch "voll auf der Wurzel stehenden" Kiefernbaum für sehr wenig Geld erwerben, anschließend mit eigener Kraft fällen, zerlegen und ofengerecht zerkleinern konnte. Natürlich machten wir von diesem Angebot Gebrauch - auch für den Winter 1946/47 waren wohl kaum Brikettlieferungen zu erwarten.

Im Gegensatz zu den Urbarmachungsarbeiten zog mich mein Vater bei der Holzbeschaffung als Helfer heran; mir und den weiblichen Mitgliedern der Familie fiel es zu, den Transport des Stubbenholzes aus dem Wald in unseren häuslichen Holzschuppen zu bewerkstelligen.

Der Winter 1945/46 war ein kalter und langer Winter, nicht alle Familien hatten das Problem der Heizmaterial-Beschaffung rechtzeitig, mit der gleichen Energie angepackt, wie mein Vater. Die Folge war, daß im Januar und Februar nicht nur die "legalen", sondern auch viele "illegale" Bäume im Stadtwald gefällt wurden, schließlich die imposante, architektonisch sehr gelungene hölzerne Badeanstalt am Ostseestrand Nacht für Nacht stärker ramponiert wurde. Zuerst verlor sie ihre BretterVerschalungen, dann ihre Dielenbretter, dann die Balken der alles zusammenhaltenden Gerüstkonstruktion. Zu guter Letzt - im März - wurden auch die in den Strandboden gerammten tragenden Pfähle in einigen Nächten abgesägt, um in verschiedenen Zimmern und Kammern frierenden Menschen ein wenig Wärme zu spenden. Das alles war keineswegs gesetzlich - aber alle Ordnungsorgane ließen die frierenden Holzdiebe in diesem bitteren Winter gewähren.

Wir haben uns an der Badeanstalt-Demontage nicht beteiligt. Ehrlich gesagt - unsere Not war in dieser Sache nicht so groß geworden, als daß wir uns an dem Kultur-Frevel hätten beteiligen müssen, um überleben zu können.

Kritischer stand es hingegen um die Sicherung unserer elementaren Nahrungsmittel-Versorgung. Gewiß - durch das fleißige Stoppeln von Getreideähren, von Kartoffeln, schließlich auch von Wrucken-Rüben, war unser Vorratskeller nicht ganz leer geblieben; doch es war abzusehen, daß es ein sehr schlimmer Hungerwinter werden würde, falls es uns nicht gelang, die Nahrungsmittelbestände im Spätherbst zumindest ein wenig aufzustocken.

Vor allem meine Mutter und Tante Lilly begannen, auch die von Kühlungsborn weiter entfernten Dörfer aufzusuchen, um für Tauschgeschäfte - es ging vor allem um die Produkte der "Wollwaren-Manufaktur" meiner Großmutter - ansprechbare Partner unter den Bauern und Büdnern zu finden. Die Erfolge waren zunächst sehr mäßig; lediglich in Jennewitz bei Kröpelin konnten damals stabilere Kontakte aufgebaut werden. Die Qualität meiner großmütterlichen Strickwaren sprach sich erst allmählich herum. Dennoch - ohne die "Naturalien" aus Jennewitz wäre der Eiweißmangel in unserer Ernährung damals extrem geworden.

Der Winter 1945/46 wurde, alles in allem, trotz der Anstrengungen und Bemühungen eines jeden Mitgliedes unserer Familie ein sehr karger Winter.

Mitte Februar 1946 stieg meine Mutter mit mir und meinem Vater in unseren Vorratskeller hinab, wies auf den verbliebenen kleinen Wrucken-Haufen und sagte: "Das sind jetzt genau noch 20 Wrucken; unsere Kartoffeln sind alle aufgegessen. Diese Wrucken und einige Kilogramm Schrot-Mehl aus den gestoppelten Ähren müssen jetzt bis zum Frühling reichen, für uns alle! Das ist nicht viel, aber wenn wir alles klug einteilen, kommen wir durch. Hoffentlich werden die Lebensmittel-Brotmarken auch weiter immer pünktlich beliefert!"

Nun - sie wurden beliefert, und wir sind durchgekommen, auch wenn alle Erwachsenen in unserer Familie im Frühjahr 1946 stark ausgezehrt waren. Mich als dem einzigen Kind in der Familie ließ man elementaren Hunger nie spüren. Aber die starke Eintönigkeit des Essens im Spätwinter 1945/46, den kaum jemals abgelösten Wrucken-Geschmack, habe ich sehr nachhaltig in Erinnerung behalten; Wrucken blieben nach der Notzeit bis zum heutigen Tage ein von mir möglichst gemiedenes Gemüse.

So wichtig die Grünland-Kultivierung und die Sicherung des zur Überbrückung des Winters erforderlichen Heizmaterials in der gegebenen Situation waren - für meinen Vater waren das, perspektivisch
gesehen, keine befriedigenden Arbeiten. Zudem war es wichtig, daß es in der Familie, innerhalb einer
überschaubaren Frist, neben Tante Lilly bald wieder auch einen weiteren Verdiener von Bargeld gab.

Jener Beruf, in welchem mein Vater in seinem Lebenslauf die größte Perfektion erlangt hatte, war zu
jener Zeit gewiß der des Maschinenklöpplers. Doch das war in Mecklenburg eine "brotlose Kunst" eine Klöppelindustrie war in unserer neuen Heimatregion nirgends existent. Auf dem sowjetisch

besetzten Territorium Deutschlands hätte mein Vater bis in das Vogtland im südlichen Sachsen reisen müssen, um ggf. in der dortigen Textilindustrie eine seiner Qualifikation gemäße Anstellung zu erlangen - in ein Gebiet also, in welchem die Lebensmittelknappheit dem allgemeinen Vernehmen nach besonders krass war.

Mein Vater schrieb schon einige Tage nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft an seinen guten alten Freund aus lange zurückliegenden Rigaer Zeiten, an Ernst Laumer. Ernst Laumer war Mitte der 30er Jahre in seine Heimatstadt, Wuppertal-Elberfeld im Ruhrgebiet, zurückgekehrt, und inzwischen Altersrentner.

Er antwortete sehr bald. Wir bekamen ein beachtliches Paket per Post zugesandt,angefüllt mit Gummilitzen verschiedener Art, abgepackte Meterware. Es war ein Freundesgeschenk, der Inhalt zur Verwendung als Tauschartikel gedacht,und so wurde dann auch der größte Teil der Litze nach und nach gegen Lebensmittel eingetauscht, oft als Beigabe zu den Wollartikeln meiner Großmutter. Von einer Übersiedlung in das Ruhrgebiet zu gegebenem Zeitpunkt riet Ernst Laumer in einem beigelegten Brief ab. Die Betriebe der Wuppertal-Elberfelder Textilindustrie waren während des Krieges durch alliierte Fliegerangriffe stark in Mitleidenschaft gezogen worden, arbeiteten kaum oder überhaupt nicht, waren z. T. auch demontagebedroht; viele ortsansässige Textilfacharbeiter hatten keine Beschäftigung. Die Gummilitze stammte aus einem Abschiedsgeschenk, das Ernst Laumer anläßlich seiner Verabschiedung aus seinem damaligen Betrieb erhalten hatte.

Also - mit der Maschinenspitzenklöppelei war im zerstörten und zerrissenen Deutschland des Jahres 1945 wohl kaum Brot zu verdienen, eine Familie zu ernähren.

Mein Vater überlegte nun, ob evtl. die Verwertung seiner Sprachkenntnisse die Basis für einen beruflichen Neuanfang sein könnte. Mit den baltischen Sprachen Lettisch und Litauisch war vermutlich keine bezahlte Tätigkeit zu finden. Chancenreicher erschien unter diesem Aspekt die russische Sprache. Und insbesondere sein Russisch hatte mein Vater als Nachrichtensoldat und Dolmetscher in Krieg und Gefangenschaft auf ein sehr aktuelles umgangssprachliches Niveau bringen können, einschließlich der breitgefächerten Kenntnis von Besonderheiten der verschiedenen russischen Dialekte. Als er davon hörte, daß die Deutsche Reichsbahn zur Abwicklung ihrer für die Besatzungsmacht zu verrichtenden Arbeiten Deutsch-Russisch-Dolmetscher benötigte, meldete er sich - es war Ende Okto-ber 1945 - und wurde nach Güstrow, etwa 50 km südöstlich Kühlungsborns gelegen, einbestellt.

Die 25 000-Einwohner-Stadt Güstrow war schon eh und je ein regionaler mecklenburgischer Eisenbahnknotenpunkt gewesen, nunmehr jener Ort, an welchem viele der aus Mecklenburg in Richtung Ost gehenden Züge mit Reparationslieferungen zusammengestellt wurden. Mein Vater wurde zunächst für zwei Wochen "auf Probe" engagiert;er hatte fachlich keinerlei Schwierigkeiten, die Bahnbehörde hätte ihn gerne behalten,bot ihm nach der Probezeit einen unbefristeten Arbeitsvertrag an. Er brach dennoch

die Beschäftigung bei der Bahn von sich aus ab - der Lohn war karg, die Verpflegung schlecht, die Unterbringung kümmerlich.

Entscheidend für die Aufgabe dieser Tätigkeit war das innerbetriebliche Klima, in welchem sich mein Vater plötzlich eingebunden fand - die sowjetischen Transportoffiziere sahen in ihm einen Vertreter des bis vor kurzem erbittert bekämpften Feindes, die deutschen Bahnarbeiter und Angestellten dagegen einen Lakaien der Besatzungsmacht; beide Seiten glaubten, ihn nach Belieben als "Fußabtreter" benutzen zu können. Es war abzusehen, daß es zumindest monatelanger Arbeit unter erniedrigenden Bedingungen bedurft hätte, diese Einstellungen zu ändern. Dem fühlte sich mein Vater nicht gewachsen, und obwohl eine andere bezahlte Arbeit für ihn nach wie vor nicht in Sicht war, kam er nach den beiden Probewochen, mit einigen wenigen Mark Lohn in der Tasche, wieder nach Kühlungsborn zurück.

Doch Ende des Jahres gab es einen Lichtblick - es wurden, da nicht nur meine Mutter, sondern auch viele andere Lehrer wegen einer NSDAP-Mitgliedschaft oder -Kandidatur aus dem Schuldienst entlassen worden waren, politisch unbelastete, angemessen vorgebildete Interessenten gesucht, die bereit waren, sich in einem konzentrierten 9-Monate-Kursus für eine spätere Lehrertätigkeit befähigen zu lassen.

Insbesondere wurden Männer und Frauen mit passablen Russisch-Vorkenntnissen gesucht, um - wie von der Besatzungsmacht befohlen - ab Herbst 1946 in allen deutschen Schulen, ab Klassenstufe 5, mit dem Unterricht im bisher völlig unbekannten Sprachfach "Russisch" beginnen zu können.

Mein Vater bewarb sich - die Ausbildung sollte in der Landeshauptstadt Schwerin stattfinden - und wurde sofort angenommen.

Meine Tante Alma - inzwischen über 50 Jahre alt - entschloß sich nach reiflichem Überlegen auch zu einer Bewerbung, auch sie wurde angenommen.

Tante Alma hatte zwar eine Reihe von Jahren als Lehrerin gearbeitet, bislang jedoch keinen offiziellen pädagogischen Ausbildungs- oder Qualifizierungsnachweis erworben. Vor der russischen Oktoberrevolution war sie, wir sind an anderer Stelle darauf eingegangen, als Privatlehrerin tätig gewesen, später in Litzmannstadt als Aushilfslehrerin im staatlichen deutschen Schulsystem eingesetzt worden. Obwohl sie sich ihrer Fertigkeiten und Kenntnisse sehr bewußt war - sie wollte es nicht ein zweites Mal erleben müssen, wegen Nichterfüllung formaler Anforderungen von jeder bezahlten pädagogischen Arbeit ausgeschlossen zu werden, wie es ihr nach ihrer Rückkehr aus Rußland in Litauen, in den 20er Jahren, geschehen war.

So setzten mein Vater und seine Schwägerin in sehr gesetzten Jahren sich noch einmal auf eine Schulbank, und konnten im Herbst 1946 tatsächlich als "Neulehrer" einen neuen beruflichen Anlauf starten.

Es war naheliegend, daß sie beide als Hauptfach Russisch wählten, mein Vater als Nebenfach Geographie. M. W. hat er während seiner gesamten, etwa 15 Jahre währenden Lehrerlaufbahn fast ausschließlich Russisch-Unterricht gegeben - an Geographie-Lehrern dürfte es an den meisten Schulen im Osten Deutschlands nie einen erheblichen Mangel gegeben haben, an Lehrern der ungewohnten Sprache "Russisch" hingegen umso mehr, bis weit in die 50er Jahre.

Die auf Anhieb allen speziellen Anforderungen genügenden Lehrkräfte in diesem Fach waren fast ausschließlich Deutsche aus dem Baltikum - wo sonst waren Männer und Frauen mit einer angemessen qualifizierenden Allgemeinbildung zu finden, die neben ihrer deutschen Muttersprache die Sprache des jetzt sehr mächtig gewordenen großen Volkes im Osten Europas in annähernd gleicher Perfektion beherrschten?

Ohne das deutsche Bildungsbürgertum aus Lettland, Litauen und Estland wäre die Etablierung des obligatorischen russischen Sprachunterrichts in der damaligen sowjetischen Besatzungszone Deutschlands wohl kaum denkbar gewesen, zumindest nicht in der von der Besatzungsmacht vorgegebenen kurzen Zeit.

Wir Schüler standen verständlicherweise diesem Ansinnen nicht gerade mit Begeisterung gegenüber, bedeutete das Fach für uns doch erhebliche neue und ungewohnte Lernstrapazen; politisch motivierte Aversionen in vielen Elternhäusern kamen dazu.

Aus heutiger Sicht bin ich dezidiert der Auffassung, daß die breite Vermittlung zumindest elementarer russischer Sprachkenntnisse unter den ab 1945 im Osten Deutschlands gegebenen Bedingungen eine wichtige Voraussetzung für das Überdauern in der entstandenen Nachkriegssituation, für den langsamen, aber stetigen Marsch aus Trümmern, Not und Elend war, speziell für die unerläßlich gewordene Verständigung mit der siegreichen sowjetischen Besatzungsmacht, auf allen Ebenen.

Konrad Adenauer hat für die junge Bundesrepublik ein wenig später die Losung von der "pragmatischen Vernunft" ausgegeben. Doch nicht nur für den Westen, sondern auch für den Osten Deutschlands hatte damals diese politische Linie, insbesondere jenes Adenauer-Wort seine volle Gültigkeit, wonach "durch deutsche Halsstarrigkeit und Unnachgiebigkeit bei den Siegermächten überhaupt nichts zu erreichen" war.

Übrigens - z. Z. der Hanse galt unter Hanse-Brüdern die russische Sprache als Geheimwissenschaft; ihre Weitergabe an Nicht-Hansen galt als schwerer Verrat, war unter Androhung härtester Strafen strikt untersagt!

Vor der gleichen Frage, vor der mein Vater im Jahre 1945 stand, standen auch mein Onkel Walter und sein Schwager Georg Latzitis - "Wo und wie kann ich mein täglich Brot verdienen?"

Die Betriebe, in denen sie bis Kriegsende tätig gewesen waren, hatten ihre Produktion eingestellt; sie waren Zulieferer der Rüstungsindustrie gewesen.

Beide Männer blieben nach der Kapitulation Deutschlands für das ganze weitere Jahre 1945 ohne feste Beschäftigung. Onkel Walter versuchte, die Zeit mit gelegentlichen Reparaturarbeiten an Landmaschinen großbäuerlicher Betriebe zu überbrücken, zu denen er schon während des Krieges über nachbarschaftliche Verbindungen Kontakt gefunden hatte. In den letzten Kriegsjahren war mancher Großbauer sehr dankbar, wenn ein qualifizierter Techniker die eine oder andere komplizierte technische Wartungs- und Reparaturarbeit als "Freundschaftsdienst übers Wochenende" erledigte; an technischer Leistungskapazität herrschte ein rüstungsbedingter Engpaß.

Erst Anfang 1946 fanden mein Onkel und sein Schwager eine ihrer beruflichen Ausbildung halbwegs angemessen bezahlte, wenn auch von Beginn an zeitlich befristete Arbeit. Für die zur Zeit beginnende Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone wurden Geodäten, d. h. Bodenvermessungs- Ingenieure, gesucht.

Mein Onkel und sein Schwager meldeten sich, sie wurden akzeptiert und eingestellt.

Landvermessungsarbeiten waren meinem Onkel aus seiner Zeit als Leiter eines eigenen Schlossereiund Installationsbetriebes im litauischen Tauroggen sehr geläufig, als derartige Vermessungsarbeiten
im Zusammenhang mit Wasserleitungs-Installationen wiederholt angefallen waren. Sein Schwager
hatte als gut ausgebildeter Diplom-Ingenieur keine Schwierigkeiten, sich schnell in die Spezifik der
Materie einzuarbeiten. Beiden kamen ihre guten Russisch-Kenntnisse zugute, über die insbesondere
mein Onkel verfügte. Die gesamte Bodenreform stand damals unter Kontrolle der Besatzungsmacht,
und für die Verständigung mit den Überwachungsoffizieren war ein passables Russisch unerläßlich.
Mir ist gut erinnerlich, daß mein Onkel diese Arbeit damals mit gemischten Gefühlen verrichtete, auch
wenn sie ihm in jener schwierigen Zeit etwa ein Jahr lang Lohn und Brot sicherte. Einerseits empfand
er es als gerecht, daß jene Bauern, die in Ost- und Westpreußen, in Pommern, Schlesien und im Sudetenland ihren ganzen Besitz verloren hatten, die Chancen zu einem Neubeginn bekamen. Andererseits
sagte ihm sein betriebswirtschaftlicher Sachverstand, daß durch die Zerschlagung der landwirtschaftlichen Großbetriebe ein stabiles landwirtschaftlich-ökonomisches Potential in Frage gestellt wurde.

Ob die schließliche Belassung des mecklenburger Gutes Vorder-Bollhagen bei Heiligendamm in seiner Vorkriegsstruktur und seine Überleitung in die Eigentumsform eines "Volkseigenen Betriebes" tatsächlich mit entsprechenden Einwänden und Hinweisen meines Onkels zusammenhing, weiß ich nicht; jedenfalls ist damals darüber in der Familie nachhaltig gesprochen worden.

Noch Jahrzehnte später bin ich ehemaligen Großbauern begegnet, die sich mit Respekt an meinen Onkel erinnerten, weil ihre Betriebe damals die Bodenreform auch dank seiner korrekten und überlegten Vermessungsarbeit überleben konnten. Hatte ein Betrieb über 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, fiel er unter die Regelungen der Bodenreform, d. h. er wurde enteignet und anschließend in Parzellen für Neubauern zerlegt, oder verstaatlicht. Ergab die differenzierende Bodenvermessung, daß diese magische Grenze betreffs effektiv genutzter Nutzfläche nicht erreicht wurde, wurde der gesamte Betrieb in der Regel seinem bäuerlichen Eigentümer belassen.

Im Spätherbst 1946 waren die anstehenden Vermessungsarbeiten erledigt, das Beschäftigungsverhältnis wurde aufgehoben. Wenige Wochen später reisten mein Onkel, seine Ehefrau und ihre Geschwister mit Anhang in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands aus, in der Hoffnung, umgehend in die USA auswandern zu können.

Diese Hoffnung war in folgenden Gegebenheiten begründet.

Tante Gertrud, die Ehefrau meines Onkels, stammte aus einer kinderreichen, überwiegend deutschstämmigen Familie, die aber auch eine "litauische Wurzel" hatte, d. h. eine ihrer Großmütter war - wie bereits an anderer Stelle erwähnt - Litauerin gewesen. Neben ihrer Schwester Eva und ihrem Bruder Georg hatte sie noch zwei weitere Schwestern, die bereits Anfang der 30er Jahre aus Litauen in die USA ausgewandert waren. Eine von den beiden hatte dort einen gut situierten Litauen-stämmigen Rechtsanwalt, Mr. Bradschulis, geheiratet, sich in den USA völlig in die dortige litauische Volksgruppe integriert. Gemeinsam mit ihrem Ehemann setzte sie sich nun dafür ein, ihren Geschwistern und deren Ehepartnern die Einwanderung in die USA zu ermöglichen.

Unter Hinweis auf die besagte litauische Großmutter Tante Gertruds gelang dies schließlich für Tante Gertrud, meinen Onkel Walter und ihre restliche Schwester, zu der ich damals "Tante Eva" sagte. Bei Georg Latzitis und seiner Ehefrau Adele wog offensichtlich die im Krieg auf deutscher Seite als "Wehr-Wirtschaftsführer" ausgeübte Position und die frühere NSDAP-Mitgliedschaft zu schwer; beiden wurde die Einreise in die USA auf Dauer verwehrt.

Aber auch mein Onkel und seine Frau mußten über ein halbes Jahr in Westdeutschland warten, bis sie den Atlantik überqueren konnten.

Mein Onkel fand in den USA dank seiner gediegenen theoretischen und praktischen technischen Kenntnisse und Fertigkeiten sehr schnell eine auskömmliche Existenz als Reparatur-Techniker in einer mittleren Textilfabrik, in Chicago.

Ich erinnere mich dankbar daran, daß ab Herbst 1947 - von meinem Onkel auf den Weg gebracht - allmonatlich ein Lebensmittelpaket aus den USA bei uns eintraf, bis weit in der 50er Jahre hinein. Neben Bohnenkaffee waren Kakao-, Milch- und Eipulver-Packungen feste Bestandteile jeder

Sendung. Zu Ende der 50er und zu Beginn der 60er Jahre gelangen ihm mit Geschick und Glück einige Immobiliengeschäfte, die ihm beachtliche Geldmittel eintrugen.

Nach Erreichen des Rentenalters ist mein Onkel Walter - inzwischen USA-Bürger - Mitte der 60er Jahre als wohlhabender Mann gemeinsam mit seiner Ehefrau nach Deutschland zurückgekehrt und hat seine letzten Lebensjahre - bis zu seinem Tod im Jahre 1981 - in der Nähe von Flensburg verbracht. Seine Ehefrau, Tante Gertrud, ist einige Jahre vor ihm verstorben.

Ich habe ihn nach seinem Wegzug aus Kühlungsborn im Spätherbst 1946 jedoch nie wieder gesehen.

Das Jahr 1946 war ein karges Jahr, ein Jahr der Not, des Mangels und der Improvisationen.

Die Demontagen zur Erfüllung sowjetischer Reparationsforderungen gingen weiter, und auch von der im Osten Deutschlands sehr zaghaft wieder einsetzenden Warenproduktion mußte ein erheblicher Teil - gemäß den Festlegungen des interalliierten Potsdamer Abkommens vom August 1945 - als Reparationsleistung an die Sowjetunion abgeführt werden.

Dennoch - in ihrer Gesamtheit hat sich die Situation im Osten Deutschlands in jenem Jahr stabilisiert. Auch wenn die Versorgungslage nur ein dürftiges Überleben gestattete, Arbeitslosigkeit und fehlende Perspektiven schwer lasteten - es begann alles in irgendwie geregelteren Bahnen zu laufen, Willkür und Zufallsgewalt wurden immer seltener, das Leben wurde wieder berechenbarer.

Der Winter 1946/47 war wieder ein bitterer, kalter Winter - allein die extremen Zuspitzungen hinsichtlich der Lebensmittelversorgung, wie sie für den Winter 1945/46 in den allermeisten Familien auch im Agrarland Mecklenburg typisch gewesen waren, sind mir für den Winter 1946/47 nicht erinnerlich, zumindest was es unsere Familie anbetraf.

Natürlich hatten wir im Sommer und Herbst 1946 wiederum tüchtig Korn, Kartoffeln und Wrucken gestoppelt, unser neu gewonnenes Gartenland hatte uns einiges an Gemüse erbracht, meine Mutter hatte manches einwecken können. Bedeutsam war ferner, daß die Tauschgeschäfte auf der Basis der Strickwaren meiner Großmutter sich nachhaltig stabilisiert hatten.

Anfang 1947 nahm mein Vater seine Lehrertätigkeit in Kühlungsborn auf, d. h. er war jetzt wieder, nach den Ausbildungsmonaten in Schwerin, ständig bei uns zu Hause.

Tante Alma akzeptierte eine Lehrerstelle in Stralsund und verzog dorthin. Ihre letzten Dienstjahre absolvierte sie später in Bad Doberaner Schulen; in Bad Doberan behielt sie schließlich ihren Wohnsitz, bis zu ihrem Tode im Jahre 1979.

Der Verlauf des Jahres 1947 sollte für unsere Familie und für mich persönlich einiges an ziemlich bedeutsamen Entwicklungen und Geschehnissen mit sich bringen.

Im Frühsommer 1947 bekam ich einen Pflegebruder - Peter Henningsen. Peter und ich wurden in den nächsten 6 Jahren gemeinsam erzogen, bis zu meinem Abitur im Jahre 1953.

Wie es dazu kam?

Das ist eine längere Geschichte. Ich will versuchen, sie nachfolgend, ohne detaillierter auszuholen, in groben Zügen zu umreißen.

Zum Bekanntenkreis meiner Eltern im litauischen Schaulen hatte auch die Familie von Reichardt gezählt. Von Reichardts gehörten zum alteingesessenen deutschen Landadel Litauens und besaßen in der Nähe von Schaulen einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb, ein Gut. Insbesondere die älteste Tochter des damaligen Gutsherren, Johanna von Reichardt, hatte sich um die Etablierung und Stabilisierung der deutschen Schule in Schaulen verdient gemacht. Im Laufe der Jahre hatte sich ein sehr persönliches bekanntschaftlich-freundschaftliches Verhältnis zu meiner Mutter entwickelt. Johanna von Reichardt - ich durfte "Tante Hansel" zu ihr sagen - war etwa 10 Jahre älter als meine Mutter. In ihrer Kindheit hatte sie einen schweren Reitunfall erlitten, ihr rechtes Bein war dabei irreparabel verletzt worden und später gegenüber dem linken Bein im Wachstum erheblich zurückgeblieben. Zeit ihres Lebens konnte sie sich nur mit Hilfe einer Stützprothese bewegen; sie blieb unverheiratet. Tante Hansel hatte ein jüngere Schwester, Tatjana. Sie hatte in den 20er Jahren einen aus Schleswig-Holstein stammenden "Mann vom Lande", einen Herrn Henningsen geheiratet - aus dem adligen deutsch-baltischen Fräulein Tatjana von Reichardt war eine Frau Henningsen geworden. Ich habe sie bei unseren - wenigen - Begegnungen vor 1939 mit "Tante Taly" angeredet.

Nach der Eheschließung hatte das neue Paar in Litauen einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb erworben, der im Vergleich zum von Reichardtschen Stammsitz um einiges weiter entfernt von Schaulen lag. Von den Verwandten des auf diese Weise zum Balten-Deutschen gewordenen Herrn Henningsen war in unserer Familie nicht allzu viel bekannt, auch wenn man wohl gehört hatte, daß einem jüngeren Bruder von ihm ein größerer Bauernhof irgendwo im Nordwesten des deutschen Altreiches gehörte.

Als die Entscheidungen für die große Umsiedlungsaktion der Jahre 1939/40 getroffen werden mußten, entschlossen sich die Kernfamilie von Reichardt und auch die Familie Henningsen-von Reichardt, ihre Landgüter in Litauen nicht aufzugeben, d. h., nicht nach Deutschland umzusiedeln, sondern in Litauen zu verbleiben.

Wie sie dann die erste Phase der Sowjetisierung bis Mitte 1941 überstanden haben, ob es in dieser Zeit zwischen unseren Familien Briefwechsel gab, kann ich heute nicht mehr sagen, es entzieht sich meiner Kenntnis.

Als aber nach Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941 Litauen von deutschen Truppen erobert wurde, entwickelte sich zwischen Johanna von Reichardt und meiner Mutter eine lebhafte Korrespondenz, die bis Ende 1944 aufrechterhalten wurde.

Nach der Flucht meiner Mutter im Januar 1945 waren - wie zu vielen anderen Freunden und Bekannten - die Verbindungen zu Johanna von Reichardt unterbrochen. Keiner wußte von dem anderen, was mit ihm geschehen, wo er geblieben war.

Es war eine freudige Überraschung, als Anfang 1947 von Tante Hansel eine Karte eintraf, die aus einem nur etwa 10 km von Kühlungsborn entfernten zwei Höfe-Dorf kam, aus Westhof bei Wendelsdorf, in der Nähe von Rerik gelegen.

Dort befand sich - wie wir jetzt erfuhren - jenes Anwesen, das der jüngere der Henningsen-Brüder in den 30er Jahren gekauft hatte.

Die beiden Schwestern aus der Reichardtschen Familie hatten sich etwa zur gleichen Zeit, als meiner Mutter und Tante Alma die Flucht nach Kühlungsborn gelang, mit einem zweispännigen Kutschwagen nach Westhof durchgeschlagen - durch Südlitauen, wiederholt unter dem Geschützdonner durchbrechender sowjetischer Panzerspitzen durch ganz Ost- und Westpreußen, quer durch Hinter- und Vorpommern. Tante Taly war noch kurz vor Fluchtbeginn Witwe geworden, also mußten die beiden älteren Frauen diese sich über Wochen hinziehende winterliche Tortur allein überstehen.

Als sie mit ihren beiden zähen Pferden und dem unverwüstlichen baltischen Kutschwagen in Westhof anlangten, traf Tante Taly dort nur ihre Schwägerin an - d. h., die Ehefrau des Bruders ihres Gatten - mit ihren beiden Jungen, damals 7 und 4 Jahre alt. Ihr Schwager, der Bruder ihres Mannes, war einige Monate zuvor als Soldat der deutschen Wehrmacht gefallen.

Die erweiterte Familie, die sich so im Spätwinter 1945 in Westhof zusammengefunden hatte, bestand nun aus 3 Frauen und den beiden Söhnen der jüngeren, gewissermaßen "reichsdeutschen" Frau Henningsen. Der ältere der beiden Söhne war jener Peter Henningsen, mit dem ich 2 Jahre später, wie gesagt, über einen Zeitraum von 6 Jahren, meine Kindheit und Jugend verbringen sollte. Das alles erfuhren wir aus dem Briefwechsel, der nach dem "erkundenden Kartengruß" sogleich wieder einsetzte. Bei der überraschend festgestellten Wohnnähe war es naheliegend, einen baldigen Besuch unsererseits in Westhof zu verabreden.

An einem schönen Frühlingssonntag des Jahres 1947 machten sich meine Eltern, Tante Lilly und ich auf den Weg nach Westhof, wo wir nach einem 10 km-Marsch von unseren alten Freunden genau so herzlich begrüßt wurden, wie von der uns bis dahin völlig fremden Hofbesitzerin, Frau Mary Henningsen, geb. Schmidt-Holländer, gebürtig in Kappeln an der Schlei in SchleswigHolstein.

Meine Mutter und Mary Henningsen - im folgenden ist diese Frau gemeint, wenn von Frau Henningsen die Rede ist - verstanden sich auf Anhieb. Die Basis der im Laufe der Jahre sich sehr freundschaft-

lich und vertrauensvoll entwickelnden Beziehung war vor allem persönliche Integrität und Realitätssinn auf beiden Seiten.

Unsere Familie stand auch im Frühjahr 1947 vor dem Problem, eine ganzjährig ausreichende Nahrungsmittel-Versorgung zu sichern, während Peter Henningsen - jetzt 9 Jahre alt - bei den erheblichen Arbeitsanforderungen an die allein einen 60 ha-Betrieb leitende Bäuerin nur eine sehr mäßige pädagogische Führung erfahren konnte, was sich u. a. in den schulischen Lernergebnissen bemerkbar machte. Sein jüngerer Bruder Knut lebte inzwischen bei der Schwester seiner Mutter in Schleswig-Holstein.

So kam man überein, daß Peter bis zu seinem Schulabschluß mit mir gemeinsam erzogen werden sollte, meine Mutter sich vor allem um den erforderlichen Schulerfolg kümmert, und in Gegenleistung dafür wir aus Westhof eine entsprechende Unterstützung in nahrhaften Naturalien erhalten.

Diese Absprache zwischen zwei besorgten und umsichtigen Müttern wurde getreulich über den ganzen verabredeten Zeitraum, d. h., bis Peters Schulabschluß, von beiden Seiten eingehalten. Die beiden Frauen wurden echte Freundinnen und blieben dies zeit ihres Lebens.

Peter kam also im Frühsommer 1947 zu uns, wurde mein Pflegebruder.

Dadurch veränderte sich für mich in meinem Alltagsleben verschiedenes. Völlig neu für mich war, daß ich nun einen allabendlichen Gesprächspartner hatte, mit dem ich mich nach der üblichen "GuteNacht-Zeremonie" seitens meiner Mutter in manchmal stundenlangen kindlichen Disputen ergehen konnte. In den ersten Wochen und Monaten stand die Frage"Welche Vorzüge hat das Stadtleben,und welche Vorzüge hat das Landleben?" im Mittelpunkt. Ich trauerte damals im Stillen noch sehr den unwiederbringlich verlorenen Litzmannstädter Verhältnissen nach, führte mich also als "welterfahrener Stadtjunge" auf, während Peter mit Feuereifer die Vorzüge eines in Feld, Wald und Getier verwurzelten Landlebens pries. Alle halbwegs handfesten Argumente waren bald zusammengetragen und ausgetauscht, doch wir wurden dennoch monatelang nicht müde, sich die Diskussion immer wieder im Kreise drehen zu lassen.

Sehr willkommen war mir Peters Geschicklichkeit bei der Erfüllung der uns nun zu zweit übertragenen hauswirtschaftlichen Zuarbeiten. Vor allem bei der Grasfutter-Beschaffung für unsere sich ständig vermehrenden Kaninchen war er mir an Erfahrung und handwerklichem Vermögen - obwohl 2 Jahre jünger - deutlich überlegen. Er "roch" gewissermaßen "über hundert Meter", wo geeignetes frisches Futter - d. h., mähbares Gras - zu finden war; was ich mit meinen Fingern in einer viertel Stunde rupfte, hatte er mit der Sichel in fünf Minuten geerntet.

Zu den Spielen mit den Kindern der Nachbarschaft nahm ich ihn anfangs "einfach mit", und da er ruhig und verträglich war, wurde er von diesen auch bald akzeptiert.

Leicht erschwert gestaltete sich damals für einige Wochen meine Beziehung zu Rolf Schulz, da ich für meinen Freund nicht mehr so viel Zeit wie ehedem hatte, und wie von ihm erwünscht. Es war insofern eine glückliche Fügung, daß sich Peter bald mit einem Gleichaltrigen aus der Nachbarschaft anfreundete - mit Bernd-Dieter Wenzel aus der Geschwisterschar der Wenzel-Brüder. Da die beiden auch selbständige Unternehmungen zu zweit begannen, konnte ich nach einigen Wochen wieder zumindest einen Nachmittag wöchentlich mit Rolf verbringen, oft einen zweiten, öfters sogar noch einen dritten.

Auch im Mikroklima unserer Familie gab es eine Veränderung - nicht mehr meine schulischen Leistungen standen gelegentlich immer noch im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit meiner Mutter, sondern Peters Schulprobleme. Bisher hatte er eine kleine einklassige Dorfschule besucht, mit einem Anforderungsniveau, das weit unter dem in Kühlungsborn Erwarteten lag. Es war für ihn nicht leicht, den erforderlichen Anschluß zu finden, und ohne ein bis zwei Nachmittagsstunden täglichem Nachhilfe-Unterricht durch meine Mutter ging es selten ab. Ich fühlte mich keineswegs zurückgesetzt, sondern empfand es als sehr angenehm, aus dem Zentrum der Aufmerksamkeit unserer Pädagogen-Familie gerückt zu sein.

Die stärksten Veränderungen ergaben sich durch das Zusammenleben mit Peter für mich im Bereich der Wochenend- und Feriengestaltung, denn die Wochenenden und Sommerferien wurden ab sofort von uns beiden gemeinsam auf dem Henningsenschen Hof verbracht, wie zwischen unseren Müttern vereinbart.

Problematisch war der Weg dorthin und wieder zurück. Als Peter zu uns kam, war er 9 Jahre alt, ich war gerade 12 Jahre alt geworden. Ein allwöchentlicher Fußmarsch von zweimal 10 km ist für Kinder dieses Alters keineswegs etwas Selbstverständliches. Hätten wir damals bereits beide Fahrräder gehabt, wäre die Wegebelastung uns eher zumutbar gewesen; allein, ich hatte kein Fahrrad, und es gab auch keine Möglichkeit, eines zu beschaffen.

Peter hatte ein Fahrrad, ein kleines Kinderfahrrad. Zuerst versuchten wir, es zu zweit zu benutzen -Peter auf der Stange, ich als Steurer und Treter. So konnten wir einen, vielleicht auch zwei oder gar drei Kilometer fahren, aber keine zehn Kilometer.

In schöpferischer Eigeninitiative entwickelten wir schließlich die folgende "Optimalvariante". Peter setzte sich allein auf das Rad, fuhr einen halben Kilometer, lehnte es an einen Baum, und ging zu Fuß weiter. Ich begann den Marsch zu Fuß, bis zum am Baum lehnenden Fahrrad, setzte mich darauf, holte Peter ein, fuhr 200 - 300 m, und lehnte es nun meinerseits an einen Chausseebaum, um wieder zu Fuß weiterzugehen. Peter nahm das Rad, nachdem er es erreicht hatte, setzte sich darauf, holte mich ein, fuhr wiederum 200 - 300 m, bis zu einem geeigneten Chausseebaum , usw., usf., bis wir in Westhof angekommen waren.

Das Leben auf dem Bauernhof war für mich etwas völlig Neues.

In Westhof lebten nicht Familien in der mir bisher vertrauten Art und Weise, sondern Westhof war ein für jene Zeit typischer bäuerlicher Produktionsbetrieb, in dem mehrere Familien - und auch alleinstehende Arbeiter - in vielfältiger Weise "als Ganzheit" eingebunden waren, gewissermaßen einen Bestandteil dieses Betriebes bildeten.

Frau Henningsen war die Eigentümerin und unbestrittene Chefin. Sie rackerte wie jeder andere auf ihrem Hof; vor allem dieser unbedingte Einsatz für den Betrieb, die ständige Bereitschaft, sich auch physisch voll zu verausgaben, begründeten ihre Autorität.

Die unmittelbare Arbeitsorganisation wurde bald einem Verwalter, Herrn Winterhoff, übertragen. Herr Winterhoff war damals zwar noch vergleichsweise jung, etwa Ende der 20er, doch - selbst Bauernsohn - ein sehr umsichtiger, energischer und bereits bemerkenswert versierter Landwirt. Auch er war sich für keine Arbeit zu schade; insbesondere sorgte er allabendlich durch eigenes Tüfteln und Basteln - oft bis gegen Mitternacht - dafür, daß die landwirtschaftliche Technik trotz des extremen Ersatzteilmangels stets einsatzbereit blieb.

In einem etwas abgelegenen Gebäude des eigentlichen Hofes wohnten zwei "Inst-Familien", die Familien Stubbe und Schwarz, die einen besonderen Status hatten. Diese Familienväter arbeiteten ständig auf dem Henningsenschen Hof, betrieben aber in ihrer Freizeit mit ihren Ehefrauen auch eine eigene kleine Landwirtschaft auf den Ländereien des Bauernhofes.

Außerdem gab es noch 3 ständig angestellte alleinstehende Arbeitskräfte, die bei Bedarf - vor allem zu Erntezeiten - durch bis zu 10 zeitweilig eingestellte Arbeiter ergänzt wurden.

Westhof war also eine neue Welt für mich.

Das Alltagsleben auch der größeren Kinder spielte sich weitgehend im Rahmen des allgemeinen Arbeitsgeschehens auf dem Hofe ab.

Den Jungen hatte es vor allem die Technik angetan.

Westhof war seinerzeit mit allem ausgestattet, was ein moderner deutscher Bauernhof der 30er Jahre zu bieten gehabt hatte - Dreschmaschine und Mc Cormick-Mähbinder, Wasserpumpe und Wassertank für die Trinkwasser-Versorgung in den Ställen, Schrotmühle und Kartoffeldämpfer für die Schweinemast, usw. Auch ein Trecker, ein Lanz-Bulldog, hatte das Jahr 1945, versteckt in der Strohscheune, überstanden, konnte aber wegen fehlender Treibstoffe nicht zum Einsatz gebracht werden.

Nebenbei bemerkt - besagtes Zeugnis deutscher Vorkriegs-Wertarbeit sollte über ein halbes Jahrhundert später, von Peter in seiner Rentner-Freizeit liebevoll "aufgemöbelt", viel bestauntes Exponat auf verschiedenen landwirtschaftlichen Ausstellungen und Traktoren-Oldtimer-Treffen werden.

Alles was mit der Technik geschah, interessierte uns damals - wir schauten bei den betreffenden Arbeiten zu, versuchten uns bei Reparaturen nützlich zu machen.

Als besonders attraktiv empfanden wir das Motorrad von Herrn Winterhoff, es war für uns große Jungen wahrlich ein mit heißen begehrlichen Blicken immer wieder umfangenes, aber unerreichbares Faszinosum besonderer Art.

Da das Motorrad von Herrn Winterhoff absolut tabu war, trösteten wir uns für unser Spielen und Toben mit anderem Gerät. Herr Winterhoff hatte für die Drillmaschine einen sog. "Vorwagen" zur besseren Lenkbarkeit dieser Maschine konstruiert und zusammengebaut. Wir fanden schnell heraus, daß dieser Vorwagen auch ohne die angebaute Drillmaschine als Gefährt gebraucht werden konnte. Zunächst kutschierten wir gelegentlich ein wenig auf dem Hof herum - einer saß auf dem Wagen und steuerte, alle anderen schoben nach Kräften, und mit Schwung ging es um Ställe und Scheune; ich fühlte mich an die Brot-Holdienste meiner Lindenhofzeit erinnert.

Da es von den Erwachsenen kein eindeutiges Verbot hinsichtlich dieser Zweckentfremdung eines Arbeitsmittels gegeben hatte, wurden wir nach einigen Tagen mutiger, und trauten uns als johlende Horde mit unserem neuen Gefährt auf die Landstraßen in der Nähe des Hofes. Schließlich kam jemand von uns auf die Idee, den sog. "Steinerberg" im Verlauf der Reriker Chaussee als Abfahrtspiste zu nutzen. Der Steinerberg, gelegen etwa 1 km westlich des Westhofener Kreuzes der Chausseen von Neubukow nach Kühlungsborn und von Kröpelin nach Rerik, war ein mit schwedischem Granit gepflasterter, gerader und abschüssiger Abschnitt auf der ansonsten damals schon recht gut geteerten Asphaltchaussee nach Rerik; heute ist der damalige Steinerberg ebenfalls Teerstraße.

Die dee war ein "Volltreffer". Zu allererst imponierte uns das mächtige Rattern, wenn die eisenbeschlagenen Räder unseres Wagens über das Pflaster donnerten.

Und das Tempo unserer Abfahrten!

Es waren nun Geschwindigkeiten zu erreichen, die bei unseren bisherigen Spielen auf den Sandwegen undenkbar gewesen waren; schließlich brachte es die abschüssige Straßenlage mit sich, daß jetzt auf dem letzten Drittel auch die Anschieber aufspringen und mitfahren konnten.

Das Gaudium war "total"! Heute würde sich ein derartiges Spiel allein angesichts des mittlerweile üblichen Autoverkehrs von selbst verbieten.

Eines Tages untersagte Herr Winterhoff dann doch diesen Mißbrauch des Vorwagens energisch, auch wenn bis dahin "alles gut" gegangen war. Er fürchtete, daß unser gegen viele Regeln der Straßenverkehrsordnung verstoßendes Spiel irgendwann nicht mehr unfallfrei bleiben würde. Und er dachte auch an die möglichen Weiterungen eines Unfalls, an Haftungsfragen usw. Letztlich wollte er das von ihm mühsam geschaffene Arbeitsgerät seinem ursprünglichen Zweck erhalten, nicht durch unser Getobe zu Schaden kommen lassen.

Unser zweiter Interessenschwerpunkt - neben der Technik - waren die Pferde; damals ruhte für jeden echten Jungen vom Lande wirklich noch "alles Glück der Erde auf dem Rücken der Pferde". Ein Motorrad hatte damals u. U. ein in verantwortungsvoller Funktion tätiger Erwachsener, wie Herr Winterhoff, aber keinesfalls ein Jugendlicher; das Moped war noch überhaupt nicht entwickelt worden, und selbst Fahrräder waren eher sorgsam gehütete, kaum ersetzbare Arbeitsmittel, als Freizeit- und Spaßgeräte. Peters Kinderfahrrad war zu jener Zeit eine ausgesprochene Rarität. Auf Westhof war in den Jahren 1947-53 das Pferd die absolute Grundlage des innerbetrieblichen Verkehrs und der Ackerbestellung.

"Klaus" und "Ida", zwei schwere und starke Hollsteiner Kaltblutpferde, bildeten das "Rückgrat" der tierischen Muskelkraft auf dem Hof. Neben ihnen stand "Karlemann" im Stall, eines der beiden Pferde, die 1945 den weiten Weg aus dem Baltikum geschafft hatten; ihm wurde Trakehner Blut nachgesagt. Schließlich hatte der Hof noch den "Schimmel", ein Pferd, das wirklich ein alter Schimmel war, damals schon seine besten Jahre hinter sich hatte. Wir bemühten uns, bei den Fütterungen der Pferde dabei zu sein, waren stolz, wenn uns die Zügel auf dem Wege zur Tränke im Hofteich überlassen wurden, und wir waren glücklich, wenn ein Gespannführer es erlaubte, daß wir auf einem der Pferde eine Wegstrecke ritten - immer ohne Sattel!

Die Rinder interessierten uns weniger, das Geflügel so gut wie überhaupt nicht, und um den Schweinestall machte alles einen möglichst großen Bogen.

Durch das Leben in Kühlungsborn war ich gewiß nicht naturentfremdet, doch die Wochenenden und Ferienaufenthalte auf Westhof führten zu einer erheblich größeren Intensität des Erlebens von allem was kreucht und fleucht, sprießt und wächst.

An warmen oder gar heißen Frühlings- und Sommertagen entfaltete der Hofteich seine Anziehung auf uns. Irgendjemand hatte irgendwann ein Floß gebaut, zur beliebigen Nutzung. Mir vermittelten die mit

Hilfe von Stak-Stangen absolvierten Teichreisen ein neues, interessantes Gefühl - mit eigener Kraft auf schwankenden Planken über das Wasser zu gleiten - das hatte ich bisher nirgends erlebt! Wenn es sehr heiß wurde, wurde im Teich gebadet. Richtig schwimmen konnte damals von uns noch keiner, aber wir versuchten es; mit einem gelegentlichen Abstoßen des einen oder anderen Fußes vom Schlick am Boden des Gewässers ging es ganz gut vorwärts, und zunehmend besser.

Allerdings war diese Form des "Halb-Schwimmens" nicht ganz ungefährlich, und mich hätte an einem wunderschönen Augusttag eine dümmliche Leichtsinnigkeit meinerseits das Leben kosten können. Wir waren an jenem Tag ein knappes Dutzend Kinder, "schwammen" im Teich herum, plätscherten oder bespritzten uns am Ufer, als jemand ein Wettschwimmen über den Teich vorschlug, über eine Strecke von etwa 40 - 50 m. Der Vorschlag fiel auf fruchtbaren Boden, und paarweise begannen wir unsere Schwimmfertigkeiten aneinander zu messen. Gegen den größten von uns, gegen Günther Gäng, genannt "Baaby", wollte jedoch keiner so recht antreten.

Baaby war ein gutes Jahr älter als ich, blickte zu mir ironisch herausfordernd, und ich - inzwischen ein recht versierter "Halbschwimmer" - nahm die Herausforderung an.

Auf Kommando also ging es mit uns beiden los, ich war offensichtlich schneller als Baaby. Noch bevor wir die Mitte des Teiches erreicht hatten, wo das Wasser am tiefsten war, und wo man mit der "Ein-Bein-Boden-Abstoß-Technik" seine Schwierigkeiten hatte, gab er auf und "schwamm" wieder zurück. Ich war damit der sichere Sieger. Im Bewußtsein dieses kleinen Triumphes - alle Kinder schauten zu mir - entschloß ich mich spontan zu einer "Show-Einlage". Ich ließ mich mit beiden Beinen in den Schlick sinken, mein Kopf verschwand dadurch unter der Wasseroberfläche. Da ich zuvor tief Luft geholt hatte, machte es mir wenig aus, etwa 1 Minute unten zu bleiben. Als diese Zeit vorüber war, wollte ich - "lässig und überlegen" - wieder auftauchen.

Ich werde nie den Schreck vergessen, der mich durchfuhr, als ich merkte, daß ich meine Füße und Unterschenkel nicht mehr aus dem Schlick lösen konnte. Zum Glück kam ich noch rechtzeitig auf den Gedanken, mit dem Oberkörper ganz nach unten zu gehen, und mit den Händen die Beine schnell frei zu graben. Als ich schon meine Atmung nur noch mit größter Mühe unterdrücken konnte, kam ich dann tatsächlich aus dem Schlick frei und mit dem Kopf wieder über die Wasseroberfläche. Ich bin dann die Strecke zu Ende "geschwommen", wählte als Rückweg zur Kindergruppe aber den längeren Fußweg um den Teich, um schließlich die allgemeine Anerkennung für die ungewöhnlich große zeitliche Ausdehnung meiner Taucheinlage zu erfahren. Meine kritische Situation war von keinem Kind erkannt worden, nur Baaby fragte mich etwas überrascht "warum bist du auf einmal so blaß?"

Ich war inzwischen wieder "obenauf" und meinte nebenher "große Tauchgänge sind eben anstrengend!"

Bis jemand aus der Kinderschar überhaupt auf die Idee gekommen wäre, daß mein ausgedehntes Abtauchen nicht ganz freiwillig sein könnte, hätte ich vermutlich schon Wasser in die Lungen gesogen, das Bewußtsein verloren. Und wer von allen Spielgefährten war überhaupt physisch in der Lage, mich zu retten? Vermutlich keiner!

Ich habe lange Jahre über dieses nur von mir erlebte Abenteuer kaum gesprochen, doch in gewisser Hinsicht waren die Minuten im Schlick des Westhofer Hofteiches für mich ein lebenslang nachwirkendes echtes Schlüsselerlebnis.

Kaum ein Mensch dürfte völlig frei sein von gelegentlichen Anflügen dezenter Arroganz und Überheblichkeit, auch ich bin es nicht. Doch bei mir hat sich, ausgehend von den Schreckminuten unter Wasser im Westhofener Teich ein bedingter Reflex etabliert - beim Aufkommen solcher Empfindungen stellt sich bei mir immer die Erinnerung an die Bedrohung im modrigen Schlick ein, etwa im Sinne einer "inneren Bremse".

Leichtsinn und Arroganz haben eine gemeinsame Mutter, sie heißt Dummheit. Und wie schnell kann "arroganzbasiertes" dümmliches Imponiergehabe tragische Folgen haben!

So sehr die ausgiebige Natur-Berührung immer wieder emotional-beglückend auf mich einwirkte, das Streifen durch Wald und Flur in meiner Erinnerung ein wirklich erhebenes Erleben war - eine ungetrübte Natur-Idylle bot sich mir auch in Westhof und seiner unmittelbaren Umgebung nicht dar. Gut in Erinnerung ist mir die "Sprengung" eines Fuchsbaues.

Einige Männer von einem Nachbargehöft hatten beobachtet, daß sich ein Fuchs - angeblich mit einem geraubten Huhn im Maul - in eine Fuchsröhre, in seinen Bau, geflüchtet hatte. Man hatte darauf sofort alle Ausgänge des Baues irgendwie verrammelt, so daß das Tier nicht flüchten konnte. Dann wurden mehrere Spaten, sowie etwa 1,5 m lange und etwa 1,5 cm dicke Stahlstangen geholt, die auf einem der Gehöfte zur Verwendung bei Schmiedearbeiten lagerten. Mit den Spaten wurden quer zur Fuchsröhre, diese abschneidende Gräben angelegt, mit der Absicht, immer dichter an das Zentrum des Baues, den Kessel, zu kommen.

Schließlich wurde das Tier am Ende des Tunnels gesichtet, und mit Hilfe der Stahlstangen bei lebendigem Leibe gepfählt, herausgezogen und außerhalb des Baues mit einem Beil erschlagen. Es war eine Füchsin, und nachdem man das Muttertier auf diese Weise getötet hatte, sollte es auch ihren jetzt erst entdeckten Jungen auf die gleiche Weise zu Leibe gehen. Doch nun gab es bei der um den Bau komplett versammelten Dorfjugend Widerspruch, die jungen Füchse wurden lebend geborgen, und einige Mädchen aus einem Nachbardorf teilten die Jungtiere unter sich auf, nahmen sie nach Hause mit. Ihr weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt.

Ähnlich unangenehm berührte mich das damals unter den Dorfkindern weit verbreitete, fast beliebte sog. "Spatzenklatschen" - kaum ausgebrütete junge Spatzen, oder auch Schwalben, wurden aus ihren Nestern geholt und gegen eine Steinwand geschleudert, auf diese Weise getötet. Einen rationalen Kern hatte das alles nicht, es war tatsächlich eine archaische Freude am Töten, die sich hier "auslebte".

Im Laufe der Jahre gab es bei uns Kindern und Jugendlichen spürbare Veränderungen betreffs des Charakters der Freizeitgestaltung - Fußball und Freizeitlektüre nahmen auch in Westhof nach und nach einen breiteren Platz ein.

An dieser Stelle seien einige kurze Bemerkungen über "das Innenleben" unserer Westhofener Kindergruppe eingeflochten. Als ich, als "Pflegebruder" von Peter, zu dieser Gruppe stieß, war Peter der unbestrittene Chef - einzig und allein auf Grund der Tatsache, daß er der Erbe des größten Hofes am Orte, der Sohn der Chefin des wichtigsten Betriebes, d. h., der bedeutendsten Arbeitgeberin, war. Ich wurde, obwohl in dieser Gruppe, nach Baaby, der Zweitälteste, nur deshalb von vornherein hinreichend akzeptiert, weil ich eben Peters "Pflegebruder" war, damit also auch irgendwie zur sozialen Spitze der kleinen ländlichen Gemeinschaft gehörte. Die Mehrzahl der Kinder - auch Baaby - waren Flüchtlingskinder, aus unterschiedlichen Gebieten des ehedem deutschen Ostens. Das Problem unterschiedlicher Landsmannschaft stellte sich jedoch, m. W. bei ihnen überhaupt nicht ein – für derartige Untergruppenbildungen war die Gruppe offensichtlich zu klein. Sie wurde ausschließlich durch ein soziales "Oben" und "alle Anderen" strukturiert.

In späterer Zeit setzte sich der durch die etwas größere Zahl der Lebensjahre gegebene Erfahrungsvorsprung von Baaby und mir stärker durch, man hörte mehr auf uns; andererseits lösten wir beide uns auch langsam vom Spielverhalten unserer jüngeren Kameraden. Ich las z. B. lieber in einem interessanten Buch, als jede von den Jüngeren ausgeheckte Toberei mitzumachen.

Westhof - das waren die Wochenenden und die Ferien. Mein Wochen-Alltag spielte sich nach wie vor in Kühlungsborn ab. Und in diesen Alltag trat Mitte 1947 eine weitere neue Facette der Lebensgestaltung - die Vorbereitung auf meine Konfirmation durch die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs, die am Palmsonntag 1949 stattfinden sollte.

Im konkreten bedeutete dies: 2 Jahre lang in jeder Woche einen Nachmittag zum Vorkonfirmanden-, bzw. Konfirmanden-Unterricht gehen, die abgeforderten Kirchenlieder lernen und - zumindest - jeden zweiten Sonntag den Gottesdienst in der Kirche besuchen. Diese Gottesdienst-Besuche waren durch mich nicht so ohne weiteres vollziehbar, da ich die Wochenenden in Westhof verbrachte. Es war schwerlich möglich - nur der Gottesdienst-Teilnahme wegen - am Sonntagvormittag den Weg von Westhof zur Kirche und wieder zurück zu bewältigen, um dann - recht bald nach dem Mittagessen –

erneut nach Kühlungsborn, diesmal zur elterlichen Wohnung, aufbrechen zu müssen. Das ganze wäre auf 30 km Fußmarsch an jedem zweiten Sonntag hinausgelaufen.

Man hatte ein Einsehen, und mit dem Reriker Pastor wurde abgemacht, daß ich auch in Rerik meiner damals durch die Kirchenobrigkeit rigoros durchgesetzten Gottesdienst-Besuchs-Pflicht genügen könnte. Ich erhielt ein kleines Heft, und immer wenn ich in Rerik wieder einen Pflichtgottesdienst hinter mich gebracht hatte, ging ich auf den Reriker Seelenhirten zu - einen freundlichen, gütigen älteren Herren - , und ließ mir die Gottesdienstteilnahme von ihm schriftlich bestätigen.

Unser Kühlungsborner Pastor Drefers war eine ganz andere Persönlichkeit als der Reriker Pastor.

Pastor Drefers war damals etwa 40 Jahre alt, ein Mann mit wahrhaft missionarischem Eifer, sehr wenig Nachsicht gegenüber jedem Disziplinverstoß im Konfirmanden-Unterricht. Das störte mich indessen lange Zeit wenig, denn ich war ein braver und damals noch gläubiger Junge.

Der Vorkonfirmanden-Unterricht bestand im wesentlichen in der Erörterung des "Kleinen Katechismus von Dr. Martin Luther", seinem Auswendiglernen und der Kontrolle der erreichten Lernfortschritte, sowie im Erlernen einer stattlichen Anzahl von Kirchenliedern, und in ein wenig Kirchengeschichte. Fragen der Selbstfindung eines jungen Menschen, der Beziehungen von realem Leben und Religiosität, z. B., wurden von Pastor Drefers bei seinen Ausführungen prinzipiell ausgeklammert. Um ehrlich zu sein - meine Glaubensüberzeugung wurde durch diesen Vorkonfirmanden-Unterricht nicht gestärkt; ich hatte den Eindruck, daß es vielen anderen Jungen und Mädchen ähnlich erging. Es wäre mir dennoch nie in den Sinn gekommen, mich deshalb zu größeren Undiszipliniertheiten hin-

reißen zu lassen. So ging das Vorkonfirmandenjahr für mich ohne nennenswerte Höhepunkte, im

positiven wie im negativen Sinne, zu Ende.

Im Herbst 1948 begann das eigentliche Konfirmandenjahr, mit dem "echten" KonfirmandenUnterricht. Es änderte sich wenig, wenn man von der Tatsache absieht, daß der Unterricht jetzt nicht mehr im Pfarrrhaus, sondern in der Kirche selbst stattfand, und daß Jungen und Mädchen jetzt nicht mehr getrennt wurden. Ansonsten war der Konfirmanden-Unterricht fast eine Wiederholung des Vorkonfirmanden-Unterrichts. Für die meisten von uns, die bereits im Vorjahr hinlänglich mitgearbeitet hatten, war er also eine ziemlich langweilige Veranstaltung. Umsomehr achtete Pastor Drefers auf Disziplin, was in Anbetracht der großen Konfirmandenschar - wir waren über 120 Konfirmanden - gewiß auch erforderlich war, um die Veranstaltungen zumindest formal in gehöriger Form über die Stunden zu bringen.

In der "Neuen Reihe", etwas weiter von unserem Haus entfernt, wohnte damals Dieter Knoop, ein Junge, der seit einiger Zeit mein Klassenkamerad war, und mit dem gemeinsam ich den Weg zur

Konfirmationsvorbereitung zurückzulegen mir angewöhnt hatte. Dieter war ein ausgesprochenes Rauhbein, aber ein redlicher Kerl und in lebenspraktischen Dingen für sein Alter gut beschlagen. Wir waren nicht gerade Freunde, fanden uns aber hinreichend sympatisch, um auch im Unterricht meist nebeneinander Platz zu nehmen. Feste Sitzplätze für jeden - wie in der Schule üblich - gab es in der Kirche nicht.

Wird eine Veranstaltung gar zu langweilig, sucht sich junges Blut andere Unterhaltung.

Mein "lieber Dieter" hatte es sich im Laufe der sich hinziehenden Unterrichtsstunden angewöhnt, eine gewisse Abwechslung mit dezenten Ellenbogen- und Kniestößen in die Nachbarschaft zu suchen, in der Erwartung, so ein kleines "Stoß-Gefecht" mit seinen Nachbarn initiieren zu können; das Ganze erhielt seine Würze dadurch, daß es der Pastor nicht bemerken durfte, was dann der ganzen langatmigen Veranstaltung für uns schließlich doch eine gewisse Spannung verlieh.

In Grenzen war ich - angesichts der allgemeinen Ödnis der in der Kirche zu verbringenden Stunden - durchaus bereit, bei diesem Spiel mitzumachen. Allmählich merkte ich jedoch, daß Pastor Drefers uns unverhältnismäßig häufig mit einem kurzen scharfen Blick fixierte, auch wenn wir gewiß nicht die einzigen waren, die sich gelegentlich so oder ähnlich etwas Abwechslung verschafften. Pastor Drefers mußte "etwas mitbekommen" haben, und die uns jetzt Woche für Woche geschenkte ungewöhnlich große Aufmerksamkeit des Pastors verhieß mir nichts Gutes. Nach Ende der Unterrichtsstunden sagte ich das mehrmals Dieter in aller Deutlichkeit, machte schließlich den Vorschlag, daß wir uns einige Wochen auseinander setzen sollten, um der Persönlichkeit vor dem Altar nicht weiter unangenehm aufzufallen.

Dieter lachte mich aus, verhielt sich dann wohl 2 oder 3 Wochen recht manierlich, doch dann konnte er sich vor Langerweile wieder nicht mehr beherrschen, und plötzlich begann erneut das Geknuffe. Pastor Drefers bemerkte das diesmal sofort, ich sah an seinen Blicken, daß wir wieder auffielen und stellte jede Abwehrreaktion ein. Das wiederum brachte meinen Dieter ganz "aus dem Häuschen", er "legte jetzt richtig los".

Und nun geschah das Unheil. Pastor Drefers verstummte plötzlich, lief im Gesicht hochrot an, schaute zuerst zu Dieter - er hatte nach dem plötzlichen Eintreten der Stille sofort das Rammeln eingestellt -, dann zu mir, und mir stellte er die Frage: "Und was würdest du darauf antworten, Siegfried?" Ich war völlig verdattert - worauf sollte ich denn antworten? Und - was sollte ich antworten? Dieters wildes Gestoße kurz vor der unheilvollen Stille hatte es verhindert, daß ich den Zusammenhang der letzten Ausführungen des Pastors verstanden hatte. Ich wußte also nicht, was ich sagen sollte, ich schwieg. Darauf gab Pastor Drefers die Frage an meinen Nachbarn weiter: "Und was würdest du darauf antworten, Dieter?" Inzwischen hatte die Solidarität unserer Vorbank zu einem geflüsterten "Jesus

Christus" geführt, weshalb Dieter - reaktionsschnell wie er war - im Brustton tiefster Überzeugung, laut und deutlich, ein "Jesus Christus" in die Kirche schmetterte. Weshalb die Antwort so zu lauten hatte, wußte er genauso wenig wie ich, aber er hatte das Code-Wort der Sekunde nennen können. Für Pastor Drefers war somit alles klar - Siegfried Akkermann, der ruhige und aufmerksame Knabe, der immer seine Lernaufgaben erledigt hatte, mußte in Wahrheit ein schlimmer, verkappter Störenfried sein!

Ich wurde in den Altarraum beordert, ging nach vorne. Ähnliche Szenen hatte es gelegentlich mit anderen Konfirmanden gegeben.

Sie erfuhren eine Zurechtreisung, manchmal erhielten sie eine Strafarbeit - z. B. mußten sie ein bestimmtes Kirchenlied lernen - und damit ließ es der Pastor bewenden. Auch wenn ich mich ungerecht behandelt fühlte - ich rechnete mit einem ähnlichen Ausgang der Episode, war entschlossen, solches über mich notgedrungen ergehen zu lassen, auch wenn eigentlich Dieter statt meiner nach vorne gehörte hätte.

Und das ganze Geschehnis schien zunächst auch wieder einen solchen üblichen Verlauf zu nehmen. Pastor Drefers begann, immer noch sichtlich erregt, eine längere Ausführung über den Ernst der Glaubensinhalte, kam dann - was ich sonst kaum je von ihm gehört hatte - auf die Wurzeln des deutschen Protestantismus recht ausführlich zu sprechen, machte einige Bemerkungen über das ehrwürdige Alter der Kühlungsborner Dorfkirche, die Glaubensfestigkeit der Mecklenburger Lutheraner und sagte dann sinngemäß: "Auch wenn du aus einem anderen Lande kommst, wenn du in unserer Gemeinde hier ein anerkanntes Mitglied werden willst, dann mußt du den gleichen Glaubensernst aufzubringen lernen, wie ihn die Männer und Frauen dieses Ortes über Jahrhunderte besessen haben. Und damit du das nicht vergißt, strafe ich dich jetzt!"

Und ehe ich es mir versah, sauste seine rechte Hand mit voller Kraft gegen meine linke Schädelhälfte. Dieser Schlag hätte mich fast hingestreckt, mehr durch Zufall bekam ich den Pfosten der ersten Reihe des Kirchengestühls mit dem linken Arm gefaßt, wodurch ich mich auffangen und vor einem Sturz auf den Ziegelboden der Kirche bewahren konnte.

Nachdem ich mich berappelt hatte, stellte ich mich - zum preußischen Gehorsam erzogen - wieder vor meinen durch die Wirkung seiner Unbeherrschtheit leicht irritierten Glaubenslehrer hin, um den weiteren Verlauf der sich nun zu einem Strafgericht auswachsenden Zurechtweisung zu ertragen. Pastor Drefers hatte nun plötzlich mehr keinen roten Kopf, sondern sah ziemlich blaß aus, und sagte zu mir nur: "Setz dich!" Was ich dann auch tat.

Dieter begrüßte mich sofort in der Bank mit einem "warum hast du nicht Jesus Christus gesagt?", worauf ich zurückzischte: "Halt die Schnauze!"

Mit unseren gemeinsamen Wegen zum und vom Konfirmandenunterricht war es von Stund an vorbei; und ich duldete auch nicht mehr, daß Dieter sich neben mich setzte.

Ich war damals sehr verbittert, weil ich mich in zweifacher Hinsicht ungerecht behandelt fühlte. Zum einen ging die zur Strafe führende Unruhe nicht von mir aus, zum anderen war die Härte der Strafe äußerst ungewöhnlich und unangemessen. Es hat beim Konfirmanden-Unterricht gelegentlich erheblich größere Disziplinlosigkeiten gegeben, mit Schlägen sind sie von Pastor Drefers - außer in meinem Fall - nie geahndet worden.

Sicherlich hat zu der unverzeihlichen Entgleisung des Pastors verschiedenes beigetragen - vielleicht eine tiefe persönliche Enttäuschung, daß gerade ich "stilles Wasser" seiner Vermutung nach den Unterricht anhaltend, und fast tückisch-hinterhältig gestört hatte; aber möglicherweise auch eine unterschwellige Antipathie gegenüber das in mir personifizierte Ortsfremde, insbesondere gegenüber den Jungen aus dem Baltikum, über die man nur wenig wußte. Und schließlich kam Dieter wahrscheinlich der Umstand zur Hilfe, daß seine Mutter eine in der Laienarbeit der Kirche sehr engagierte Persönlichkeit war, während meine Eltern - wenngleich pünktliche Kirchensteuer-Zahler - der Amtskirche auch damals schon mit einer unleugbaren kritischen Distanz gegenüberstanden. Für meine Persönlichkeitsentwicklung brachte jene gewaltige Ohrfeige eine entscheidende Zäsur - mein damals erst sehr mäßig "schwächelnder" Glaube war auf das Handfesteste erschüttert worden. Konnte man Männern, denen derart eklatante Irrtümer und Unbeherrschtheiten unterliefen, wirklich noch Vertrauen schenken?

Natürlich drängte sich mir der Vergleich zur damaligen Prügelattacke seitens unseres Litzmannstädter Wohnungsnachbarn auf, des NSDAP-Amtswalters Staab, im Zusammenhang mit dem "Pferdchen-Spiel" seines Enkels.

Kurz und gut - ich begann jetzt, die an mich herangetragenen Glaubensinhalte systematisch-kritisch zu hinterfragen, und dieser Prozeß war der Anfang vom Ende meines kirchlichen Glaubens.

Damit begab ich mich in eine Position, die der Tradition meiner Familie diametral zuwiderlief. Nicht zuletzt, um meiner verehrten und geliebten, hochbetagten Großmutter, der Kantorenwitwe Anna Jessulat, in ihren letzten Lebensjahren eine unnötige seelische Belastung zu ersparen, absolvierte ich schließlich den Konfirmanden-Unterricht, ließ mich - wie vorgesehen - am Palmsonntag 1949 konfirmieren. Zwei Jahre später ging ich - gemeinsam mit meiner Großmutter und meinen Eltern - noch einmal zum Sakrament des Abendmahls.

Aber das tat ich nur aus dem Pflichtgefühl gegenüber Eltern und Großmutter, mein christlicher Bibelglauben war dahin und ist auch später nie wieder zurückgekehrt.

Dabei bin ich kein Kirchengegner geworden. Ich weiß sehr wohl, was echter, tief verinnerlichter christlicher Glaube an psychischer Stützung zu leisten vermag, und welche große Rolle christliche Solidarität in Deutschland auch in jüngerer Vergangenheit gespielt hat.

Pastor Drefers hat sich in meinen späteren Jugendjahren zeitweise sehr intensiv um mich bemüht, und den anfänglichen persönlichen Groll gegen ihn habe ich auch bald abgelegt.

Nur - einmals zerschlagenes Porzellan bleibt zerschlagen, auch wenn man es nach außen hin noch so kunstvoll kittet.

Das Jahr 1947 war auch jenes Jahr, in welchem sich in bezug auf meine schulischen Gegebenheiten eine Kette von Veränderungen anbahnte, die sich bis zum 1. 9. 1949, dem Tag meiner Aufnahme in die zum gleichen Datum neu gegründete, damals zum Abitur führende "Goethe-Oberschule Kühlungsborn" hinzog.

Die Initiatoren dieser Veränderungen waren vor allem meine Eltern. Es war ihr Bestreben, abzusichern, daß mir im Verlauf meiner schulischen Ausbildung möglichst gediegene englische Sprachkenntnisse vermittelt wurden. Ich sollte in die Lage gesetzt werden, nach dem Abitur durch selbständig betriebene Weiterbildung und Übung in dieser Sprache schließlich zu einem solchen Ausbildungsstand zu gelangen, daß ich zumindest einer Alltagsunterhaltung in Englisch gewachsen war.

Mein Vater hatte in seiner Jugend über passable Englisch-Kenntnisse verfügt, die aber durch 30 Jahre Nichtübung sich bis auf spärliche Rudimente verflüchtigt hatten; meine Mutter hatte stets nur einige "Konversationsbrocken" in Englisch parat gehabt, hatte nie einen systematischen Unterricht in dieser Sprache erfahren. Die Englisch-Kenntnisse meiner Eltern waren folglich minimal, doch sie waren durch den Verlauf der jüngsten Geschichte - vor allem angesichts der enormen Rolle, die die USA jetzt auf allen Gebieten spielten - zur Überzeugung gelangt, daß für mich in der Zukunft Englisch mindestens genauso wichtig werden dürfte wie das von ihnen perfekt beherrschte Russisch. Es wurde deshalb alles Machbare getan, um mir einen guten Englisch-Schulunterricht zu sichern.

Mit dem Abschlußzeugnis der 6. Klasse war ich im Sommer 1947 in die 7. Klasse versetzt worden. Wäre ich in meinem bisherigen, seit 1945 von Tante Lilly geleiteten Klassenverband geblieben, hätte ich aller Wahrscheinlichkeit nach die Schule noch zwei weitere Jahre ohne Englisch-Unterricht zu besuchen gehabt.

Aber es gab in Kühlungsborn auch jene 7. Klasse, die bereits vor 1945 mit dem Englisch-Unterricht begonnen hatte, und in der er jetzt fortgesetzt wurde - die einstige Anfängerklasse der ehemaligen

"Höheren Knaben- und Töchterlehranstalt", die nach Kriegsende, wie bereits dargestellt, erst 1946 wieder zum Schulunterricht zugelassen, dann als geschlossener Klassenverband in die ehemalige Volksschule, die jetzige Grundschule eingegliedert worden war. Man hatte diese 5. Klasse des Schuljahres 1944/45 nach einjähriger Pause als 6. Klasse beginnen lassen, um dann die Schülerinnen und Schüler im Sommer 1947 - wie mich - in die 7. Klasse zu versetzen.

Es handelte sich folglich bei diesen jungen Menschen um zu jenem Zeitpunkt in ihrer großen Mehrheit bereits 13 - 14Jährige, deren sozialer Hintergrund sie - von Ausnahmen abgesehen - als Sprößlinge von Mittel- und Oberschichten-Familien auswies. Flüchtlingskinder gab es auch 1947 kaum unter ihnen. Natürlich fühlten sie sich als die Elite aller 7. Klassen der Schule, was sie in gewissem Sinne auch waren.

Für meine Eltern erschien diese Klasse im Hinblick auf einen optimalen Schulunterricht für mich vor allem deshalb interessant, weil hier ein angemessener, effektiver Englisch-Unterricht garantiert zu sein schien. Für eine schnelle Abwicklung meines Wechsels in diese Klasse stand jedoch ihr zweijähriger Vorlauf im englischen Sprachunterricht im Wege.

Um diese Hürde überwinden zu können, war für mich schon mit Beginn des Kalenderjahres 1947 bei Fräulein Beutin - einer älteren Lehrerin, die als ehemaliges NSDAP-Mitglied vom gleichen Entlassungs-Schicksal wie meine Mutter betroffen gewesen war - englischer Privatunterricht auf Honorarbasis vereinbart worden. Ein halbes Jahr lang war ich zweimal wöchentlich nachmittags für eine Stunde zu Fräulein Beutin marschiert, hatte mir die "Ur-Anfangsgründe" dieser Sprache angeeignet. Gleich zu Beginn des Schuljahres 1947/48 wurde ich zu Studienrat Künstler bestellt - einem reaktivierten, zu Kriegsende bereits in Pension gewesenen, außergewöhnlich gebildeten und allgemein respektierten ehemaligen Gymnasiallehrer - , der mich einer, meinem vermuteten Kenntnisstande angemessenen, Englisch-Prüfung unterzog. Ich war sehr stolz, als mir Studienrat Künstler schließlich das Urteil "bestanden" verkündete.

Dennoch - die Trennung von den Kindern, mit denen ich inzwischen 3 Jahre gemeinsam die Schulbank gedrückt hatte, fiel mir nicht leicht, nicht zuletzt deshalb, weil Rolf Schulz und ich in Zukunft unterschiedlichen Klassen angehören sollten.

Und bereits die ersten Tage im neuen Klassenverband ließen es mich erahnen, daß mir vermutlich eine schwierige Zeit bevorstand.

Als besonders verletzend empfand ich das Gehabe der 13 – 15- jährigen "jungen Damen aus besserem Hause", die sich in der Regel tatsächlich wie Damen zu benehmen bemühten, oft alles andere als die mir vertrauten unkomplizierten, kindlich-unbefangenen Schulkameradinnen der letzten Jahre waren, sondern "die Nase im allgemeinen sehr hoch trugen", mich 12Jährigen grundsätzlich wie einen kleinen, dummen, unreifen Jungen zu behandeln pflegten.

Gewiß war ich auch für meine männlichen Klassenkameraden kein gleichwertiger Partner, der jüngste von ihnen war fast 1 Jahr älter als ich. Obwohl für mein Alter keineswegs schwächlich, war ich den meisten dieser Jungen auch physisch eindeutig unterlegen; ich spürte dennoch von ihrer Seite kaum Arroganz, eher Gleichgültigkeit.

Es war also kein glücklicher Start, der mich in die "Elite-Klasse" begleitete.

Sehr bald stellte es sich heraus, daß zwei Jahre Klassenunterricht in Englisch nie und nimmer in einem halben Jahr Privatunterricht aufzuholen gewesen waren. Die Folge war - der Privatunterricht bei Fräulein Beutin mußte fortgesetzt werden. Angesichts der kargen materiellen Verhältnisse meiner Eltern zur damaligen Zeit bedeutete das für sie ein erhebliches Opfer. Gegen Ende des Schuljahres hatte ich dann doch den Klassenstandard in diesem Fach annähernd erreicht.

Bemerkenswert war aber auch, daß sich in allen anderen Fächern betreffs meiner Vorkenntnisse keinerlei nennenswerte Niveaudefizite herausstellten. Selbst im Fach "der unbestechlichen Nagelprobe", in Mathematik, hatte ich keinerlei Startschwierigkeiten in der neuen Klasse. Damit war belegt - nicht nur in der "Elite-Klasse" waren respektable individuelle Schulergebnisse erreichbar. Das oft ätzende, überzogene Elitebewußtsein verschiedener meiner neuen Klassenkameraden - speziell mancher Klassenkameradinnen - hatte also, was es meine Person betraf, nachgewiesenermaßen nicht Leistungs-, sondern sozialkulturelle, sicherlich auch mit dem Altersunterschied zusammenhängende Gründe.

Nachdem ich mich unter all' den "höheren Knaben und Töchtern" die ersten Monate des neuen Schuljahres als Einzelkämpfer durch den Schulalltag geschlagen hatte, bot mir ein Junge aus der "Stammmannschaft" dieser Klasse seine Freundschaft an; es war Klaus Praefcke.

Klaus Praefcke gehörte unbestritten zum obersten Leistungsviertel der Klasse - war geistig sehr rege, lernbegierig und phantasiebegabt; in der Tendenz bekam er damals eindeutig bessere Zensuren als ich. Er war im Januar 1933 geboren worden, d. h. für unser damaliges Alter existierte mit zwei Jahren Differenz ein erheblicher Altersunterschied zwischen uns.

Ich akzeptierte dieses Freundschaftsangebot gerne, da Rolf jetzt nicht nur einem anderen Klassenverband angehörte, sondern bald durch seine sich häufenden Krankenlager für mich als Freizeitpartner immer wieder nur sehr eingeschränkt ansprechbar war. Natürlich besuchte ich Rolf weiter regelmäßig, und er blieb mein "bester Freund", aber die Gegebenheiten brachten es mit sich, daß ich mit Klaus zeitweise mehr Umgang hatte.

Meine Beziehung zu Klaus Praefcke entwickelte sich zu einer ausgesprochenen Diskussions- Partnerschaft. Aus heutiger Sicht neige ich der Auffassung zu, daß die Suche nach einem geeigneten ständigen Gesprächspartner der tiefe Grund dafür gewesen sein dürfte, daß der mir damals in allen Belangen überlegene Junge mich zu seinem Freund auserkoren hatte. Vielleicht war auch mein bis-

heriger Lebenslauf - vom Baltikum über Litzmannstadt nach Mecklenburg - für ihn etwas Interessantes.

Klaus las sehr viel und verarbeitete alles zu komplizierten, ausgedehnten Gedanken-Gebirgen. Doch was nützen die schönsten Gedanken und Überlegungen, wenn man keinen hat, mit dem man sich darüber austauschen kann?!

In mir glaubte er wohl, diesen Partner gefunden zu haben, und ich meine, daß ich diese Erwartung im wesentlichen erfüllt habe. Wenn wir zusammen waren, dauerte es keine 5 Minuten, und Klaus begann mir zu irgendeinem - natürlich von ihm bewußt herausgepickten - Thema breit und ausführlich, doch klar gegliedert und logisch aufgebaut, seine Meinung darzulegen. Mir blieb dann kaum etwas anderes übrig, als mit einigen möglichst intelligenten Zwischenbemerkungen seine Ausführungen zu hinterfragen.

So waren unsere Gespräche weniger Meinungsaustausche, sondern eher durchZwischenfragen und Beantwortungsversuche angereicherte Monologe meines neuen Freundes. Für ihn ergab sich dadurch eine Präzisierung seiner Gedankengebäude, z. T. auch - durch das Hervorheben zunächst übersehener Aspekte - ihre inhaltliche Anreicherung.

Für uns beide waren diese Gespräche eine gute und durchaus niveauvolle Schulung in freier sachlogischer Argumentation, abgesehen davon, daß mir Klaus bei dieser Gelegenheit auch aus seinem für Schülerverhältnisse beachtlich großen Wissensfundus manches Merkenswerte vermittelt hat. Unsere recht enge Freundschaft hielt etwa 2 Jahre; auch nachdem sich der spezielle Charakter unserer damaligen Beziehung in gewisser Weise erschöpft hatte und wir beide uns anderen persönlichen Freundschaftsinhalten zuwandten, blieben wir einander die gesamte Schulzeit über vertraut. Aus meinem damaligen Freund und Klassenkameraden sollte später der international renommierte Chemiker Prof. Dr. Klaus Praefcke von der Technischen Universität in West-Berlin werden. Inzwischen ist er leider verstorben.

Für meine Sozialisation im Klassenverband der ehemaligen "Höheren Knaben und Töchter" war unser damaliger freundschaftlicher Kontakt sehr wichtig. Am Ende des Schuljahres ließen sich sogar die meisten "jungen Damen" herab, mich halbwegs wie einen normalen Klassenkameraden zu behandeln.

Im Sommer 1948 wurden wir - m. W. ohne Ausnahme - in die 8. Klasse versetzt, und der Klassenverband der ehemaligen "höheren" Lehranstalt aufgelöst. Gleiches geschah mit den beiden anderen in die 8. Stufe gelangten Klassenverbänden; unser Jahrgang wurde in Kühlungsborn zu nur zwei neuen Schulklassen zusammengefaßt - zu einer großen 8. Mädchen-Klasse und zu einer großen 8. Jungen-Klasse.

Ich war also nun wieder mit den Jungen meines alten Klassenverbandes vereint, aber auch die männlichen Klassenkameraden meines letzten Schuljahres blieben mit mir in der gleichen Klasse. Da ich - als einziger Junge - "beide Welten" aus eigenem Erleben kannte, d. h., sowohl die Kühlungsborner "Welt der Volksschüler", als auch die "Welt der höheren Schülerkreise", zudem allgemein als ruhig und besonnen galt, geriet ich bei den nun unausweichlichen Auseinandersetzungen zur Festlegung der neuen Hackordnung, d. h. bei den diversen Gruppenkeilerein innerhalb der Klasse, zunehmend in eine eigenartige Zwitterposition, wurde öfters als Vermittler und Schlichter gesucht und akzeptiert. Mir war diese Rolle keineswegs angenehm, denn die Kehrseite meines plötzlichen speziellen Sozialprestiges war, daß sich jede der beiden Schülergruppen - vor allem bei zugespitzten Situationen - mehr um mich bemühte, als es mir lieb war.

So lernte ich zum ersten Male die Schattenseiten einer gewissen "Prominenz" kennen - das ständige Beobachtetwerden durch die unmittelbare Umwelt, das Erfordernis einer eigenen wachen Beobachtung aller Vorgänge im großen, zusammengewürfelten Klassenverband, die unerläßliche ständige Selbstkontrolle und Beherrschtheit. Mein weiteres Leben sollte mich später in Positionen bringen, in denen ich zeitweise erhebliche öffentliche Aufmerksamkeit erfuhr. Die frühe Erfahrung meiner Schulzeit hat indessen dafür gesorgt, daß ich mich lebenslang gehütet habe, ohne zwingende Anlässe, häufiger als unvermeidbar, in den Fokus des jeweiligen Geschehens zu treten. Meiner eigentlichen beruflichen Arbeit, meiner inneren psychischen Stabilität, meinem Lebensglück ist die Befolgung dieser Maxime gut bekommen.

Meinen Eltern war die vorstehend umrissene Wendung im damaligen Kühlungsborner Schulleben aus einem anderen Grunde sehr unwillkommen - meine mühsam errungenen Englisch-Kenntnisse drohten wieder verloren zu gehen, da der Unterricht in dieser Sprache abgesetzt worden war.

Inzwischen hatte sich meine Familie endgültig dahingehend geeinigt, daß ich eines Tages ein Hochschulstudium absolvieren sollte. Selbstverständliche Voraussetzung hierfür war das Abitur. Im Jahre 1947 waren in Kühlungsborn Gerüchte aufgekommen, daß die Landesregierung beabsichtige, im Ort ein Gymnasium oder eine andere zum Abitur führende Schule aufzubauen. Durch die Auflösung der bis dahin in geschlossenem Klassenverband weiter geführten Klassen der ehemaligen Kühlungsborner höheren Knaben- und Töchterschule im Herbst 1948 hatten alle auf diese Gerüchte aufbauenden Erwartungen und Hoffnungen einen erheblichen Dämpfer bekommen.

Nach längerem Überlegen kamen deshalb meine Eltern zu Beginn des Jahres 1949 zur Überzeugung, für meinen weiteren Bildungsweg dürfte es das Zweckmäßigste sein, mich noch im laufenden 8. Schuljahr an die aus dem ehemaligen Bad Doberaner Gymnasium hervorgegangene dortige Goethe-Oberschule umsetzen zu lassen, in die dortige 8. Knabenklasse. Diese Einrichtung hatte die zum Abi-

tur führenden Klassenstufen nach Kriegsende behalten, d. h., ab 1947 waren dort wieder Reifeprüfungen abgenommen worden. Man durfte es als gesichert annehmen, daß die zum Abitur führenden Klassenstufen dort auch weiterhin Bestand haben werden.

Die Goethe-Oberschule Bad Doberan hatte zudem fast die gesamte, sehr qualifizierte Lehrerschaft des ehemaligen Gymnasiums übernommen, war in den vergleichsweise gut ausgestatteten Räumlichkeiten dieser einst über Mecklenburg hinaus bekannten höheren Schule verblieben, und auch der englische Sprachunterricht war in den ehemaligen Gymnasialklassen fortgesetzt worden.

Meine Eltern hofften, daß durch ein solches Manöver mein Übergang in die letzten 4 direkt zum Abitur führenden Klassenstufen besser abgesichert werden könnte, als durch den Verbleib in Kühlungsborn. Zum einen war auf die Unwägbarkeiten der zu erwartenden Selektionsprozeduren aus Kühlungsborner Perspektive vermutlich schwerer zu reagieren, als aus der Doberaner; "Heimvorteil" konnte kaum von Schaden sein. Zum anderen war man höchst wahrscheinlich auch fachlich für einen Start in die Oberstufe besser vorbereitet, wenn man bereits das 8. Schuljahr an der hochangesehenen Doberaner Schule absolviert hatte, einschließlich des dort gewährleisteten Englisch-Unterrichts. Kurz und gut - im Februar 1949 wurde ich in die 8. Klasse der Goethe-Oberschule Bad Doberan umgesetzt.

Gar mancher Träger eines später bekannten Namens hat an der Bad Doberaner höheren Schule seine prägende Bildung erfahren. Erst viel später wurde mir bekannt, daß - nur wenige Jahre vor mir - auch Klaus von Amsberg, der spätere Prinzgemahl der einstigen Niederländischen Königin Beatrix, im damaligen Gymnasium Bad Doberan die altehrwürdigen Schulbänke gedrückt hatte.

Noch heute ist mir lebhaft in Erinnerung, wie sehr mich damals Schule und Schulbetrieb im heutigen "Friderico-Francisceum" beeindruckt haben.

Bereits das Gebäude strahlte eine Atmosphäre aus, wie ich sie weder in Litzmannstadt, noch in Kühlungsborn erlebt hatte - um die Jahrhundertwende im neugotischen Backsteinstil errichtet, imponierten mir die Großzügigkeit und reiche architektonische Ausstattung gleichermaßen. Man war als neuer Schüler durch diese Aura vom ersten Tage an gefangen. Hinzu kam - einen eigenartigen Kontrast zu Stil und Historismus-Schwere des Hauses bildend - die vergleichsweise großzügige Ausstattung mit den modernsten Lehr- und Hilfsmitteln der 30er Jahre, mit eigenen Fachkabinetten für Physik und Chemie.

Alles verkörperte somit durch und durch Gediegenheit, Altehrwürdigkeit und Wohlstand. In besonderer Erinnerung ist mir die im Stil der ganzen Schule gestaltete damalige Turnhalle geblieben, die noch über fest installierte Übungsgeräte aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg verfügte, z. B. einige ca. 4 m hohe Kletterstangen.

Als ich nach Doberan umgeschult wurde, war es Februar, d. h., der Sportunterricht fand ausschließlich in der Turnhalle statt, mehr oder weniger als Turnunterricht. Nach den Aufwärm- und Lockerungs- übungen begann fast jede Stunde mit Stangenklettern. Ich hatte bis dahin nie die Gelegenheit gehabt, mich an diesen Geräten versuchen zu können, und einige Anläufe, es noch vor Unterrichtsbeginn einigen mit den Stangen wohl vertrauten neuen Klassenkameraden gleichzutun, ebenfalls "so nebenbei" mal hochzuklettern, scheiterten kläglich.

Doch - oh -Wunder! Als nun der Ernst des Turnerlebens begann, d. h., wir in wohlgeordneten Viererreihen an die 4 Stangen treten und diese auf Kommando erklimmen mußten, konnte ich plötzlich die Stange hochklettern! Die Atmosphäre in der Turnhalle, eine Mischung aus Drill, Respekt, Angst und maskuliner Feierlichkeit hatten offensichtlich unvermutete Energiereserven in Finger- und Armmuskulatur freigesetzt. Als ich nach vollendetem Kraftakt wieder herabgeglitten war, beseelte mich ein eigenartiges Gefühl des Bewußtseins, über Kräfte zu verfügen, von denen ich noch vor 10 Minuten nichts geahnt hatte.

Einige Wochen später tauschte ich mit dem einen oder anderen neuen Klassenkameraden über diese Erfahrung aus, und durfte - neben spöttisch-überlegenem Grinsen - von einigen eine Bestätigung erfahren, d. h., auch andere hatten ähnliches an sich selbst beobachtet. Allerdings bekam ich auch zu hören: "Wenn Du Dich schon einige Jahre in dieser Turn-Kathedrale abgestrampelt hast, ist sie nichts Neues mehr für Dich - und mit dem Zuwachs göttlicher Kräfte ist es dann auch vorbei!".

Erheblich anders als in Kühlungsborn war auch das Doberaner Pausenleben auf dem Schulhof. In Kühlungsborn hatte ich mich daran gewöhnt, Jahr für Jahr in der Schulpausenhierarchie eine Klassenstufe höher zu steigen, und seit Herbst 1948 gehörte ich zu der Gruppe jener Jungen, die von der gesamten übrigen Schülerschaft respektiert wurden - zu den Jungen der 8., der am Ort höchsten Klasse.

In Doberan war dies nun - wie gesagt - erheblich anders. Als Schüler der 8. Klasse hob man sich natürlich auch dort spürbar von den vielen kleinen Krakeelern der unteren Klassen ab, auch von den in der Blüte ihrer Flegeljahre stehenden 11 - 12Jährigen der 5. und 6. Klassen - doch zur Creme der Schülerschaft eines ehemaligen Gymnasiums gehörte man damit mitnichten.

Dabei war es überraschend, daß bei flüchtiger Betrachtung der Szene nicht die Abiturienten den Ton auf dem Schulhof anzugeben schienen, sondern eher die 16- und 17Jährigen der 10. Klassen. Die

Dominatoren des großen und lauten Wortes fanden sich jedenfalls vorzugsweise im Milieu dieser Klassenstufe.

Bei näherem Hinsehen erkannte ich indessen, daß der erste Eindruck nicht den Kern der allgemein anerkannten sozialen Stufenpyramide traf. Die souveränen Chefs der Szene waren eben doch die Abiturienten, die kurz vor ihrer Reifeprüfung stehenden Schüler der 12., der höchsten Klassenstufe. Vielleicht mit Ausnahme einiger Vertreter der 11. Klassen, die sich selbst als "Fast-Abiturienten" ansahen und sich entsprechend zu verhalten bemühten, konnten sich die Abiturienten eines durchgängigen Respektes und einer etwas neidvollen Anerkennung ihres bisherigen Lebenslaufes durch alle anderen Schüler sicher sein. Sie hatten fast das geschafft, was als der Gipfel des Schülerlebens generell galt, wovon z. B. auch die Vertreter der 10. Klassen noch 2 Jahre entfernt waren. Die Abiturienten brauchten also nicht laut zu sein, um wahrgenommen zu werden.

Sie waren aber wohl auch deshalb nicht laut, weil die Doberaner Abiturienten des Jahres 1949 durchweg durch ihren bisherigen Lebensweg bereits sehr gereifte junge Menschen waren, die für ihr Alter schon viel Schlimmes, Bedrückendes, Desillusionierendes gesehen und erlebt hatten. Diese großen Jungen waren fast alle Flakhelfer gewesen, oder in den letzten Kriegsmonaten gar noch zu regulären Soldaten der Wehrmacht gemacht worden. Nicht wenige schleppten als "Andenken" an die Katastrophe des Jahres 1945 den einen oder anderen Granatsplitter in ihrem Körper herum, der sich nicht nur bei Regenwetter durch einen quälenden Dauerschmerz bemerkbar machen, das Lernen zeitweise massiv behindern konnte.

Auch die Abiturientinnen hatten in der Regel bedrückende Erlebnisse in den letzten Kriegsmonaten, bzw. im Zusammenhang mit der Besetzung Deutschlands hinter sich bringen müssen.

Kurz und gut - die Abiturienten des Jahres 1949 waren keine Teenager oder Spätpubertierende im landläufigen Sinne, mit dem Imponiergehabe und den üblichen Hahnenkämpfen unter männlichen Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten. Es waren Menschen, die die ihnen gebotene Chance, zu einer hochqualifizierten beruflichen Ausbildung zu gelangen, mit aller ihrer Lebensenergie zu nutzen entschlossen waren; und dem gemäß verhielten sie sich auch auf dem Schulhof.

Zu den erheblichen Veränderungen meines Schülerlebens im Winter 1949 gehörte meine Aufnahme in das Internat der Doberaner Goethe-Schule, in welchem ich offiziell von Februar 1949 bis zum Ende des Schuljahres meinen zeitweiligen Wohnsitz hatte. Ich habe in jenen Monaten jeweils vom Sonntagabend bis zum Sonnabendmittag dort mein Schülerleben geführt - nur unterbrochen durch den täglichen Schulbesuch.

Dieses Internatsgebäude beeindruckte mich mindestens genausosehr wie das Schulhaus des früheren Gymnasiums. Es war um die Jahrhundertwende mit starken neoklassizistischen Stilelementen als

Palais des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin am Stülower Weg, an der damaligen Doberaner Stadtgrenze, errichtet worden.

Am Rande eines alten Buchenwaldes in leicht hügeliger Lage gelegen, von einem großen, teilweise parkähnlichen Garten umgeben, imponierte es durch seinen klaren, großzügigen Baustil.

Bereits das Entre 'war für ein Internat ungewöhnlich. Große, breite Flure und Holztreppen, beeindruckender Stuckatur-Schmuck an den Decken, an den Wänden gewaltige Jagdtrophäen - alles strahlte einem mit spätfeudalem Charme entgegen, der selbst dem neogotischen Backsteinbau des ehemaligen Gymnasiums nicht gegeben war.

Wie bei damaligen Internaten üblich, hatten die 3 Stockwerke eine streng definierte Bestimmung. Im Erdgeschoß befanden sich die Ess-, Hausarbeits- und Aufenthaltsräume, im 1. Stock schliefen die Jungen, im 2. Stock schliefen die Mädchen; der gesamte 2. Stock war für die Jungen eine strikte Tabuzone, und den Mädchen war es untersagt, Jungen-Schlafzimmer zu betreten.

Im Erdgeschoß lagen - wie gesagt - Funktionalräume, die allen Internatsinsassen offenstanden. Vor dem großen Essensaal bildete eine architektonisch sehr gelungene große Terrasse den Übergang zum Parkgarten; in guter Ordnung gehaltene Kieswege, malerische Baumgruppen, Buschrabatten - alles war in gepflegter Sauberkeit, wie vor 4 Jahren im Kühlungsborner Lindenhof. Ein Unikum war die Heizung. Insbesondere in den ehemaligen großherzoglichen Repräsentationsräumen des Erdgeschosses standen aus kostbaren Kacheln kunstvoll gestaltete, mit Porzellan-Skulpturen geschmückte gewaltige Öfen, die noch voll funktionstüchtig waren, im Februar und März kräftig geheizt wurden, da die in den 30er Jahren nachinstallierte Zentralheizung bestenfalls in den Übergangsmonaten des Frühlings und Herbstes angenehme Wohnraumtemperaturen zu erzeugen vermochte.

Die Schlafzimmer waren in der Regel mit je 6 - 8 Internatsinsassen belegt, wobei man darauf achtete, daß die einzelnen Zimmergenossen sich nicht durch mehr als eine Klassenstufe unterschieden. In der Regel wurden nur Schüler und Schülerinnen der Klassenstufen 9 - 12 im Internat aufgenommen, doch es gab - wie in meinem Fall - Ausnahmen. Einigen Schülern von 8. und 7. Klassen war es auf diese Weise ermöglicht worden, in Doberan die Goethe-Schule zu besuchen.

Mehr noch als auf dem Schulhof waren die Schüler der 10. Klassen hier das sich am auffälligsten produzierende Element, wobei jedoch die Vertreter der höchsten Klassenstufen im Internat mit besonderem Respekt behandelt wurden. Die Abiturienten - es waren zu meiner Zeit deren 3 im Internat - genossen zudem verbriefte Sonderrechte, z. B. hinsichtlich relativ freier Verfügung über ihre Nachtruhe. Sie waren in einem eigenen Zimmer untergebracht, und sie durften sich auch nach dem allgemeinen "Zapfenstreich" - m. W. 22.30 Uhr - nach Belieben in den Arbeitsräumen des Erdgeschosses aufhalten.

Wenn ich mich nicht irre, war damals im Internat nur eine einzige Pädagogin als hauptamtliche Internatserzieherin eingesetzt, Frau Bieg.

Andererseits hatten in Nebengebäuden einige Oberstufen-Lehrerfamilien Wohnungen erhalten, vermutlich unter der Bedingung, daß sie ihre Mahlzeiten gemeinsam mit den Schülern einnahmen, und sich nach einem bestimmten Dienstplan auch nachmittags zeitweise in den Arbeitsräumen des Erdgeschosses aufhielten, z. B. ihre alltägliche Unterrichtsvorbereitung dort abwickelten, so auch für Anfragen von Schülern ggf. zur Verfügung standen.

Das pädagogische Hauptmotiv für diese Regelung dürfte gewesen sein, durch die Anwesenheit qualifizierter und respektierter pädagogischer Persönlichkeiten eine gleichzeitig entspannte und disziplinierte Arbeitsatmosphäre in den Schularbeitsräumen zu sichern. Ich bestätige gerne, daß dieses Modell im großen und ganzen gut funktionierte.

Andererseits war in der überall ausgehängten Hausordnung auch von jedem unschwer nachzulesen, welche rigorosen Strafen bei ernsteren Disziplinverstößen riskiert wurden. Ich habe es selbst nicht erlebt, doch von Stubenkameraden wurde mir berichtet, daß kurz vor Weihnachten 1948 ein 16Jähriger "ohne weiteres Federlesen" aus dem Internat verwiesen wurde, als er zum zweiten Male in leicht angetrunkenem Zustand vom heimatlichen Wochenend-Urlaub zurückkehrte.

Insgesamt wurde uns viel freie Hand gelassen, z. B. wurde nie kontrolliert, ob und wann man seine Schularbeiten machte. Fixpunkte des Tagesablaufes waren das Aufstehen nach dem Wecken, die Einnahme der Mahlzeiten zu präzise festgesetzten Zeiten und die korrekte Einhaltung der Nachtruhe.

Natürlich war man gehalten, sich auch ansonsten gesittet zu benehmen, doch die allgemeine Einhaltung zivilisierter Verhaltensnormen schien schon fast allein durch die Atmosphäre der Einrichtung garantiert.

Nicht unerwähnt dürfen in diesem Zusammenhang die uns gegebenen sportlichen Möglichkeiten bleiben. Der alte Doberaner Sportplatz mit seinem Fußballfeld lag in unmittelbarer Nähe des Internats, auf der anderen Seite des Stülower Weges; auf dem Internatsgelände gab es einen Volleyballplatz, in einer ehemaligen großherzoglichen Garage waren einige Turngeräte aufgestellt worden, und im Haus selbst konnten mehrere Tischtennisplatten bespielt werden.

Außerdem absorbierte der große Garten manchen Tatendrang. Auf freiwilliger Basis tummelten sich bei erträglichem Wetter einige biologische Arbeitsgemeinschaften im Gelände, stillten ihre Wißbegier, betrieben zusätzlichen Biologie-Unterricht, fanden dabei gewiß auch ihre ganz persönlichen Naturerlebnisse und halfen auf diese Weise mit, den großen Garten in Ordnung zu halten.

Ich gehörte im Internat zu den "kleinsten Stiften", doch ich kann mich nicht daran erinnern, während meiner Doberaner Internatszeit von anderen Internatsinsassen ungerecht oder unangemessen behandelt worden zu sein. Für die Entwicklung näherer persönlicher Kontakte zu anderen Internatsschülern, für die Entwicklung von Freundschaften, war meine Doberaner Internatszeit zu kurz; in meiner Erinnerung war sie ungeachtet dessen eine schöne, vor allem bereichernde Zeit, mit vielen neuen Eindrücken.

Aber wie erging es mir nach meiner Umschulung im Winter 1949 in meinem neuen, im Doberaner Klassenverband?

Ich hatte z. T. ähnliche Probleme wie bei meinem Übergang in die 7. Klasse der "Höheren Knaben und Töchter" im Herbst 1947. Auch in Doberan waren die früheren Gymnasialklassen 1945 nicht versetzt worden, d. h. meine neuen Klassenkameraden waren folglich - von wenigen Ausnahmen abgesehen - wiederum mindestens ein Jahr älter als ich; ich war also einer der Kleinsten, die in der Klasse schon deshalb "wenig zu melden" hatten. Doch ich war jetzt in eine reine Jungenklasse gekommen, und so blieben mir die mitleidig-abwertenden Blicke und Bemerkungen halbfllügger junger Damen erspart. Der großen Masse der Jungen war ich - wie ich es schon vor einem Jahr erlebt hatte - ziemlich gleichgültig, man ließ mich im allgemeinen in Ruhe, und einige etwa gleichaltrige Gesprächspartner aus der zahlenmäßig recht stark besetzten Klasse für den einen oder anderen Pausenschwatz fanden sich dann doch recht bald.

Sehr sachlich gingen die Lehrer mit mir um. Für sie war ich ein völlig normaler Neuzugang - einer der Jüngsten zwar, doch - von einem einzigen Fach abgesehen - ohne erkennbare Leistungsdefizite in Relation zu den ehemaligen Gymnasiasten. Man integrierte mich ohne jedes Aufsehen in den Alltagsbetrieb der routinierten Doberaner Bildungseinrichtung, behandelte mich wie jeden anderen Schüler. Einigen Lehrern fiel mein baltischer Geburtsort auf; die Bemerkung, daß bis in die 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts nicht wenige junge Deutsche aus dem Baltikum ihre Universitätsreife in Bad Doberan erworben hatten - denen ich jetzt also nacheifern sollte - bekam ich nicht nur einmal zu hören. Das war gut, aufmunternd gemeint. Eine Lehrerin wurde durch meine Herkunft an eine ehemalige Klassenkameradin aus dem baltischen Adel erinnert; ich wurde gefragt, ob ich besagte Adelsfamilie kenne, oder gar mit ihr verwandt sei. Ich konnte weder das eine noch das andere bejahen, und damit war das Thema erledigt.

Was es den Unterrichtsstoff anbelangte, traten die befürchteten Schwierigkeiten in bezug auf Englisch nicht ein; das Niveau, das ich mir mit viel Energie in der 7. Klasse erarbeitet hatte, erwies sich als Doberaner Ansprüchen angemessen. Ein großes Problem tat sich indessen - für meine Eltern und mich sehr überraschend - in bezug auf die hohe Kunst der Mathematik auf. Im Doberaner Gymnasium war

man zwar 1945 nicht versetzt worden, doch der Unterricht war dessen ungeachtet nach einer nur sehr kurzen Unterbrechung schon im Winter wieder fortgesetzt worden, und in Mathematik auf besonders hohem Niveau. Das Ergebnis war, daß meine neue 8. Klasse, die ehemalige Doberaner Gymnasial-klasse, sich im Spätherbst 1948 bereits dem Mathematiklehrstoff der 9. Klasse zugewandt hatte, ihrem Lehrplan damit weit voraus war.

Mein Doberaner Klassenlehrer, Herr Geroldt - genannt "Otten", eine der bemerkenswertesten Pädagogenpersönlichkeiten, denen ich je begegnet bin - hatte viel Verständnis für mich, riet mir aber aus verschiedenen Gründen dringend an, alles zu versuchen, um möglichst schnell den Klassenstandart auch in diesem Fach zu erreichen. Er hatte gewiß recht - wie hätte ich auf Dauer in diesem Klassenverband bestehen können, wenn ich in dem Schlüsselfach Mathematik stets "hinterher" gelernt hätte! Meine Mutter nahm die Angelegenheit in ihre Hände.

Obwohl als passionierte Unterstufenlehrerin seit Jahrzehnten nicht mehr mit höherer Algebra und ähnlichem befaßt, reichte das Grundwissen der ehemaligen Brückenbau-Studentin allemal, um den Inhalt der mathematischen Anforderungen an Schüler einer 9. oder 10. Klasse von damaligen Oberschulen voll zu erfassen. Kurz und gut, es wurde festgesetzt, daß die Wochenenden bis auf weiteres der Mathematik zu widmen waren, und nichts anderem. Pastor Drefers bekam Bescheid, daß er für die restlichen Wochen vor der Konfirmation ab sofort nicht mehr mit meinen GottesdienstTeilnahmen rechnen sollte - er "schluckte" diese Eigenmächtigkeit meiner Mutter überraschend widerstandslos - , und auch die nahrhaften, ihren eigenen Reiz besitzenden Sonnabend-Sonntag-Touren nach Westhof wurden bis auf weiteres ausgesetzt.

Wenn ich sonnabends-mittags zu Hause eingetroffen war, hatten nach 1 - 2 Stunden Mittagspause die allgemeinen Wochenend-Schularbeiten erledigt zu werden, und am Sonnabendabend erhielt ich bereits mindestens 2 Stunden "Mathematik-Aufholunterricht". Das gleiche wiederholte sich am Sonntagvormittag, nur am Sonntagnachmittag durfte ich "etwas Luft holen", bis ich abends wieder nach Doberan fuhr.

Das ganze wurde etwa ein viertel Jahr in beschriebener Weise durchgezogen, bis ich an einer schweren Blinddarmentzündung erkrankte, operiert werden mußte und fast bis zum Ende des Schuljahres ausfiel. Das Doberaner Mathematik-Niveau habe ich damals trotz allen Bemühens nicht ganz erreicht bei meiner Rückkehr nach Kühlungsborn im Herbst des gleichen Jahres glänzte ich dafür in diesem Fach für einige Zeit derart, daß ich in Kühlungsborn, für die Dauer einiger Monate, als mathematische Ausnahmeerscheinung angesehen wurde. Leider wurden meine Mitschüler und Lehrer noch im Laufe

des 9. Schuljahres von mir davon überzeugt, daß dies ein freundlicher Irrtum gewesen war. Als mein fachlicher Vorsprung durch das Abarbeiten der Lehrplanvorgaben im Laufe des Schuljahres schwand, war, ich wie alle anderen Schüler wieder mit auch für mich neuen mathematischen Stoffinhalten konfrontiert wurde, blieb ich zwar immer noch in diesem Fach ein recht guter Schüler - doch von einem außergewöhnlichen Talent für Mathematik konnte mehr keine Rede sein. Meine "2" in Mathematik im Abitur-Zeugnis habe ich mir wieder sehr hart erarbeiten müssen.

Meine "Doberaner Episode" des Jahres 1949 wurde durch die vorstehend erwähnte Blinddarmentzündung beendet.

Die betreffenden Beschwerden waren Anfang Mai plötzlich aufgetreten, ich quälte mich noch einige Tage mit starken Schmerzen, wurde deshalb von der Internatsleitung schon freitagmittags in den Wochenendurlaub nach Hause geschickt. Da sich alles am Sonnabend und Sonntag trotz völliger Ruhe weiter zuspitzte, entschieden meine Eltern, mich am Sonntagabend nicht wieder nach Doberan zu schicken, sondern Montag früh unverzüglich einem Arzt vorzustellen. Dann ging alles sehr schnell - ich wurde sofort in das damalige Kühlungsborner Krankenhaus geschickt, und am Dienstagmittag war ich von meinem entzündeten Blinddarm-Wurmfortsatz befreit.

Die Operation war in jenem früheren Wehrmachts-Lazarett durchgeführt worden, das vor dem Krieg "Union-Hotel" geheißen hatte, und ab Mitte der 50er Jahre auch wieder so heißen sollte, direkt gelegen am damaligen Bülow-Weg, der heutigen Ostsee-Allee.

Ich hatte zwar kein Zimmer mit Meerblick, konnte jedoch von meinem Bett aus direkt in den Stadtwald blicken, auch sehen, wie damals die ersten Rodungsarbeiten in jenem Waldstück vorgenommen wurden, auf welchem in den nächsten Jahren der "Sportplatz Ost" entstand.

Operiert hat mich der Chirurg Dr. Hoffmann, ein älterer Herr, auf der estnischen Insel Ösel geboren. Wie mir Dr. Hoffmann bei der Chefvisite mitteilte, war es hohe Zeit für den Eingriff gewesen.

Freundlich lächelnd, scherzend, meinte er, das nächste Mal sollte ich mit einem evtl. erforderlichen operativen Eingriff nicht unbedingt so lange warten, bis "ein Landsmann aus dem Baltikum als Operateur zur Verfügung steht!"

Der unmittelbare postoperative Verlauf war komplikationslos; doch nach etwa einer Woche stellte sich bei mir hohes Fieber ein. Antibiotika waren damals in Deutschland - Rolf hatte es bitter zu spüren bekommen - kaum verfügbar, und so gab es für meine Eltern und Verwandten einige sehr bedrückende Tage, bis sich das Fieber - gewissermaßen von selbst - allmählich wieder legte. Statt der damals nach

Blinddarm-Operationen üblichen 10 - 14 Tage wurde ich erst nach über 3 Wochen wieder aus dem Krankenhaus entlassen. Ich war noch viel zu geschwächt, um den Weg vom Bülow-Weg quer durch den Stadtwald in die Neue Reihe zu Fuß zurückzulegen. Da es damals keine Taxis gab und das einzige Krankentransport-Fahrzeug des Ortes nur in akuten Notfällen eingesetzt wurde, holte mich mein Vater mit einem durch Kissen und Decken gut ausgepolsterten Handwagen, einem sog. "Ziehwagen" ab. Ich war sehr glücklich, nach einer gemütlichen Rumpeltour, von meinem Vater durch den Kühlungsborner Stadtwald gezogen, an einem schönen sonnigen Vormittag Anfang Juni wieder in der elterlichen Wohnung anzulangen.

Es dauerte mehrere weitere Wochen, bis an eine Wiederaufnahme des Schulbesuches gedacht werden konnte; richtig erholt habe ich mich von meiner Operation erst im Hochsommer. Dennoch raffte ich mich Ende Juni auf, um zumindest die letzte Woche des Schuljahres 1948/49 in Doberan anwesend zu sein, damit möglichst zu erreichen, daß mir formal der Abschluß des 8. Schuljahres bestätigt wurde. Ich erhielt diese Bestätigung und die Versetzung in die 9. Klasse der Doberaner Oberschule; damit war mein Weg zum Abitur freigelegt - nicht nur ich, unsere gesamte Familie atmete erleichtert auf. Das "Doberaner Manöver" meiner Eltern war trotz Blinddarmoperation zu einem guten Ende gebracht worden.

Ich verbrachte die letzte Schulwoche in Schule und Internat, dann verabschiedeten wir uns alle für die Sommerferien und fuhren nach Hause.

Der Juli 1949 wurde in mancher Hinsicht für mich ein sehr eigenartiger Monat.

Bei der Übergabe des Versetzungszeugnisses in die 9. Klasse war ich von meinem Klassenlehrer, Herrn Geroldt, ermahnt worden, meine Bemühungen zum Schließen des Mathematik-Defizits in den Sommerferien zu einem guten Abschluß zu bringen, um im September dann auch in diesem Fach problemlos dem Doberaner Unterricht folgen zu können.

Einerseits war dieser Rat sehr ernst zu nehmen, andererseits war ich immer noch durch die überstandene Krankheit und Operation geschwächt. Es mußte also ein Kompromiß zwischen schulischer Notwendigkeit und medizinisch gegebenen Grenzen gefunden werden. Er bestand in einer sehr milden Mathematik-Beschulung durch meine Mutter, nicht vergleichbar mit der "Parforce-Jagd" in den Monaten Februar bis April, auch nicht vergleichbar mit den Anstrengungen zur Überwindung meiner Schwächen in Englisch im Schuljahr 1947/48.

Ich erholte mich kontinuierlich von Woche zu Woche, doch insgesamt sehr langsam, hatte ein großes Schlafbedürfnis, immer nur mäßigen Appetit, fühlte mich noch lange ausgelaugt und abgeschlagen. Zum kindlich-jugendlichen Toben durch Wald und Flur, nach Spiel und Spaß in freier Natur war mir gewiß nicht zumute. So unterblieb - nach längeren Erörterungen - in jenem Jahr auch der geplante

längerfristige Sommer-Ferienaufenthalt in Westhof. Ich war nur zweimal für einige Tage dort, wurde mit einem Pferdefuhrwerk von Peter abgeholt und auch wieder nach Kühlungsborn gebracht, d. h., man ersparte mir die langen Fußwege oder Radtouren.

Auch zu den häuslichen Arbeiten wurde ich in diesem Sommer grundsätzlich nicht hinzugezogen, und so hatte ich viel Zeit zum Lesen, zum Schmökern, was ich dann auch ausgiebig tat.

Unsere ganze Familie - d. h. meine Eltern, meine Großmutter, Tante Lilly, Peter - bemühte sich, meine Ferien entspannt und erholsam gestalten zu helfen.

Nur so ist es zu verstehen, daß mir, zeitlich für jenen Sommer befristet, ein ganz besonderes Privileg eingeräumt wurde - ich war im Februar 14 Jahre alt geworden, hatte damit das offizielle Alter zum Besuch der "nur für Erwachsene und Jugendliche zugelassenen" Filme erreicht, und durfte nun im Sommer 1949 jede Woche mir "den Film der Woche" in der Kühlungsborner "Strandbühne" am Bülow-Weg ansehen. Die Erwachsenen wollten mir damit wohl etwas besonders Gutes antun, und das taten sie damit auch.

Bis dahin war für mich Kinobesuch selten gewesen, u. a. weil zu jener Zeit in der sowjetischen Besatzungszone - außer Märchen- und ausgesprochenen Kinderfilmen - die große Mehrzahl der Zelluloidstreifen als "nicht kinderfrei" indexiert war. Und was einmal vorgeschrieben war, wurde seinerzeit vom Einlaßdienst des Kinos konsequent durchgesetzt.

Man konnte im Jahre 1949 in Kühlungsborn schon für 60 oder 80 Pfennige eine Kinokarte für die vorderen Sitzreihen erwerben. Da verschiedene kleine Geldgeschenke zur kürzlichen Konfirmation mir ein kleines Geldpolster beschert hatten, leistete ich mir aber nun durchweg den Luxus einer 1,- DM-Karte, genoß die Schöpfungen der Kinematographie stets von einem guten Mittelplatz.

Im wesentlichen wurden alte Ufa-Produkte und die neuesten, häufig noch nicht synchronisierten, d. h. russischsprachigen sowjetischen Filme gespielt, letztere mit deutschen Untertiteln. Damals sah ich meine ersten Spielfilme in Farbe, den Marika-Röck-Film "Die Frau meiner Träume" und einige nach 1945 mit Hilfe übernommener deutscher Technologie entstandene sowjetische Streifen. An letzteren faszinierten mich immer wieder die gefühlvoll mit klassischer Musik unterlegten wundervollen Naturaufnahmen. Auch die ersten Defa-Spielfilme erschienen auf dem Spielplan, aufrüttelnde, ernste Filme mit einem hohen humanistischen Anspruch, die sich überwiegend mit Nachkriegsthemen beschäftigten. Gar mancher Defa-Pionier der ersten Jahre wurde später ein Mann mit großem internationalen Namen; z. B. gehörte damals Wolfgang Staudte zu den jungen Defa-Regisseuren.

Alles in allem hätten wir im Sommer 1949 zufrieden sein können. Mein Vater hatte einen sicheren Arbeitsplatz mit auskömmlichem Gehalt, wir waren alle - mehr oder weniger - gesund, die allgemeine Versorgungslage - speziell auch die Lebensmittelversorgung - war inzwischen ausreichend, und verbesserte sich von Jahr zu Jahr, wenn auch im Schneckentempo.

Insbesondere ich konnte meinem Schicksal danken - ich hatte eine kritische gesundheitliche Situation, einschließlich Operation, letzten Endes gut überstanden, war trotz aller Widrigkeiten in die 9. Klasse versetzt worden; d. h. mir war die reale Möglichkeit eröffnet worden, eine sehr gute schulische Ausbildung zu erwerben, diese in 4 Jahren mit dem Abitur abzuschließen und später nach entsprechendem Studium einen hochqualifizierten Beruf ergreifen zu können.

Ich "hatte es geschafft"! Und - ich habe diese Chance in den nächsten 10 Jahren auch voll genutzt. Zu alledem war der Sommer 1949 ein schöner warmer Sommer, mit viel Sonne, blauem Himmel und blauem Meer.

Dennoch gab es auch manchen zunächst kaum als solchen wahrgenommenen Schatten, d. h. manches Ereignis jenes Sommers sollte die Tiefe und Breite seiner Konsequenzen für uns erst später offenlegen. In plastischer Erinnerung geblieben ist mir die Konstituierung der drei westdeutschen Besatzungszonen zur Bundesrepublik Deutschland. Von den westdeutschen Medien - z. B. vom damals regelmäßig durch uns abgehörten nordwestdeutschen Rundfunk - wurde das Ereignis nachhaltig gefeiert, von den ostdeutschen Zeitungen und Sendern wurde es verurteilt. Eigenartigerweise war sich die Medienwelt in Ost und West einig in der Überzeugung, daß die Einheit Deutschlands eine Frage von nur noch wenigen Wochen, höchstens Monaten geworden war, wobei selbstredend jede Seite von dem baldigen Entstehen eines höchst andersartigen vereinten Deutschlands überzeugt zu sein schien. Wie unsere Familie insgesamt, so hatte auch ich den Eindruck, daß die jetzt eingesetzte Beschwörung der baldigen deutschen Einheit Theaterdonner war, von beiden Seiten. Meine Eltern, meine Großmutter, meine Tante Lilly bekamen am Tag der Gründung des neuen Staates in Westdeutschland sehr ernste Mienen, und während des Abendessens meinte mein Vater: "Das ist für lange Zeit die deutsche Teilung in ein Ost- und in ein West-Deutschland. Der Westen überläßt uns völlig den Russen. Wir werden weiter Reparationen zahlen müssen, und drüben wird der Marshallplan amerikanischen Wohlstand, vielleicht sogar Reichtum bringen!"

Meine Mutter ergänzte: "Den Russen ist damit endgültig klar gemacht worden, daß sie aus den Westzonen nie etwas an Reparationsleistungen erhalten werden; warum sollten sie jetzt auch noch auf das verzichten, was sie hier herausholen können, zumal das Potsdamer Abkommen mit den Westmächten ihnen das Recht dazu gegeben hat!"

Und Tante Lilly stimmte den Ausführungen ihres Schwagers und ihrer Schwester ausdrücklich zu.

Die Zukunft sollte beweisen, wie sehr meine Eltern und meine Tante damals Recht hatten. Ihr Baltenleben "auf den Kanten des Weltgeschehens" hatte ihnen ein ausgeprägtes Gespür für die Mechanismen internationaler Großmachtpolitik vermittelt, das jenen Deutschen, die nie im Ausland gelebt hatten, selten gegeben war.

Die Auffassungen unserer Familie waren deshalb ausgesprochene Einzelmeinungen. In unserer Nachbarschaft, in meinem Freundeskreis hoffte die große Mehrheit darauf, daß nun auch die Länder der Sowjetzone bald der Bundesrepublik beitreten und sich dann ein allgemeiner grandioser gesamtdeutscher Wiederaufstieg ergibt.

Ich teilte die Auffassung meiner Familie, weil sie mir einleuchtend erschien. Auf Erörterungen dazu mit meinen jetzt fast immer hochgestimmten Freunden und Spielgefährten ließ ich mich nicht ein. Wozu auch? Zu ändern war ohnehin nichts mehr.

Anfang August platzte in unsere Sommeridylle eine Nachricht, die mit der großen Politik wohl nichts zu tun hatte, zwar nur von eng umgrenzt regionaler Relevanz, für mich persönlich hingegen eminent wichtig war. In Schwerin war nun doch definitiv entschieden worden, daß ab 1.9.1949 in Kühlungsborn eine zum Abitur führende Oberschule aufgebaut wird!

Noch mitten in den Sommerferien wurde in Kühlungsborn eilig eine außerordentliche Lehrerversammlung einberufen, auf der mein Vater Einzelheiten erfuhr.

Alle im Zusammenhang mit dem Schuljahresabschluß 1948/49 ausgesprochenen Delegierungen von Absolventen der Kühlungsborner Schule an die Oberstufe der Goethe-Oberschule Bad Doberan waren durch Erlaß des mecklenburgischen Bildungsministers für ungültig erklärt worden, die betreffenden Schüler hatten den Grundstock der zukünftigen 9. Klassen der "Goethe-Oberschule Kühlungsborn" zu bilden. Ähnliche Regelungen galten für Absolventen der 8. Klassen in der Kleinstadt Schwaan - südlich von Rostock gelegen - und des "Zentraldorfes" Satow, südwestlich von Bad Doberan. Auch die ein Abitur anstrebenden Jugendlichen aus diesen Orten und den jeweils umliegenden Dörfern hatten nach Kühlungsborn umgeschult zu werden.

Im Eiltempo wurden 2 ehemalige mittlere Hotels in der Dünenstraße, die 1945 mit Flüchtlingen belegt worden waren, freigezogen und für eine Nutzung als Internate vorbereitet - ein Gebäude für die Mädchen, das andere für die Jungen. Als zukünftige Klassenräume der Oberschule wurden die ehedem von der "Höheren Knaben- und Töchter-Lehranstalt" genutzten Räume bestimmt.

Auch an den zukünftigen Lehrerstamm hatte man gedacht - neben einigen Umsetzungen aus anderen höheren Schulen und Neueinstellungen wurden bestimmte Lehrer der bisherigen 6., 7. und 8. Kühlungsborner Klassen zum Unterricht in der Oberstufe bestimmt, darunter auch mein Vater.

Da ich bereits im Februar 1949 nach Bad Doberan gewechselt war und dort auch die Versetzung in die 9. Klasse erhalten hatte, hätte man über die Gültigkeit all' dieser Anweisungen für mich persönlich durchaus streiten können. Meine Situation wurde dann auch erst anläßlich eines Besuches des neu eingesetzten Direktors der zukünftigen Kühlungsborner Oberschule, Hans-Hermann Esser, bei meinen Eltern entschieden. Der neue Direktor machte dem neuen Oberschullehrer unzweideutig klar, daß er ein "eindeutiges Bekenntnis der Lehrerfamilie Akkermann zur zukünftigen gymnasialen Einrichtung in Kühlungsborn" erwarte.

Für meinen Vater bedeutete der Übergang in die Oberstufe eine spürbare berufliche Aufwertung, einschließlich einer gehaltlichen Verbesserung. Vermutlich, um nicht von Anfang an mit seinem neuen Vorgesetzten in einer persönlichen Angelegenheit in eine Konfrontation zu geraten, erklärte mein Vater sein Einverständnis damit, mich wieder von der "Goethe-Oberschule Bad Doberan" zu holen und in die neuentstehende "Goethe-Oberschule Kühlungsborn" eingliedern zu lassen; meine Mutter schloß sich dieser Entscheidung nach einigem Zögern an.

Ich wurde nicht gefragt, aber das war in solchen Angelegenheiten zu jener Zeit auch nicht üblich. Und so trat ich dann, am 1. Septenber 1949- exakt fünf Jahre nach dem Beginn meines Kühlungsborner Schülerdaseins - erneut auf dem gleichen Schulhof an, um nun als stolzer Oberschüler einer völlig neuen Schule, der "Goethe- Oberschule Kühlungsborn", auf meinem direkten Weg zum Abitur zu starten.

In vier Jahren sollte ich dann zu den ersten Absolventen einer in Kühlungsborn zum Abitur führenden Schule gehören.

Nur etwa 5 Wochen später, am 7. Oktober 1949, wurde aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands jener Staat gebildet, dessen Bürger ich von seinem Anfang bis zu seinem Ende - 40 Jahre lang - sein sollte, die "Deutsche Demokratische Republik".

Aus der Sicht unserer Familie war das die für uns im jetzigen Osten Deutschlands Verbliebenen die günstigste aller nach Gründung der Bundesrepublik aus den Zonen der USA, Großbritanniens und Frankreichs noch verbliebenen realen Möglichkeiten. Mein Vater hatte es bei seiner Dolmetscherarbeit in der sowjetischen Gefangenschaft bei wiederholten Gesprächen mit sowjetischen Offizieren hören können, wovon die meisten dieser Männer im Hinblick auf die deutsche Zukunft träumten - von einem

sowjetisch dominierten Gesamtdeutschland, womöglich von einer der Sowjetunion angehörenden deutschen Sowjetrepublik. Und mit der Einfügung des nördlichen Ostpreußens als "Oblast Kaliningrad" in den sowjetischen Staatsverband hatte man damit zügig einen Anfang gemacht. Gewiß - daß die schnelle Errichtung eines sowjetischen Gesamtdeutschlands ein Hirngespinst war, stellte sich für alle Sowjetbürger sehr schnell heraus. Aber wenn es nicht das ganze Deutschland sein konnte - warum nicht zumindest die von den eigenen Truppen mit festem Zugriff besetzte Zone? Offensichtlich wollte jedoch Stalin im Jahre 1949 die gesamtdeutsche Option nicht völlig aufgeben und ordnete damals den "Wettlauf der Systeme" auf deutschem Boden an, in Form von zwei deutschen Staaten, d. h., er ließ die DDR gründen.

Für uns bedeutete das, wieder den festeren Boden eigener Staatlichkeit zu erhalten, bei allen Problemen, die dieser Staat während der 40 Jahre seiner Existenz haben sollte, und die er andererseits auch für seine Bürger - aus welchen Gründen auch immer - selbst schuf.

Für meine Familie und mich persönlich begann damit ein 40 Jahre währender, neuer Lebensabschnitt, in welchem unsere baltische Herkunft Jahr für Jahr bedeutungsloser wurde.

Es waren andere Gesichtspunkte, Sachverhalte und Begleitumstände, die jetzt in Deutschland einen bestimmenden Einfluß auf Lebenslauf und Lebensperspektive eines jungen Menschen gewannen.

"Unglück ist die Hebamme allen Genies" (Napoleon)

SCHLUSSWORT

"Jenseits von Riga" war unter Deutschbalten zur Zarenzeit ein geflügeltes Wort - ganz allgemein bezeichnete man damit gerne Geschehnisse, Zustände, aber auch Erwartungen und Hoffnungen, die weit entfernt von hier und heute angesiedelt waren.

In diesem Sinne war es vor allem bei Deutschen aus dem lettisch-livländischen Raum geläufig. Wenn ein Litauen-Deutscher es in den Mund nahm, meinte er dagegen oft auch sehr konkret das Geschehen, das sich aus litauischer Sicht tatsächlich jenseits der Baltenmetropole, also in der Residenz des großen Zarenreiches, in St. Petersburg abspielte.

Deutschbalten aus Estland dagegen verwandten es nicht selten in Bezug auf jene Vorgänge, die aus ihrer nördlichen Perspektive sich südlich von Riga vollzogen, wobei kaum Litauen, sondern vor allem das deutsche Ostpreußen, bzw. das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit gemeint war.

Die vorstehend schriftlich niedergelegten Erinnerungen nehmen alternierend jede dieser Perspektiven in Anspruch, wobei sich der mentale Mittelpunkt des Deutschbaltentums, Riga, in dieser Eigenschaft mehr und mehr verliert, insbesondere nach den Schicksalsjahren 1939 und 1945.

Es ist dies eine Niederschrift aus der sehr subjektiven Sicht eines Einzelnen, die keineswegs Anspruch auf Verallgemeinerungsfähigkeit erhebt.

Es ist indessen ein authentischer Bericht, und als solcher vielleicht doch ein kleiner nützlicher Beitrag zur Vermeidung von Mißverständnissen und Unsicherheiten beim Zusammenfinden der Völker Europas, wozu die alten baltischen Stammvölker der Letten, Litauer und Esten zweifelsfrei gehören.

.